Opp. 658 ° (5

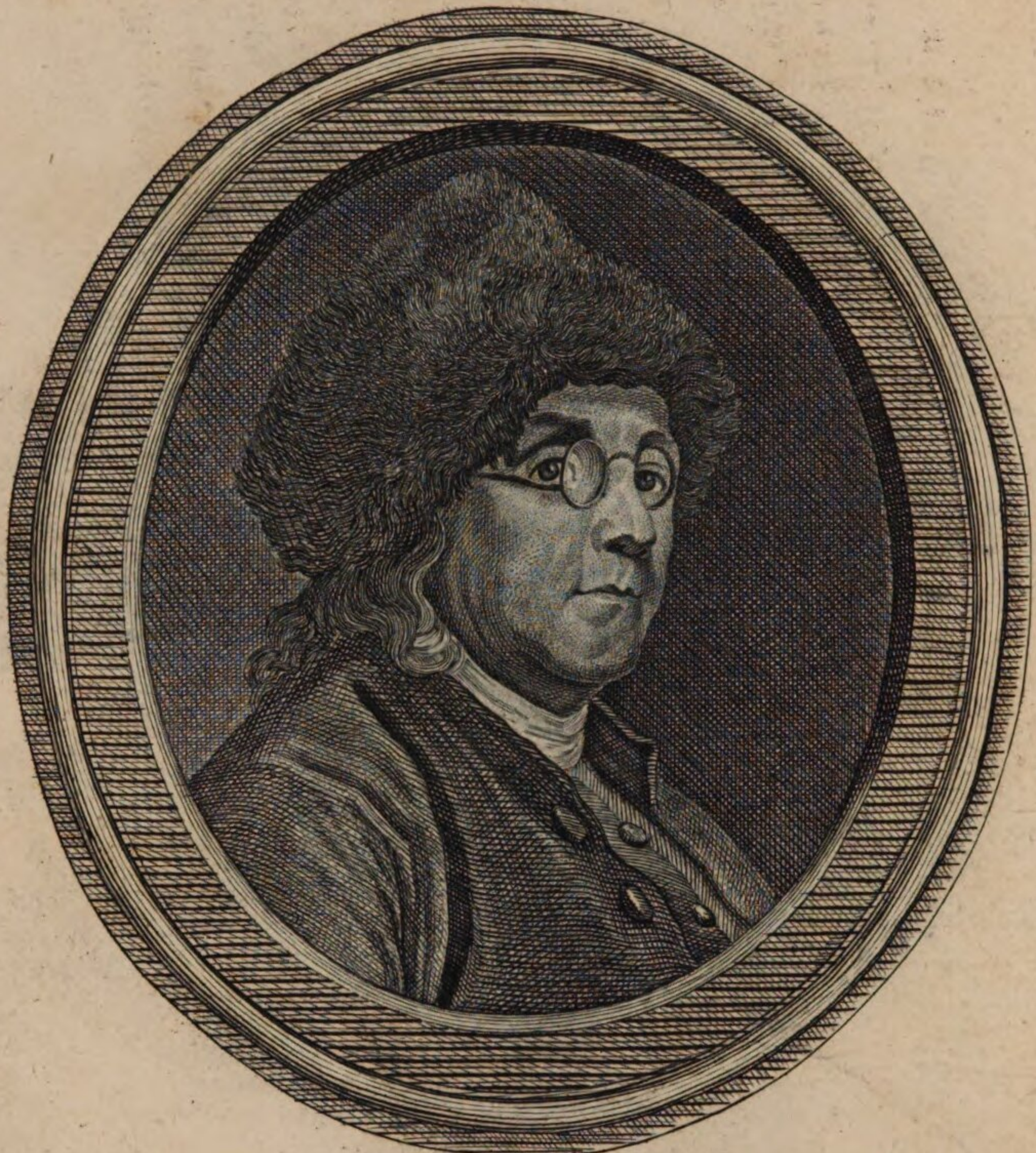
E BIBLIOTHECA

W. A. BARTHII.

<366010257700 16

<366010257700 16

Bayer. Staatsbibliothek



BENJAMIN FRANKLIN

im Hauskleide.

C

Dr. Benjamin Franklin's

nachgelassene

Schriften und Correspondenz,

nebst

seinem Leben.

Aus dem Englischen übersetzt. [v. Gottlob Heinrich Adolf Wagner

---

Fünfter Band.

Aufsätze vermischten Inhalts.

255.

Mit Franklin's Porträt in seiner Hauskleidung.

Weimar,

im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.

1819.

A. 167 1432

NB. In den Bogen A. bis P. ist die Signatur-Bezeichnung aus Verschen falsch angegeben, und muß heißen 5r Band statt 3r Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort

zum fünften Bande.

Dieser Band schließt nun den wirklich höchst kostbaren Schatz von Franklin's Privat-Correspondenz, seinem Leben, und seinen kleinen Schriften, und enthält die Sammlung seiner kleinen, zum Theil schon bekannten, nach Art des Englischen Zuschauers gearbeiteten kleinen Aufsätze, deren Gegenstände die Gelegenheit des Tages herbeiführte, wofür Franklin sehr umsichtig jene Darstellungsart wählte, weil sie einfach und eindringlich der Aufnahme des Besonderen und Einzelnen unter das Ganze und Allgemeine zusagte. Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß sich darin Franklin's lebendiger, werkthätiger, erbaulicher und förderlicher Sinn mit seiner schönen Lebens-Weisheit auf's Gewandteste und Liebenswürdigste ausspricht. Wir haben diese kleinen Aufsätze unter bestimmte Rubriken geordnet, um die verwandten Materien besser zusammenzustellen, welches den Lesern gewiß angenehm seyn wird.

Noch ein Wort über die zwei Porträts von Franklin, welche wir dieser Sammlung beigefügt haben. Das erste, welches den ersten Band begleitet, ist nach einem guten Französischen Originale copirt, und zeigt Franklin als Staatsmann und Gesandten, in seiner schönen Würde; das andere, welches diesem letzten Bande vorsteht, ist einem schönen Englischen Originale nachgebildet, und zeigt den liebenswürdigen Greis Franklin, im Hauskleide, in seiner Americanischen Pelzmütze, mit seiner Doppelbrille, kurz so gemüthlich, als wenn er eben einen seiner schönen kleinen Aufsätze niedergeschrieben hätte, und eben darum eignete es sich auch vorzüglich für diesen Band. Hoffentlich werden uns die Leser auch für dieses Geschenk freundlich danken.

Weimar im August 1819.

D. H.

Inhalt

des fünften und letzten Bandes.

I. Ethische Aufsätze.

	Seite.
1. Der schöne und der häßliche Fuß	3
2. Unterhaltung einer Gesellschaft Tagethierchen, nebst dem Selbstgespräch eines älteren	6
3. Moralen aus dem Schachspiel	10
4. Eine Parabel wider den Verfolgungsgeist	16
5. Ueber den Verfolgungsgeist. Duldung in Alt- und Neu-England	17
6. Ueber die Mittel zur Glückseeligkeit	23
7. Parabel über die Blatternimpfung	25
8. Papier und Menschen	26
9. Die Pfeife; eine wahre Geschichte	29
10. Grabschrift eines Eichhörnchens, das ein Affe getödet hatte	31
11. Apolog	32
12. Ueber seines Bruders Tod	33

II. Pädagogische Aufsätze.

13. Bittschrift an diejenigen, welche die Oberaufsicht über die Erziehung haben	35
14. Plan einer Englischen Schule	37

III. Diätetische Aufsätze.

Seite.

15. Die Kunst angenehm zu träumen 47
16. Ueber die Schwimmkunst 54
17. Eine neue Art zu baden. 59
18. Vorsichtsregeln auf Seereisen 61

IV. Physikalische Aufsätze.

19. Bemerkungen über die allgemein herrschende Lehre vom Leben und Tode 68

V. Oekonomische Aufsätze.

20. Guter Rath an einen jungen Handwerker . . 72
21. Nöthige Winke für diejenigen, die gern reich werden möchten 75
22. Der alte, arme Richardt, oder Mittel reich zu werden 77
23. Ein Mittel, aller Welt Beutel zu füllen . . 89
24. Ein Oekonomisches Project 91

VI. Politische Aufsätze.

25. Sätze zur Prüfung 99
26. Bemerkungen über die Vermehrung der Menschen, Colonisten ꝛc. 103
27. Ueber das Matrosenpressen 113
28. Ueber den Sclavenhandel 118
29. Ueber den Schleichhandel und seine Nebenzweige . 123
30. Ueber den Getraide-Preis und die Unterstützung der Armen 130
31. Ueber Anbau und Beförderung des Wohlstandes fremder Länder 136
32. Ueber peinliche Gesetze und Seecaperei . . . 138
33. Ueber China's Vorkehrungen gegen Hungersnoth . . 148
34. Ueber den Zwist zwischen England und America . 149

Seite.

35. Ueber den inneren Zustand von America . . 156
36. Bemerkungen über die Nordamericanischen Wilden 164
37. Nachricht von dem höchsten Gerichtshofe in Pennsylvanien, nämlich dem Gericht der Presse 175
38. Gesetze eines Philadelphischen Clubb's . . . 181
39. Vergleichung des Betragens der alten Juden und der Anti-Föderalisten in den vereinigten Staaten von America 185
40. Rede bei'm Schlusse der allgemeinen Staaten-Versammlung 191
41. Unterricht für die, welche nach America auswandern 195
42. Rhapsodien 216

VII. Aesthetische Aufsätze.

43. Ueber Musik 223
44. Ueber eine Ballade 230
45. Der Triumph der Künste 236

VIII. Religiöse Aufsätze.

46. Glaubensartikel. Gottes-Verehrung . . . 239
47. Parabel über brüderliche Liebe 248

IX. Aufsätze vermischten Inhalts.

48 — 53. Der Vielgeschäftige 250
54. Gespräche über Tugend und Lust 283
55. Selbstverläugnung nicht das Wesen der Tugend . 297
56. Das wahre Glück 300
57. Ueber Entdeckungen 303
58. Lebensverderb 307
59. Ein Morgen am Hofe 311
60. Eine Fabel 313
61. Der Platz in Himmel 315
62. Ein Arabisches Märchen 316
63. Gespräch zwischen Franklin und dem Podagra . 317

Seite.

64. An Madame Helvetius zu Auteuil 326
65. An Dieselbe 327
66. Unterthänige Bittschrift an Madame Helvetius, überreicht von ihren Katzen 329
67. An Herrn Abbé Morellet 338

Benjamin Franklin's

nachgelassene Schriften.

Fünfter Band.

Aufsätze vermischten Inhalts.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Ethische Aufsätze.

1.

Der schöne und der häßliche Fuß.

Es gibt zwei Arten von Menschen in der Welt, von welchen, bei gleichen Graden von Gesundheit, Wohlstand und andern Annehmlichkeiten des Lebens, die eine glücklich, die andere elend ist. Dieß hat seinen Grund größtentheils in den verschiedenen Gesichtspuncten, aus denen sie Sachen, Personen und Vorfälle betrachten, und in Rückwirkung dieser verschiedenen Ansichten auf ihren Geist.

In jeder möglichen Lage kann der Mensch Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten finden. In jeder Gesellschaft kann er Personen und Unterhaltung antreffen,

die ihm mehr oder weniger behagen. An jeder Tafel kann er Gerichte und Getränke von besserm oder schlechterm Geschmack, besser oder schlechter zubereitete Schüsseln finden. Unter jedem Himmelsstriche wechselt schlechtes Wetter mit gutem ab; unter jeder Regierung gibt es gute und schlechte Gesetze, und gute und schlechte Handhabung dieser Gesetze. In jedem Gedichte, oder Werke des Genies, finden sich Schönheiten und Mängel; fast in jedem Gesicht, an jeder Person kann man schöne Züge und Fehler, gute und böse Eigenschaften bemerken.

Unter diesen Umständen heftet von obgedachten beiden Menschenarten, diejenige, welche Anlage hat, glücklich zu seyn, ihre Aufmerksamkeit auf die angenehme Seite der Dinge, auf die unterhaltenden Theile des Gesprächs, die gut zugerichteten Schüsseln, den guten Wein, das schöne Wetter, u. s. w., und genießt Alles mit Fröhlichkeit. Die von der zweiten Art, die zum Unglück bestimmt sind, denken und sprechen bloß von dem Gegentheil. Daher sind sie selbst beständig unzufrieden, stören durch ihre Bemerkungen das Vergnügen der Gesellschaft, beleidigen eine Menge Leute persönlich, und machen sich allenthalben verhaßt. Wäre diese Richtung des Geistes in der Natur gegründet, so müßte man diese unglücklichen Leute nur destomehr bedauern. Allein, da dieser Hang zu tadeln und allenthalben Anstoß zu finden, ursprünglich vielleicht nur aus Nachahmung angenommen und unvermerkt zur Gewohnheit wird, die, wenn jetzt auch noch so stark, doch gewiß abgelegt werden kann, wenn die, welche sie an sich haben, nur von den üblen Folgen derselben für ihre Zufriedenheit überzeugt werden: so hoffe ich, daß diese kleine Ermahnung ihnen vielleicht nützlich werden, und sie zur Ablegung einer Gewohnheit

bewegen könne, die, wenn gleich in der Ausübung größtentheils Spiel der Einbildungskraft, dennoch wichtigen Einfluß auf das ganze Leben hat, indem sie wirkliches Mißvergnügen und Unglück erzeugt. Denn da Leute dieser Art einer Menge Menschen zuwider, Niemanden aber angenehm sind; so erweißt ihnen Niemand mehr, als die allergemeinste Höflichkeit und Achtung, und diese kaum; und so werden sie häufig in üble Stimmung gesetzt und zu Streitigkeiten und Zänkereien verleitet. Suchen sie sich empor zu arbeiten, oder ihre Vermögensumstände zu verbessern, so wünscht ihnen Niemand guten Erfolg; Niemand mag einen Schritt für sie thun, oder ein Wort zu ihrem Vortheile verlieren. Widerfährt ihnen ein Unglück, fallen sie unter die strafende Hand der Gerechtigkeit, so finden sie Niemand, der sie vertheidigt, oder entschuldigt; Mancher hingegen sucht ihren Fehler zu vergrößern, und sie ganz verhaßt zu machen. Wollen Leute dieser Art ihre üble Gewohnheit durchaus nicht ablegen, noch sich dazu verstehen, an dem Gefälligen Gefallen zu finden, ohne sich selbst und Andre absichtlich mit unangenehmen Dingen zu quälen, so thut man wohl, ihren Umgang, der immer verdrüßlich ist, und oft, besonders wenn man selbst mit in ihre Händel verwickelt wird, sehr nachtheilig werden kann, ganz zu vermeiden.

Ein alter philosophischer Freund von mir, war in diesem Punct durch Erfahrung sehr vorsichtig geworden, und vermied sorgfältig jede nähere Verbindung mit solchen Menschen. Er hatte, wie andre Naturforscher, ein Thermometer, das ihm den Grad der Wärme, und ein Barometer, welches ihm vermuthliches gutes, oder schlechtes Wetter anzeigte; da man aber bis jetzt noch kein Werkzeug erfunden hat, Jemanden auf den ersten Blick jene

widerwärtige Geistesstimmung abzumerken, so brauchte er zu dieser Absicht seine Füße, wovon der eine vorzüglich schön, der andere aber durch einen Unfall krumm und entstellt worden war. Sah ein Fremder bei der ersten Zusammenkunft mehr auf den häßlichen, als auf den schönen Fuß; so ward er ihm verdächtig. Sprach er aber von dem häßlichen, ohne des schönen zu erwähnen, so war dieß hinreichender Grund für meinen Philosophen, allen fernern Umgang mit ihm zu vermeiden. Nicht Jedermann hat ein solches doppelfüßiges Instrument: aber Jeder kann, mit ein wenig Aufmerksamkeit, Kennzeichen dieser tadelsüchtigen, fehlerspähenden Gemüthsart entdecken, und denselben Vorsatz fassen, den Umgang derer, die damit angesteckt sind, zu meiden. Ich rathe daher alle diesen kritisirenden, winselnden, unzufriedenen und unglücklichen Leuten, wenn sie von Andern geachtet und geliebt seyn, und sich selbst wohl befinden wollen, daß sie aufhören, nur auf den häßlichen Fuß zu sehen.

2.

Unterhaltung einer Gesellschaft von Tagthierchen, nebst dem Selbstgespräch eines ältern.

An Madame Brillant.

Sie erinnern sich vielleicht, meine theure Freundin, als wir neulich jenen glücklichen Tag in dem reizenden Garten und der angenehmen Gesellschaft von Moulin Joly zubrachten, daß ich auf einem unserer Spazier-

gänge eine Weile stehen blieb, und die Übrigen vor mir voraus ließ. Man hatte uns eine zahllose Menge kleiner todter Fliegen von einer besondern Gattung, die man Ephemeren oder Tagthierchen nennt, gezeigt, und dabei versichert, daß in Einem Tage mehrere Geschlechter nach einander geboren würden und stürben. Zufällig wurde ich eine lebendige Gesellschaft von ihnen auf einem Blatte gewahr, die in einer Unterhaltung begriffen schien. Sie wissen, daß ich die Sprachen aller niedern Thierarten verstehe: mein zu großer Eifer in Erlernung derselben ist die beste Entschuldigung der geringen Fortschritte, die ich in Ihrer reizenden Sprache gemacht habe. Ich horchte aus Neugier auf die Gespräche dieser kleinen Geschöpfe; allein da sie, vermöge der natürlichen Lebhaftigkeit ihrer Landesart zu Dreien und Vieren auf einmal sprachen, so konnte ich nur wenig aus ihrer Unterhaltung nehmen. Nur so viel schloß ich aus einzelnen, abgebrochenen Worten, die ich dann und wann unterschied, daß sie über den Vorzug zweier fremden Virtuosen, eines Mosquito, und einer Schnacke, sehr heftig stritten, und auf diesen Zwist verwendeten sie ihre Zeit, wie es schien, mit so wenig Rücksicht auf die Kürze ihres Daseyns, als hätten sie die Gewißheit gehabt, einen ganzen Monat zu leben. Glückliches Volk! dachte ich, du lebst sicher unter einer weisen, gerechten und milden Regierung, da du nicht über öffentlichen Druck zu klagen hast, und keinen andern Gegenstand des Streites kennst, als die Vorzüge, oder Mängel ausländischer Musik. Ich wendete mich hierauf zu einem alten Graukopf, der auf einem andern Blatt allein saß, und mit sich selbst im Gespräch begriffen war. Sein Monolog amüsirte mich sehr: ich schrieb ihn deßhalb nieder, und hoffe, er soll auch sie, der ich für die angenehmste aller Belustigungen, ihre

köstliche Gesellschaft und himmlische Harmonie so viel Dank schuldig bin, nicht minder belustigen.

„Die gründlichsten Naturforscher unsres Geschlechts, „sagte der Graukopf, die lange vor meiner Zeit gelebt „und geblüht haben, waren der Meinung, daß diese „weite Welt von Moulin Joly selbst nicht länger, als „achtzehn Stunden stehen könne, und ich glaube, sie „hatten einigen Grund zu dieser Vermuthung; denn nach „der scheinbaren Bewegung des großen Feuerballs zu „schließen, der der ganzen Natur Leben einflößt, und der „sich seit meiner Zeit sichtbarlich und beträchtlich gegen „den Ocean am Ende unserer Erde geneigt hat, muß „er endlich seinen Lauf beschließen, in dem Gewässer, „das uns umringt, erlöschen, und die Welt der Nacht „und Kälte überlassen, die nothwendig allgemeinen Tod „und Zerstörung hervorbringen müssen. Ich selbst habe „sieben von diesen Stunden gelebt: ein großer Zeitraum, „der nicht weniger als vier hundert und zwanzig Minu„ten beträgt. Wie Wenige von uns bringen ihr Leben „so hoch! Ich sah sieben Geschlechter geboren werden, „blühen und sterben. Meine jetzigen Freunde sind die „Kinder und Enkel meiner Jugendfreunde, die jetzt, „ach! nicht mehr sind. Und ich muß ihnen bald folgen; „denn ob ich gleich noch bei guter Gesundheit bin, so „kann ich doch, dem Laufe der Natur nach, nicht länger, „als sieben, oder acht Minuten zu leben hoffen. Was „nutzt nun alle Mühe und Arbeit, mit der ich auf die„sem Blatte Honigthau sammelte, den ich ungenossen „zurücklassen muß? Was nutzen meine politischen Käm„pfe zum Besten meiner Landsleute, der Bewohner die„ses Busches, oder meine philosophischen Forschungen zum „Besten unseres ganzen Geschlechts? denn, was die Po-

„litik betrifft, so wird (was vermögen Gesetze ohne Sit-
„ten?) das gegenwärtige Geschlecht der Tagthiere, nach
„Verlauf weniger Minuten, gleich denen in andern, äl-
„tern Büschen, vom Sittenverderben ergriffen und folg-
„lich unglücklich werden — und in der Philosophie, wie
„gering sind da unsre Fortschritte! Ach! die Kunst ist
„lang, und das Leben kurz! Meine Freunde möchten
„mich mit dem Nahmen trösten, den ich, wie sie sagen,
„hinterlasse; auch hätte ich ja, versichern sie, für mei-
„nen Ruhm und den Lauf der Natur lange genug ge-
„lebt. Allein, was soll einem Ephemeron, das nicht
„mehr da ist, der Ruhm? und was wird aus der gan-
„zen Geschichte werden, wenn die achtzehnte Stunde
„eintritt, wo selbst die Welt, ja ganz Moulin Joly
„sein Ende erreichen, und in den allgemeinen Untergang
„begraben werden wird? — "

So bleibt auch mir, nach allen meinen eifrigen Bemühungen, kein dauerhaftes Vergnügen, als der Gedanke, ein langes Leben wenigstens zu guten Absichten verwendet zu haben: der vernünftigen Unterhaltung ein Paar guter weiblicher Tagthierchen, und dann und wann einem freundlichen Blick und einem süßen Ton von der ewig liebenswürdigen Brillant.

B. Franklin.

3.

Moralen aus dem Schachspiel.

Das Schachspiel ist das älteste und allgemein bekannteste Spiel in der Welt; denn sein Ursprung steigt über die Jahrbücher der Geschichte hinaus und seit undenklichen Zeiten ist es eine Belustigung aller gebildeten Völker Asiens, der Perser, Inder und Chinesen gewesen. In Europa ist es schon über tausend Jahre gewöhnlich; die Spanier haben es in ihre amerikanischen Länder eingeführt, und seit Kurzem ist es auch in diesen Staaten erschienen. Es ist an sich so anziehend, daß man nicht erst durch Hoffnung zum Gewinnst dazu gelockt werden darf; auch wird es darum nie um Geld gespielt. Wer daher Muße zu solchen Erholungen hat, der kann kein unschuldigeres Spiel wählen; und dieser Aufsatz, der in der Absicht geschrieben ist, einer kleinen Gesellschaft junger Freunde gewisse Fehler abzugewöhnen, die sie dabei begingen, beweißt zugleich, daß die Wirkungen desselben auf die Seele nicht nur unschuldig sind, sondern selbst, für den Besiegten sowohl, als für den Sieger heilsam werden können.

Das Schachspiel ist nicht bloß ein müßiger Zeitvertreib. Mehrere schätzenswerthe, im Laufe des menschlichen Lebens nützliche Eigenschaften des Gemüths kann man sich dadurch erwerben, oder doch stärken, so daß sie zur Fertigkeit werden, die uns bei keiner Gelegenheit entstehen. Das Leben ist ja selbst eine Art Schach, wo wir oft gewisse Puncte zu gewinnen und Nebenbuhler, oder Gegner zu bekämpfen haben, und worin eine un-

endliche Mannichfaltigkeit guter und böser Zufälle herrscht, die gewissermaßen Folgen der Klugheit, oder des Mangels an ihr sind. Bei'm Schachspiel können wir daher lernen

Erstens Vorsicht, die ein wenig in die Zukunft blickt, und die Folgen erwägt, die eine Handlung haben kann; denn der Spieler muß beständig sagen: „Wenn ich diesen Zug thue, was wird dann der Vortheil meiner neuen Lage seyn? Wie kann ihn mein Gegner zu meinem Nachtheile benutzen? Was kann ich sonst für Züge thun, jenen zu decken, und mich selbst gegen seinen Angriff zu vertheidigen?"

Zweitens Umsicht, die das ganze Schachbret, oder den Schauplatz der Handlung überschaut; die Verhältnisse der einzelnen Steine und Lagen, so wie die Gefahren, denen sie gegenseitig ausgesetzt sind; die verschiedenen Möglichkeiten, einander zu decken; die Wahrscheinlichkeit, daß der Gegner diese Figur nehmen, oder jene ziehen, diese oder jene angreifen werde; so wie die verschiedenen Mittel, seinen Streich zu vermeiden, oder die Folgen davon gegen ihn zu kehren, berechnet.

Drittens Behutsamkeit, keinen Zug zu schnell zu thun. Diese Gewohnheit erwirbt man sich am besten dadurch, daß man die Gesetze des Spiels streng beobachtet, z. B. dieses: „Wer einen Stein berührt, muß ihn von der Stelle ziehen: wer ihn niedersetzt, muß ihn stehen lassen;" und zwar ist es darum besser, diese Regeln zu beobachten, weil das Spiel dadurch ein desto richtigeres Bild des menschlichen Lebens, und besonders des Krieges, wird, wo ihr, wenn ihr euch einmal unvorsichtiger Weise in eine schlimme Lage gesetzt habt, nie

die Erlaubniß des Feindes hoffen könnt, eure Truppen zurückzuziehen und sie sicherer zu stellen, sondern alle Folgen eurer Raschheit ausbüßen müßt.

Endlich erwerben wir uns bei'm Schachspiel eine Gewohnheit, über einen augenblicklichen schlimmen Anschein in der Lage unserer Angelegenheiten nicht gleich den Muth zu verlieren; wir gewöhnen uns, die Hoffnung eines günstigen Umschlags zu nähren, so wie in der Aufsuchung von Hülfsmitteln auszudauern. Dieses Spiel ist so reich an Vorfällen, der Gang und die Wendungen desselben so mannichfaltig, das Glück darin ist plötzlichen Veränderungen so ausgesetzt, und man entdeckt so oft, nach langem Nachdenken, die Mittel, sich selbst aus einer für unüberwindlich gehaltenen Schwierigkeit herauszuhelfen, daß man den Muth selten ganz verliert, sondern den Kampf bis auf das Äußerste verfolgt, in der Hoffnung, durch eigne Geschicklichkeit endlich noch zu siegen, oder doch durch Nachlässigkeit des Gegners, auf eine ehrenvolle Art unterzuliegen. Und wirklich, wer, wozu das Schach oft Veranlassung gibt, bedenkt, daß gewisse glänzende Vortheile leicht Dünkel, und die gewöhnliche Begleiterin desselben, Unachtsamkeit erzeugen, durch die der Verlust leicht ersetzt werden kann, der wird endlich lernen, sich durch das augenblickliche Glück seines Gegners nicht niederschlagen, noch von jedem kleinen Hinderniß, das sich der Erreichung seiner Absichten in den Weg legt, um die Hoffnung bringen zu lassen, endlich doch glücklich zum Ziele zu kommen.

Damit nun aber dieser wohlthätige Zeitvertreib, vorzugsweise vor andern, die nicht mit gleichen Vortheilen

verbunden sind, gewählt werde, so sollte man billig jeden Umstand, der das Vergnügen desselben vermehren kann, beachten, und jedes übereilte, oder harte Wort, jeden Blick und jede Handlung, die auf irgend eine Weise beleidigen könnten, vermeiden, zumal, da sie ganz mit dem unmittelbaren Zwecke beider Spieler, sich die Zeit angenehm zu vertreiben, im Widerspruche stehen.

Also, ist man einmal übereingekommen, streng nach den Regeln zu spielen, so müssen diese Regeln auch von beiden Seiten auf das Genauste beobachtet werden; kein Theil darf sich von ihnen losmachen, und doch den andern daran binden wollen — denn das ist nicht billig.

Zweitens; hat man ausgemacht, die Regeln nicht streng zu beobachten, und ein Theil bittet um Nachsicht, so muß er auch bereit seyn, sie dem andern widerfahren zu lassen.

Drittens; versucht es nie, euch durch einen falschen Zug aus einer Verlegenheit zu retten, oder einen Vortheil zu gewinnen; denn unmöglich kann es Vergnügen machen, mit Jemand zu spielen, den man einmal auf solchem Wege betreten hat.

Viertens; wenn euer Gegner langsam spielt, so dürft ihr ihn nicht übereilen, oder Verdruß über sein Zögern äußern. Ihr dürft nicht singen, oder pfeifen, nach der Uhr sehen, ein Buch aufnehmen und darin lesen, mit den Füßen auf der Erde, oder mit den Fingern auf dem Tische spielen, noch sonst Etwas treiben, das seine Aufmerksamkeit stören könnte. Denn alles das mißfällt und zeigt nicht sowohl eure Kunst im Spiel, als eure List, oder Ungeschliffenheit.

Fünftens dürft ihr nicht suchen, euren Gegner zu hintergehen und zu täuschen, indem ihr vorgebt, einen falschen Zug gethan, oder gar euer Spiel ganz verderbt zu haben, in der Absicht, ihn dadurch sicher und sorglos zu machen, oder seine Aufmerksamkeit von euren Planen abzuziehen: denn das ist Betrug und Schelmerei, nicht Geschicklichkeit im Spiel.

Sechstens dürft ihr, wenn ihr ein Spiel gewonnen habt, keinen triumphirenden oder beleidigenden Ausdruck brauchen, noch übermäßige Freude zeigen, sondern müßt vielmehr suchen, euren Gegner zu trösten, und durch allerlei höfliche Ausdrücke, die sich mit der Wahrheit vertragen, weniger unzufrieden mit sich selbst zu machen; als z. B.: „Sie verstehen das Spiel besser, als ich, aber Sie sind ein wenig unachtsam"; oder: „Sie spielen zu hastig"; oder: „Sie hatten das beste Spiel von der Welt; wahrscheinlich fiel Ihnen Etwas ein, das Sie zerstreute, und den Vortheil auf meine Seite lenkte."

Siebentens; wenn ihr einen Zuschauer abgebt, indeß Andere spielen, so beobachtet das tiefste Stillschweigen! denn jeder Rath, den ihr geben könnt, muß beide Theile beleidigen. Den, gegen welchen ihr ihn gebt; weil er machen kann, daß sein Spiel verloren geht; uud eben so den Andern, zu dessen Vortheil er seyn soll. Denn, wenn er gleich gut ist und befolgt wird, so verliert der Spieler doch das Vergnügen, das er vielleicht genossen hätte, wenn ihr ihm Zeit gelassen, nachzudenken und ihn selbst zu finden. Selbst nach einem Zuge, oder nach mehrern Zügen, dürft ihr die Figuren nicht zurückstellen und zeigen, wohin sie besser gezogen worden wären; dieß verdrießt immer, und kann überdieß Streit und Zweifel

über ihren wahren Platz veranlassen. Alles Schwatzen mit den Spielern schwächt, oder zerstreut ihre Aufmerksamkeit und ist daher immer lästig. Eben so wenig dürft ihr einem von beiden Theilen durch irgend eine Bewegung, oder ein Geräusch den geringsten Wink geben. Thut ihr das, so verdient ihr nicht, daß man euch zusehen läßt. Wollt ihr eure Beurtheilungskraft üben, oder zeigen, so thut es, wenn ihr Gelegenheit habt, bei eurem eignen Spiele; nicht durch Tadeln, Rath geben, oder Einmischen in fremde Spiele.

Wird endlich das Spiel nicht, zu Folge der angegebenen Regeln, der Strenge nach, gespielt, so mäßigt eure Begierde nach dem Triumph über eure Gegner, und begnügt euch mit einem Siege über euch selbst! Hascht nicht begierig nach jedem Vortheile, den seine Ungeschicklichkeit oder Flatterhaftigkeit euch darbietet, sondern zeigt ihm freundlich, daß er durch solchen Zug einen Stein in Gefahr oder unbedeckt setze, oder lasse; daß er durch einen andern seinen König in eine gefährliche Lage bringe, u. s. w. Durch diese großmüthige (der oben verbotenen Rauheit so ganz entgegengesetzte) Höflichkeit könnt ihr vielleicht das Spiel an den Gegner verlieren; dafür aber werdet ihr Etwas gewinnen, das mehr werth ist: seine Achtung, sein Wohlwollen und seine Zuneigung, und zugleich den stillen Beifall und das Wohlwollen unpartheiischer Zuschauer.

4.

Eine Parabel wider den Verfolgungsgeist.

Und es begab sich nach diesem Allen, daß Abraham bei Sonnenuntergang in der Thüre seines Zeltes saß. Und er sah einen alten Mann des Wegs aus der Wüste kommen, und sich auf seinen Stab stützen. Und er stand auf, ging ihm entgegen und sprach: „Lieber, kehre bei mir ein, deine Füße zu waschen, und bleibe die Nacht bei mir; so kannst du früh aufstehen und deinen Weg fortsetzen". Und der Mann sprach: „Ich gehe nicht mit dir, ich bleibe unter diesem Baume". Abraham aber nöthigte ihn fast sehr, und da kehrte er um und ging in das Zelt, und Abraham buck ungesäuert Brod, und sie aßen zusammen. Da nun Abraham sah, daß der Mann Gott nicht dankte, sprach er zu ihm: „Warum betest du nicht zu dem höchsten Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden?" Und der Mann antwortete und sprach: „Ich bete deinen Gott nicht an, und rufe auch seinen Nahmen nicht an; denn ich habe mir selbst einen Gott gemacht, der immerdar in meinem Hause wohnt, und mir gibt, was ich bitte". Da entbrannte Abrahams Zorn gegen den Mann, und er stand auf, und trieb ihn bei Nacht mit Schlägen in die Wüste. Da ließ sich Gottes Stimme hören und rief: „Abraham, wo ist der Fremdling?" Und Abraham antwortete und sprach: „Herr, er wollte dich nicht anbeten, noch deinen Nahmen anrufen: darum hab' ich ihn von mir in die Wüste gestoßen". Da sprach Gott: „Habe ich nicht ganzer hundert und neunzig Jahre Geduld mit ihm gehabt, ihn genährt und gekleidet, ohnerachtet seiner Halsstarrigkeit

gegen mich: und du, der du selbst ein Sünder bist, konntest nicht Eine Nacht Geduld mit ihm haben?" — Da sprach Abraham: „Herr, ich habe gesündigt; laß deinen Zorn nicht über mich entbrennen!" Und er lief in die Wüste und suchte den Alten, führte ihn in sein Zelt, pflegte sein und entließ ihn am Morgen mit Geschenken.

5.

Ueber den Verfolgungsgeist. Duldung in Alt- und Neu-England *).

Gehen wir in der Geschichte der jetzt bestehenden christlichen Sekten zurück bis zu ihrem Ursprunge, so finden wir nur wenige darunter, die nicht abwechselnd Verfolger und Verfolgte gewesen wären. Die ersten Christen hielten die Verfolgungen, die sie von den Heiden erduldeten, für äußerst ungerecht, übten sie aber gegen einander selbst aus. Die ersten Protestanten der englischen Kirche tadelten die Intoleranz der römischen Kirche, waren aber selbst gegen die Puritaner intolerant. Diese warfen der bischöfflichen Kirche ihren Verfolgungsgeist vor, fielen aber, sowohl in England als in Amerika, in denselben Fehler. Man wird dieß leicht begreifen, wenn man sich erinnert, daß die Lehre der Duldung damals noch nicht bekannt war, oder doch erst unmerkliche Fortschritte gemacht hatte. Der Verfolgungsgeist war also

*) Dieser Aufsatz ward 1772 in London geschrieben.

nicht sowohl ein Fehler der Sekten, als der Zeiten: er galt an sich nicht für etwas Böses. Die herrschende Meinung war bloß, die Irrenden sollten die Wahrheit nicht verfolgen, wohl aber wären die Bekenner der Wahrheit befugt, den Irrthum zu verfolgen, um ihn zu vertilgen. Nun glaubte aber jede Sekte, sie sey allein im Besitz aller Wahrheit, und jeder Satz, der von den ihrigen abweiche, sey Irrthum. Sie wähnte daher, Verfolgung, wenn sie in ihrer Macht stehe, sey eine Pflicht, welche Gott, der ihrer Meinung nach durch Ketzereien beleidigt ward, von ihr fordere. Nach und nach kamen in der Christenheit billigere und gemäßigtere Gesinnungen in Aufnahme. Vorzüglich verwerfen die Protestanten durchaus alle Verfolgung; keiner vertheidigt sie, und nur wenige üben sie aus. Wir sollten also aufhören, einander die Fehler unsrer Väter vorzurücken, und den jetzigen Charakter der Sekten, oder Kirchen bloß nach ihrem jetzigen Betragen beurtheilen *).

Man beschuldigt die Dissenter in Amerika der Intoleranz; laßt uns sehn, mit welchem Rechte? — Sie kamen aus England, auf eigne Kosten ein neues Land anzubauen, in dem sie, nach ihrer eignen Weise, freie

*) So einleuchtend die Religionsduldung dem gesunden Menschenverstande scheint, so war sie doch nicht die Frucht der Vernunft, sondern des Handels. Schon längst sahen die Portugiesen ein, wie sehr die Duldung zur Beförderung des Handels beitrage: sie waren aber zu eifrige Katholiken, um diese kühne Maaßregel in Portugal zu wagen. Nur in Goa ward sie verstattet, und die Inquisition in dieser Stadt bloß auf Römisch-Katholische eingeschränkt. S. Lord Kaims's Sketches of the History of Men. Vol. II. p. 474.

Religionsübung genießen könnten. Nachdem sie das Land von den Eingebornen im Ganzen gekauft hatten, so vertheilten sie es in Dörfer, verlangten weder Kaufgeld, noch Erbzins dafür, sondern machten bloß die Bedingung, daß die freien Eigenthümer (Frecholders) einen Prediger (natürlich meinten sie einen der herrschenden Sekte) und eine Freischule in jedem Dorfe unterhalten sollten: und so ward der Presbyterianismus die herrschende Landesreligion. Im Anfange ging alles gut, da durchaus einerlei Denkungsart in der Religion herrschte; der Unterhalt des Predigers und der Schule ward durch eine verhältnißmäßige Taxe auf Ländereien aufgebracht. In der Folge aber, da mehrere Quaker *), Wiedertäufer und Dissenter durch die Bemühung eigner bischöflichen Missionen zur englischen Kirche zurückkehrten, so weigerte man sich hie und da, eine Abgabe zum Unterhalte einer Kirche zu bezahlen, mit der man nicht gleichdenke, und die man verlassen habe. Die Obrigkeit fuhr

*) In Neu-England gab es bis 1656, d. i. ohngefähr sechs und dreißig Jahre nach der Gründung der Colonie, Niemand, der sich öffentlich zur Lehre der Quaker bekannt hätte. Erst um gemeldetes Jahr kamen Mary Fisher und Anna Austin aus Barbados, und kurz darauf mehrere aus London an. Ihre Predigten fanden Eingang. Die Provinzial-Regierung, die die Colonie von ihnen zu reinigen wünschte, schickte diejenigen, die ihr bekannt wurden, fort, und suchte die Niederlassung neuer zu verhüten. Man führte zu diesem Zwecke Geldstrafen, Landesverweisung, Gefängniß-, Leibesstrafen und Cautionen ein: alles das aber half so wenig, daß endlich ein Gesetz gegeben ward, welches jeden, der nach der Landesverweisung zurückkehren würde, zum Tode verdammte. Wirklich hängte man auch einige. S. Hist. of the British dominions, 1774, 4. p. 118 seq.

indeß fort, die Abgabe, vermöge der Grundgesetze, die ihre Gültigkeit nicht verloren hatten, zu erheben und zu verwenden. Sie that dieß desto unbedenklicher, da sie für recht und billig hielt, daß die Landeigenthümer dasjenige bezahlten, was bei der Verleihung zur einzigen Bedingung gemacht worden war, was alle nachherigen Käufer als eine auf den Grundstücken haftende Verbindlichkeit betrachtetund derentwegen sie eine verhältnißmäßig geringere Summe dafür bezahlt hatten — eine Abgabe also, der sich, wie man meinte, kein rechtlicher Mann unter dem Vorwande, seine Religionsüberzeugung geändert zu haben, entziehen könne. (Dieß ist auch wohl einer der besten Gründe, aus dem man in England von den Dissentern den Zehnten fordern kann). Da aber die Bischöffe wider dieses Verfahren, als eine Verfolgung, schrieen, so machte die gesetzgebende Gewalt der Provinz Massachusets eine Verordnung, vermöge deren die Abgabe zwar, nach wie vor, bezahlt, der Antheil der Glieder der englischen Kirche aber an die Prediger ihrer eigenen Gemeinde abgegeben werden sollte.

Die Gesetzgeber erwogen, wie es scheint, den wahren Zweck der Abgabe, nämlich die Sicherung und Verbesserung der Sittlichkeit des Volks und die Beförderung ihrer Glückseligkeit durch die Erhaltung des öffentlichen Gottesdienstes und der Predigt des Evangeliums. Sie glaubten, daß, wenn eine besondere Gemeinde sich eine besondere Art des Gottesdienstes ersänne, diese ihr wohl am angemessensten seyn dürfte, und daß, wenn nur das Gute geschehe, es so ziemlich gleichgültig sey, wie und durch wen es geschehe. — —

Die Dissenter in Amerika könnten es freilich nicht gern sehen, wenn sich ein Stand (der Orden der Bischöffe) unter ihnen festsetzte, dessen Verfolgungen zu entgehen, ihre Väter einst in diese Wildniß flohen, und von deren Herrschsucht sie in der Zukunft allerdings zu fürchten haben, da ihnen ganz unbekannt ist, daß ihr Geist sich verändert habe. Indeß würden sie es nicht hindern können, wenn die englische Regierung einen Geistlichen in dieser Qualität dahin schicken wollte. Diese vermeidet aber sehr weise die Einführung der Bischöffe in Gegenden, wo die Gemüther des Volks noch nicht genug vorbereitet sind, sie gutwillig anzunehmen, und wo folglich die öffentliche Ruhe gefährdet werden könnte.

Nun laßt uns sehen, wie die Intoleranz-Rechnung der beiden Partheien steht! In Neu-England, wo unter den gesetzgebenden Collegien fast kein einziges Mitglied der bischöfflichen Kirche ist, gibt es 1.) keinen Eid, der die Geistlichen dieser Kirche hindert, ihr Amt zu verwalten; 2.) genießen die Söhne derselben das völlige Universitäts-Benefiz; 3.) werden die Auflagen zur Erhaltung des öffentlichen Gottesdienstes, in so fern sie von Gliedern der englischen Kirche bezahlt werden, an die Geistlichen derselben abgegeben. In Alt-England hingegen sind 1.) die Dissenter von allen einträglichen und Ehrenämtern ausgeschlossen; 2.) erhalten die Benefizien auf Universitäten nur Söhne der bischöfflichen Geistlichkeit; 3.) bekömmt die Geistlichkeit der Dissenter nichts von den Zehnten, die ihre Glaubensgenossen bezahlen, sondern diese haben noch besonders die Last, ihren Gottesdienst unterhalten zu müssen.

Auch sind es keinesweges die Dissenter allein, die sich in Amerika der Einführung der Bischöffe widersetzen: die Laien überhaupt, und selbst einige Geistliche der englischen Kirche sind dagegen. Die Einwohner von Virginien sind fast alle bischöfflich; die Kirche ist dort völlig eingeführt, das Conseil und die Assembly sind vielleicht ohne Ausnahme Mitglieder derselben; gleichwohl äußerte letztere, als ohnlängst bei einer Synode der Geistlichkeit beschlossen worden war, um einen Bischoff anzuhalten, bei ihrer nächsten Zusammenkunft ihre Unzufriedenheit hierüber auf die nachdrücklichste Weise, und votirte einstimmig eine Dank-Addresse von Seiten des Hauses an diejenigen Geistlichen, welche gegen jenen Beschluß protestirt hatten.

Zuverlässig würden die Dissenter diesem Projekt weniger Hindernisse in den Weg legen, wenn es den Bischöffen in England, nach ihrer Weisheit und Güte, gefallen sollte, ihren heiligen Charakter dadurch in ein milderes Licht zu setzen, daß sie ihrem Widerspruche gegen das Ansuchen der Dissenter, von der Unterzeichnung der 39 Artikel befreit zu werden, entsagten, und wenn sie zugäben, daß die Dissenter zu Ämtern im Staate gelangen, an den Benefizien auf Universitäten Theil nehmen könnten, und das Privilegium erhielten, daß die Zehnten von ihren Gütern, auf den Unterhalt ihrer eignen Geistlichkeit verwendet würden. In allen diesen Puncten der Duldung scheinen sie aber den jetzigen Dissentern von Neu-England noch weit nachzustehen. Vielleicht glauben einige, die Nachahmung des Beispiels dieser Niedrigern sey unter der Würde der Bischöffe: indeß zweifle ich nicht, daß sie diesen Schritt über lang oder kurz thun werden, da einer wahren christlichen

Demuth keine gutthätige Handlung zu schwer fallen kann. — —

6.

Ueber die Mittel zur Glückseligkeit.

Der Zweck jedes einzelnen Menschen ist seine persönliche Glückseligkeit. Das Verfahren, das man zu Erlangung derselben beobachtet, gründet sich auf ein System von Grundsätzen, die, dem größten Theile nach, auf Autorität beruhen — mit andern Worten, die ihre Kraft nicht von Gründen, sondern von dem Ansehn einer, oder mehrerer Personen erhalten. Nach ihnen richtet man sich, und dieß geschieht selbst von dem denkendsten Theile der Menschen, nicht bloß in Kleinigkeiten, sondern in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens. Bei näherer Betrachtung wird uns das wenig Wunder nehmen. Ist es doch vielleicht unmöglich, zu erweisen, daß Leben und Daseyn überhaupt, außer der allgemeinen Meinung, einen wahren Werth haben.

Bestätigt wird dieß durch die Bemerkung, daß man fast bei jeder Nation der Erde die Glückseligkeit auf einem verschiedenen Wege sucht, und selbst bei einem und demselben Volke wird sie von den verschiedenen Altern, Ständen und Klassen in die Erreichung äußerst ungleicher Zwecke und Genüsse gesetzt.

Diese sowohl, als andere, aus ihnen hergeleitete Maximen, werden nach und nach zur Gewohnheit, und,

da von ihnen die Bestimmung des Willens abhängt, so nenne ich sie moralische Fertigkeiten.

Eine andere Art Gewohnheiten hängt von den körperlichen Organen und Gliedmaßen ab, und diese nenne ich deßhalb mechanische Fertigkeiten. Diese machen das aus, was man gewöhnlich Künste nennt, die mehr, oder weniger frei, oder mechanisch sind, je nachdem sie mehr oder weniger den Beistand der Seelenkräfte erfordern.

Der Trieb zu den moralischen Fertigkeiten liegt bei jedem Individuum in den Sitten desselben. Der sittliche Trieb der Individuen bestimmt die Sitten einer ganzen Nation.

Die Glückseligkeit der Individuen ist ohnstreitig der letzte Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, und politische Schriftsteller sowohl, als überhaupt der einsichtsvolle Theil der Menschen, haben immer behauptet, daß politische Wohlfahrt oder Macht, Reichthum und Glanz eines Staates zu diesem Zwecke führen, und deßhalb verdienen, daß man nach ihnen strebe.

Diese drei Gegenstände werden theils von äußern, theils von innern Ursachen befördert, oder behindert. Die letztern kann man wiederum in physische, politische und persönliche (unter persönlichen fasse ich die moralischen und mechanischen Fertigkeiten zusammen) eintheilen. Physische Ursachen sind vorzüglich Clima, Beschaffenheit des Bodens und Menschenzahl; politische sind Regierungsform und Gesetze. Politische Wohlfahrt ist immer das Resultat der gemeinschaftlich wirkenden Kraft jener beiden Ursachen. Eine Menge äußerer Umstände halten diesen innern die

Waage, beschränken nicht nur einander gegenseitig, sondern wirken auch beständig fort, und bilden einander, ohne Ausnahme, selbst gegen den Einfluß des Clima's, merklich oder unmerklich, in's Bessere oder Schlimmere aus.

7.

Parabel über die Blatternimpfung.

Man weiß, daß die Fürsten des Morgenlandes, von den ältesten Zeiten an, einander Wahrheiten und wichtige Sätze unter dem Schleier von Apologen, Parabeln, oder Räthseln vorzulegen pflegten. Diese alte Sitte ist in jenen Gegenden noch nicht ganz abgekommen. Einer der vornehmsten indischen Nabobs schickte vor Kurzem einem benachbarten Monarchen folgende Parabel zu:

„Ein Schiffer am Ganges wäre in seiner Kindheit beinahe ertrunken. Sein Vater und Großvater ertranken, weil sie nicht schwimmen konnten; seine älteste Tochter ertrank fast unter seinen Augen, sein Schwiegersohn und eine Enkelin ertranken in einiger Entfernung von ihm. Noch sind ihm ein Paar Kinder und Enkel übrig, von denen ein Einziger schwimmen gelernt hat. Würde dieser Vater nicht wohl thun, wenn er seine übrige Familie gleichfalls schwimmen lernen ließe?“

Diese Parabel, erwiederte der Monarch sogleich, ist nicht schwer zu verstehn. Ich selbst bin der Vater, die

Familie des Schiffers ist mein Volk, der Fluß Ganges sind die Blattern, und die Kunst zu schwimmen — die Einimpfung.

8.

Papier und Menschen.

Ein witziger Kopf zu Olims Zeiten (dergleichen gab es damals, deren Winke bedeutend, deren Allegorien voll Sinn waren) nannte, das ganze Menschengeschlecht durch Einen kühnen Zug zu zeichnen, jede Kinderseele ein reines, weisses Papier, worauf, je nachdem die erwachende Vernunft sich Lebensregeln wähle, die schöne Tugend ihr Siegel, oder das Laster einen Makel drücke.

Der Gedanke war glücklich, wahr und passend; mich dünkt, ein Genie könne ihn weiter verfolgen. Ich — wird man mir meine Vermessenheit verzeihen? — ich, kein witziger Kopf, kein Genie, will es gleichwohl versuchen.

Die mancherlei Arten Papier dienen zu mancherlei Gebrauche; für die Bedürfnisse der Mode, der Pracht und des Nutzens. Eben so mancherlei sind die Menschenarten, und, irr' ich mich nicht, so stellt jede Sorte Papier irgend eine Menschenklasse vor.

Seht dort den Stutzer — halb Flittern, halb Puder — funkelnd wie ein Toilettendöschen ist sein Zim-

mer. Er gleicht dem Schuldscheine, den man bei Seite legt, und sorgfältig vor fremden Händen im Schreibtische verwahrt.

Handwerker, Bedienten, Taglöhner und so weiter sind Concept-Papier, von wohlfeilerm Preise, weniger geschätzt, wenn gleich nützlicher, für den Arbeitstisch bestimmt, in jedem Nothfalle bei der Hand, und zugänglich für jede Feder.

Der Filz, der gierig zusammenscharrt und schabt, und maust, und betrügt, und vor Hunger stirbt, um lachende Erben zu bereichern, ist grobes Packpapier, dergleichen die Krämer um Waaren wickeln, die bessere Leute brauchen werden.

Und womit vergleichen wir sein Gegenbild, den Verschwender, der in einem Kreise von Lustbarkeiten Gesundheit, guten Namen und Vermögen vergeudet? Wird auch für ihn eine Sorte sich finden? O gewiß; er ist ein Pariser Assignat.

Der verwirrte Kopf des politischen Kannengießers sieht auf dieser Seite durchaus Recht, auf jener durchaus Unrecht; Widerspruch macht ihn rasend, Beifall närrisch; sein schwacher Verstand glaubt jedes Mährchen, das seinen Vorurtheilen schmeichelt: wird sein Client geschlagen, so prophezeit er ihm Siege. Dieser Tropf gleicht jener Sorte Papier, die zum Zeichen eine Narrenkappe hat.

Der Hitzkopf, dessen Blut immer siedet, mit dem ihr Händel kriegt, wenn ihr ihm einen Fingerbreit zu

nahe kommt, der keine Bewegung, keinen Wink, keinen Blick ertragen kann — wem gleicht dieser? wem? dem Seidenpapiere *).

Was sind unsre Dichter, durch die Bank, gut, schlecht, reich, arm, gelesen oder ungelesen? Sie und ihre Werke gehören am Ende in eine Klasse — in das Maculatur.

Seht dort das sanfte unschuldige Mädchen, sie ist schönes weisses Papier, ein unbeflecktes Blatt, worauf der glückliche Mann, den das Schicksal begünstigt, seinen Namen schreiben, und die er für seine Bemühung nehmen kann.

Ein Beispiel noch erlaubt mir, ein einziges nur, und ich schließe. Wem gleicht der große Mann, der Kleinigkeiten verschmäht, dessen Gedanken, dessen Handlungen, dessen Grundsätze sein Eigenthum und allein nach den Gefühlen seines Herzens gebildet sind? der reinsten, besten köstlichsten Sorte von allem, dem wahren, ächten Royal-Papier!

*) Eine Art sehr feines und dünnes Papier, das bei jeder nicht äußerst behutsamen Betastung zerknillt wird, oder zerreißt.

9.

Die Pfeife.

Eine wahre Geschichte.

An seinen Neffen.

Ich war noch ein Knabe von sieben Jahren, als meine Verwandten mir an einem Festtage die Tasche mit Pfennigen füllten. Sogleich ging ich nach einem Laden, wo man Spielzeug für Kinder verkaufte; der Ton einer Pfeife aber, die ich im Vorbeigehn in der Hand eines andern Knaben sahe, entzückte mich dergestalt, daß ich ihm freiwillig für dieß Eine Stück meine ganze Baarschaft anbot. Nun ging es nach Hause, wo ich pfeifend durch alle Winkel zog, sehr vergnügt über meine Pfeife, aber der ganzen Familie damit zur Last. Als meine Schwestern, Brüder und Vettern hörten, was für einen Tausch ich getroffen habe, so versicherten sie mich, ich hätte viermal mehr für das Ding gegeben, als es werth sey. Nun fiel mir ein, was für schöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und sie lachten mich so sehr wegen meiner Einfalt aus, daß ich vor Verdruß anfing zu weinen. Die Reue machte mir nun mehr Ärger, als die Pfeife mir Vergnügen gemacht hatte.

Da dieß aber einen bleibenden Eindruck auf mich machte, so ward mir's in der Folge sehr nützlich. Oft, wenn ich in Versuchung kam, mir etwas Unnöthiges zu kaufen, sagte ich zu mir selbst: gib nicht zu viel für die Pfeife; und so sparte ich mein Geld.

Als ich groß ward, in die Welt trat, und die Handlungen der Menschen beobachtete, glaubte ich oft, sehr oft auf Leute zu treffen, die zu viel für die Pfeife gaben.

Sahe ich einen Menschen, der ängstlich nach Hofgunst strebte, und für sie seine Zeit in Vorzimmern, seine Ruhe, seine Freiheit, seine Tugend, und vielleicht seine Freunde aufopferte, so sagte ich zu mir selbst: dieser Mann gibt zu viel für seine Pfeife.

Sahe ich einen Andern um die Gunst des Volks buhlen, unablässig mit politischen Händeln sich beschäftigen, und seine eignen Geschäfte darüber vernachlässigen und zu Grunde richten, so sagte ich: Wahrlich, der bezahlt zu viel für seine Pfeife.

Fand ich einen Geizhals, der sich selbst jede Gemächlichkeit des Lebens versagte, auf das Vergnügen, Andern Gutes zu thun, und die Achtung seiner Mitbürger gänzlich Verzicht that, der die Freuden wohlwollender Freundschaft dem Durste, Schätze zu häufen, aufopferte — Armer Mann, sagte ich, fürwahr, du bezahlst zu viel für deine Pfeife.

Traf ich auf einen Freudenjäger, der bloß um sinnlicher Genüsse willen jede löbliche Verbesserung seines Geistes, oder Vermögens versäumte, so dachte ich: Betrogener Mann, du schaffst dir selbst Schmerz statt Vergnügen: du gibst zu viel für deine Pfeife.

Sehe ich einen Menschen, der an schöne Kleider, schönes Hausgeräthe, schönes Fuhrwerk alles, über sein

Vermögen hängt, darum Schulden macht, und seine Laufbahn im Gefängnisse beschließt — ach, sage ich dann, der hat seine Pfeife theuer, sehr theuer bezahlt!

Wenn ich ein schönes, sanftes Mädchen an einen bösartigen Drachen vom Manne verheurathet sehe, so sage ich: Jammer und Schade, daß sie so viel für eine Pfeife gegeben hat!

Kurz, ich glaube zu bemerken, daß die Menschen selbst sich den größten Theil ihrer Übel durch die falsche Schätzung des Werthes der Dinge und dadurch zuziehen, daß sie immer zu viel für ihre Pfeifen geben.

10.

Grabschrift eines Eichhörnchens, das ein Affe getödtet hatte.

Ach, armer Mungo, du warst glücklich, hättest du nur dein Glück besser erkannt. Fern von dem unerbittlichen Adler, dem deine Mutter zum Raube ward, hattest du nichts von seinen mörderischen Krallen zu fürchten. Eben so wenig drohte der kindische Muthwille des Jägers deinem Leben. Sicher in deinem Schlosse von Draht, konntest du der Bosheit Grimalkins *) trotzen. Täglich reichte dir eine holde Gebieterin mit eigner liebkosender Hand auserlesenes Futter: aber diese Vortheile

*) Der Name eines Affen.

genügten dir nicht; du wolltest mehr Freiheit. Ach! du hast sie nur zu sehr genossen! Deine übermüthige Laune trieb dich aus deiner Freistätte, und du fandst unter grausam s tändelnden Klauen — den Tod.

Ihr alle, ihr Verblendeten, die ihr nach mehr Freiheit seufzet, Unterthanen, Kinder, Eichhörnchen und junge Mädchen, lernt aus diesem Beispiele, daß ein scheinbarer Zwang oft wahre Freiheit ist, und Ruhe und Überfluß, verbunden mit Sicherheit, gewährt!

II.

Apolog.

Es war einmal ein guter Mann, der hieß Jakob, und ward sehr krank. Sein Beichtvater glaubte, er werde sterben, und rieth ihm, sein Haus zu beschicken, und seinen Frieden mit Gott zu machen, damit das Paradies ihm nicht entgehe. Aber Jakob sagte zu ihm: „Das macht mir keine Sorge; denn diese Nacht habe ich eine Erscheinung gehabt, die mich sehr beruhigte." — Und das war? fragte der gute Pfarrer. — „Ich befand mich, erwiederte der Sterbende, an der Thüre des Paradieses, unter einer Menge andrer Leute, die hinein wollten. St. Petrus fragte einen Jeden, von welcher Religion er sey? Der Eine antwortete: Ich bin römisch-katholisch. Gut, sagte St. Petrus, komm herein, und nimm unter den Katholischen Platz! Ein Anderer sagte: Ich bin ein Reformirter. Wohl, sagte St. Petrus,

geh' dort hin zu den Reformirten! Endlich fragte er auch mich, von welcher Religion ich wäre? „Ach! gab ich zur Antwort, ich hatte keine andere Religion, als das Naturgesetz und die Menschenliebe.“ Der Heilige bedachte sich einen Augenblick, dann sprach er: „Komm' auch herein, und nimm Platz wo du willst!“

12.

Ueber seines Bruder Tod.

(Brief.)

An Miß Hubbard *).

Ich traure mit Ihnen. Unsre Familie hat ein geliebtes und schätzbares Glied verloren. Allein es ist der Wille Gottes und der Natur, daß wir diese sterbliche Hülle ablegen müssen, wenn die Seele zum wahren Leben eingehen soll. Das jetzige ist mehr Verpuppung; bloße Vorbereitung zum Leben. Der Mensch ist erst dann vollständig geboren, wenn er todt ist. Warum sollten wir klagen, daß unter den Unsterblichen ein neues Kind geboren worden; daß ein neues Glied in ihren glücklichen Zirkel getreten? Wir sind Geister. Der Huld und Güte Gottes verdanken wir's, daß die Natur uns so lange den Körper leiht, als wir durch denselben uns Vergnügen verschaffen, Kenntnisse erwerben, oder unsern

*) Die Schwiegermutter des Verstorbenen.

Mitgeschöpfen Gutes thun können. Wird er zu diesen Zwecken ungeschickt, gibt er uns statt Vergnügen Schmerz, und entspricht er keiner von den Absichten mehr, wozu wir ihn erhielten, so müssen wir es abermals als einen Beweis von Huld und Güte erkennen, daß für ein Mittel gesorgt ist, wodurch wir ihn los werden. Dieses Mittel ist der Tod. Gern lassen wir ein verstümmeltes, schmerzendes Glied, das nicht geheilt werden kann, von uns trennen. Wer sich einen Zahn ausreißt, wird ihn gern los, weil der Schmerz mit ihm zieht; und wer den ganzen Körper verläßt, der ist von allen Schmerzen und selbst von der Möglichkeit der Schmerzen und Krankheiten, denen dieser ausgesetzt war, und die er durch ihn noch leiden konnte, auf einmal befreit.

Unser Freund wurde, nebst uns, zu einer frohen Gesellschaft eingeladen, die nie wieder auseinander geht. Sein Platz war zuerst bereit, und er ist vor uns hingegangen. Schicklicherweise konnten wir nicht Alle zusammen hinziehen; warum sollten wir also darüber klagen, da wir ihm Beide bald folgen werden, und wissen, wo wir ihn finden?

Leben Sie wohl.

B. Franklin.

II.

Pädagogische Aufsätze.

13.

Bittschrift an diejenigen, die die Oberaufsicht über die Erziehung haben.

Ich wende mich an alle Kinderfreunde, und beschwöre sie, einen Blick des Mitleids auf mein unglückliches Schicksal zu werfen, und die Vorurtheile auszurotten, deren Opfer ich bin. Wir sind ein Paar Zwillingsschwestern, und die zwei Augen des Menschen sind einander nicht ähnlicher, noch im Stande, sich besser mit einander zu vertragen, als meine Schwester und ich, wenn unsre Ältern nur nicht so partheiisch wären, und den nachtheiligsten Unterschied zwischen uns machten. Ich ward von Kindheit an gezwungen, meine Schwester als ein Wesen höherer Art zu betrachten. Mich ließ man ohne den geringsten Unterricht aufwachsen, indeß man an ihrer Erziehung nichts sparte. Sie erhielt Lehrer, die sie im Schreiben, Zeichnen, in der Musik und andern Künsten unterrichteten; rührte ich hingegen von ohngefähr einen Pinsel, eine Feder, oder Nadel an, so bekam ich einen derben Verweis, und mehr als einmal,

wegen Ungeschicklichkeit und Mangel an Anstand, Schläge. Manchmal, ich läugne es nicht, nahm mich meine Schwester mit in Gesellschaft; aber auch da spielte sie immer die erste Rolle, rief mich nur im Nothfalle zu Hülfe, oder ließ mich bloß an ihrer Seite figuriren.

Glauben Sie jedoch nicht, meine Herren, als gäbe mir bloß Eitelkeit diese Beschwerden ein! Nein; meine Unzufriedenheit hat eine wichtigere Veranlassung. In unsrer Familie ist es so hergebracht, daß die ganze Sorge für den Erwerb des Unterhalts auf meiner Schwester und mir liegt. Sollte nun meine Schwester von einer Krankheit befallen werden — und ich melde Ihnen bei dieser Gelegenheit im Vertrauen, daß sie dem Chiragra, der Gicht, dem Krampfe unterworfen ist, anderer Zufälle zu geschweigen — was würde sodann das Schicksal unsrer armen Familie seyn? Würden unsre Ältern es nicht bitterlich bereuen müssen, unter zwei vollkommen gleichen Schwestern einen so großen Unterschied gemacht zu haben? Ach! wir würden im Elend verschmachten: denn ich selbst wäre nicht im Stande, auch nur einen Bettelbrief zu kritzeln, da ich schon bei dieser Vorstellung, die ich hier die Ehre habe, Ihnen zu überreichen, mich fremder Hülfe bedienen mußte. Haben Sie die Güte, meine Herren, unsern Ältern die Ungerechtigkeit einer ausschließenden Zärtlichkeit und die Nothwendigkeit fühlbar zu machen, ihre Sorgfalt und Zuneigung unter alle ihre Kinder gleich zu vertheilen!

Ich bin mit der tiefsten Ehrerbietung, meine Herren!

Ihre

gehorsame Dienerin,

die linke Hand.

14.

Plan einer englischen Schule.

(Den Vorstehern der Akademie von Philadelphia zur Prüfung vorgelegt).

Man erwartet, daß jeder Schüler, der die Aufnahme in diese Anstalt verlangt, wenigstens buchstabiren und lesen, und eine leserliche Hand schreiben könne. Unter — — Jahren wird keiner angenommen.

Erste oder unterste Klasse.

Man lasse die erste Klasse die Regeln der englischen Grammatik lernen, und sorge zugleich, sie vorzüglich in der Rechtschreibung festzusetzen! Das Letztere erreicht man vielleicht am sichersten, wenn man die Schüler gleich paart, und immer zwei und zwei, deren Geschicklichkeit hierinne sich am gleichsten ist, zusammensetzt. Diese mögen nun um den Sieg streiten: indem Jeder dem Andern täglich zehn Wörter richtig zu schreiben aufgiebt. Derjenige, der die meisten Wörter des Andern vollkommen richtig schreibt, ist für diesen Tag Sieger. Wer die meisten Tage in einem Monate gesiegt hat, erhalte einen Preis, irgend ein schönes Buch, das er bei seinem künftigen Studiren brauchen kenn. Diese Methode heftet die Aufmerksamkeit der Kinder außerordentlich auf die Rechtschreibung der Wörter, und macht, daß sie es frühzeitig darin zu einer großen Vollkommenheit bringen. Es ist Schande für einen Mann, so unwissend in dieser kleinen Kunst in seiner eignen Sprache zu seyn, daß er beständig Wörter von ähnlichem Klange und verschiedener Be-

deutung verwechselt, und das Bewußtseyn dieses Fehlers macht daher, daß gewisse Leute, denen es sonst weder an Kenntnissen, noch an Verstand fehlt, so schwer daran gehn, auch nur einen gewöhnlichen Brief zu schreiben.

Die Aufsätze, welche die Schüler in dieser Klasse lesen, müssen kurz seyn; wie z. B. Croxalls Fabeln und kleine Geschichten. Während der Lection lese man ihnen ein Stück laut vor, erkläre ihnen die Bedeutung der vorkommenden schweren Wörter, und lasse sie dasselbe für sich selbst durchgehn, ehe sie aufgerufen werden, es dem Lehrer laut vorzulesen. Dieser sehe vorzüglich darauf, daß sie nicht zu geschwind lesen, und die Pausen, und Ruhepuncte gehörig beobachten. Ein Verzeichniß der gewöhnlichsten schweren Wörter mit Erläuterungen, für ihre Bedürfnisse eingerichtet, würde gute Dienste thun. Täglich könnten sie davon, zu Übung ihres Gedächtnisses, einige auswendig lernen, oder wenigstens eine gewisse Anzahl absichtlich in ein kleines, zu diesem Zwecke bestimmtes, Buch eintragen, wodurch sie die Bedeutung derselben sich desto besser einprägen, und sich zu ihrem künftigen Gebrauche ein kleines Wörterbuch sammeln würden.

Die zweite Klasse.

Man lehre sie nun mit Aufmerksamkeit und richtiger Modulation der Stimme, dem Inhalte und Tone des Aufsatzes gemäß, lesen.

In dieser Klasse gebe man als Pensum kurze Stücke, die nicht die Länge eines Blattes vom Zuschauer überschreiten; (einige von den leichtern Nummern dieses Werks

würden zu diesem Zwecke sehr geschickt seyn). Diese Lectionen gebe man den Schülern jedesmal den Abend auf, und lasse sie dieselben gegen Morgen studiren. Man mache es ihnen dann zum Gesetz, erstlich von den Theilen der Rede und der Wortfügung eines, oder mehrerer Sätze Rechenschaft zu geben. Dieß wird sie nöthigen, oft zur Grammatik ihre Zuflucht zu nehmen, und die vornehmsten Regeln ihrem Gedächtnisse einzuprägen. Dann von der Absicht des Verfassers, oder dem Zwecke des Stücks, dem Sinne jedes Perioden, und der Bedeutung jedes ungewöhnlichen Worts! Dieß wird sie frühzeitig mit dem Sinne und der Kraft der Wörter bekannt machen, und sie, was so höchst nöthig ist, gewöhnen, mit Aufmerksamkeit zu lesen.

Der Lehrer lese hierauf den Schülern das Stück mit gehöriger Modulation der Stimme, dem erforderlichen Nachdruck und der angemessenen Action, wo diese am rechten Orte ist, vor, und gewöhne die Jugend, seine Manier nachzuahmen.

Hat der Verfasser einen nicht ganz schicklichen Ausdruck gebraucht, so bemerke man es: aber auch auf die Schönheiten desselben mache man die Jugend vorzüglich aufmerksam!

Die Lese-Lectionen wechsele man oft ab, damit die jungen Leute mit allen Gattungen des guten Styls in Prosa und Versen und der einer jeden Gattung angemessenen Art des mündlichen Vortrags bekannt werden. Bisweilen gebe man ihnen eine gut erzählte Geschichte, ein Stück aus einer Predigt, die Rede eines Feldherrn an seine Soldaten, eine Rede aus einem Trauerspiele,

ein Stück aus einer Comödie, eine Ode, Satyre, einen Brief, reimlose, heroische, Knittelverse ꝛc. Immer aber wähle man solche Aufsätze, die einen nützlichen Unterricht gewähren, und zugleich zur Ausbildung des Verstandes und der Sittlichkeit der Jugend beitragen.

Man mache es zum Gesetze, daß sie die Lectionen vorher selbst studiren und verstehen lernen müssen, ehe man sie dieselben mündlich vortragen lehrt: zu diesem Zwecke sollte jeder Schüler ein englisches Wörterbuch besitzen, um sich aus den vorkommenden Schwierigkeiten zu helfen. Wenn unsre Kinder uns ein englisches Buch vorlesen, so glauben wir nur zu leicht, sie verständen, was sie lesen, weil wir es verstehn, und weil es ihre Muttersprache ist. Allein sie lesen oft, wie die Papageien sprechen, indem sie nur wenig, oder nichts von dem Sinne verstehn. Unmöglich aber kann ein Leser seiner Stimme die gehörige Modulation geben, und den richtigen Ton treffen, wenn nicht das Auge und der Verstand der Zunge zuvoreilt, und den Sinn vollkommen gefaßt hat. Aus der Gewohnheit, die Kinder Sachen, die sie vorher nicht verstehn lernten, laut lesen zu lassen, entsteht bei Vorlesern der so gewöhnliche Leierton, der, wenn er einmal zur Gewohnheit geworden ist, sich so schwer ablegen läßt: und daher kömmt es auch, daß es unter funfzig Vorlesern kaum Einen guten gibt. Aus Mangel an gutem mündlichen Vortrage muß manche kleine Schrift, die in der Absicht herausgegeben ward, auf die Gemüther der Menschen zu ihrem eignen, oder dem allgemeinen Besten zu wirken, die Hälfte ihrer Kraft verlieren. Gäb' es in jeder Nachbarschaft nur Einen guten Leser, so könnte ein öffentlicher Redner mit denselben Vortheilen bei einer ganzen Nation gehört werden, und denselben

Eindruck auf seine Versammlung machen, als ob er selbst Allen gegenwärtig wäre.

Die dritte Klasse.

Man lehre sie nun angemessen und schön sprechen: eine Kunst, die mit dem guten Lesen nahe verwandt ist, und bei'm Unterricht der Jugend natürlich zunächst folgt! Man bringe den Schülern dieser Klasse die Anfangsgründe der Rhetorik nach einem kurzen System bei, so daß sie von den gewöhnlichsten Tropen und Figuren Rechenschaft geben lernen. Man mache sie auf alle ihre bösen Angewohnheiten im Sprechen, alle Fehler gegen die Grammatik, jede verstümmelte, oder Provinzial-Aussprache und alle unschicklichen Ausdrücke aufmerksam. Kurze Reden aus der römischen, oder irgend einer andern Geschichte, aus den Parlaments-Debatten u. s. w. kann man auswendig lernen, und mit der angemessenen Action hersagen lassen. Auch Reden und Scenen aus unsern besten Lust- und Trauerspielen (mit sorgfältiger Vermeidung alles dessen, was das sittliche Gefühl der Kinder verderben könnte,) kann man zu diesem Behufe brauchen, und die Kinder üben, sie herzusagen und aufzuführen, wobei man immer bedacht seyn muß, ihren Anstand nach den besten Mustern zu bilden.

Zu ihrer fernern Ausbildung, und um ein wenig Abwechselung in ihre Arbieten zu bringen, mache man nun den Anfang, ihnen Geschichtsbücher in die Hände zu geben, nachdem man sie vorher eine kurze Tabelle der wichtigsten Epochen der Chronologie auswendig lernen lassen. Die ersten Bücher dieser Art können Rollins alte und römische Geschichte seyn, worauf man in

schicklichen Stunden, so wie sie in die höhern Klassen hinaufrücken, die besten Geschichtsschreiber unserer eignen Nation und der Colonien folgen läßt. Nacheifer unter den Knaben erwecke man dadurch, daß man wöchentlich unter diejenigen, die am geschicktesten sind, wiederzuerzählen, was sie gelesen haben, Zeiten, Orte, Namen der Personen richtig anzugeben u. s. w., kleine Preise vertheile, oder sie sonst auf eine Art belohne. Die Folge davon wird seyn, daß sie mit mehr Aufmerksamkeit lesen, und die Geschichte ihrem Gedächtniß tief einprägen. Bei den mündlichen Vorträgen über die Geschichte findet der Lehrer häufig Veranlassung, gute Lehren zu geben, moralische Pflichten einzuschärfen, und so zugleich Kopf und Herz der Knaben zu bilden.

In dieser Klasse könnte man auch den Anfang mit der Geschichte der Natur und der Künste, nach dem Spectacle de la nature, machen, und sie sodann in den folgenden Klassen, nach andern ähnlichen Büchern, fortsetzen: denn, nächst der Kenntniß unserer Pflichten ist diese Gattung der Wissenschaft sicherlich die nützlichste und zugleich die unterhaltendste. Hier kann der Kaufmann sich manche nützliche Kenntniß zur Beurtheilung von Waaren erwerben, und der Handwerker sein Gewerbe durch neue Instrumente, Mischungen und rohe Stoffe erweitern und verbessern lernen. Oft gibt es hier Gelegenheit zu Winken für neue Manufacturen, oder neue Methoden zur Verbesserung des Ackerbaues, die zum größten Vortheile des Landes eingeführt werden könnten.

Die vierte Klasse.

Unterricht in eignen Aufsätzen. Nächst dem guten Sprechen, ist keine Fertigkeit nöthiger, als die Gabe, sich in seiner Muttersprache richtig und schön auszudrücken. Dafür, daß die Knaben schöne Züge machen, und die Buchstaben gerade und eben in Zeilen bringen lernen, hat der Schreibemeister zu sorgen: die Bildung ihres Styls aber und selbst die Sorge, daß sie die Unterscheidungszeichen und die großen Buchstaben richtig anbringen, ist das Geschäfte des englischen Sprachmeisters. Man sollte die Knaben anhalten, bei jeder Gelegenheit, die sich darbietet, über verschiedene Gegenstände, erdichtete Geschäfte u. s. w. Briefe zu wechseln, in denen sie sich kleine Geschichten erzählten, von ihrer neuesten Lectüre Nachricht gäben, sich über Stellen aus Büchern unterhielten, die ihnen gefielen und die Gründe angäben, warum? Man sollte sie Glückwünschungs- und Complimenten-Briefe, Bitt- und Dankschreiben, Empfehlungs- und Ermahnungsbriefe, Trost- und Entschuldigungsschreiben, Verweisbriefe u. s. w. schreiben lassen; man sollte sie lehren, über alle diese Gegenstände sich klar, bestimmt und natürlich, ohne gesuchte Worte und pomphafte Wendungen auszudrücken. Alle ihre Briefe müssen durch die Hand des Lehrers gehn, der die Fehler rügen, die Verbesserungen andeuten, und was richtig ist, loben muß. Einige Sammlungen der besten Briefe, die in unsrer Sprache gedruckt worden sind, wie die von Sir William Temple, von Pope und seinen Freunden, und einigen Andern, könnte man der Jugend als Muster in die Hände geben, den Lehrer ihre Schönheiten anzeigen und zergliedern, und die Briefe selbst von den Schülern zur Übung abschreiben lassen.

Nunmehr könnte man auch Dr. Johnson's Ethices Elementa oder erste Grundsätze der Sittlichkeit mit den Schülern lesen, worüber der Lehrer Vorträge halten und so einen festen Grund für Tugend und Frömmigkeit in ihren Gemüthern legen müßte. Da ferner diese Klasse das Lesen der Geschichte fortsetzt, so lasse man ihnen nun in schicklichen Stunden weitern Unterricht in der Chronologie und jenem Theile der Geographie (von dem Lehrer der Mathematik) geben, der zum Verständniß und Gebrauche der Landkarten und Erdkugeln nöthig ist. Auch sollte man sie mit den neuern Namen der Örter, die sie in alten Schriftstellern erwähnt finden, bekannt machen. Die Übungen im guten Lesen und richtigen Sprechen müßten zur gehörigen Zeit fortgesetzt werden.

Die fünfte Klasse.

Zu weiteren Fortschritten in der Kunst zu schreiben, führe man nun die Jugend, (nächst der Fortsetzung des Briefschreibens) zur Verfertigung kleiner Aufsätze in Prosa, bisweilen auch in Versen, an; nicht, um sie zu Dichtern zu machen, sondern weil man auf keine Weise die Sprache geschwinder in seine Gewalt bekömmt, als wenn man sich selbst in die Nothwendigkeit setzt, Worte und Redensarten zu finden, die sich in ein bestimmtes Sylbenmaaß, oder zu einem gegebenen Reime, oder Tone passen, und doch zugleich den Gedanken richtig ausdrücken. Diese Versuche müssen durch des Lehrers Hände gehn, der die Fehler anzeigt, und die jungen Verfasser zur Verbesserung derselben anhält. Da, wo der Verstand zu eignen Aufsätzen noch nicht reif genug ist, gebe man die Gedanken z. B. aus einem Stücke vom Zuschauer, und lasse den Schüler sie mit seinen Worten vortragen,

oder erzähle ihm die Hauptumstände einer Geschichte, und lasse ihn dann die Ausdrücke dazu finden. Man gebe ihnen bisweilen auf, einen Perioden aus einem wortreichen Schriftsteller abzukürzen; bisweilen lasse man sie einen gedrängten Satz erweitern und ausführen. Und nun lese man auch Dr. Johnson's Noëtica oder erste Grundzüge menschlicher Kenntnisse ꝛc. ꝛc. (die eine Logik oder Kunst zu schließen u. s. w. enthalten) mit der Jugend, und erkläre ihr die Stellen, bei denen sie anstößt. Das Lesen der Geschichte und die Übungen im guten mündlichen Vortrage und richtigen Lesen setze man dabei immer fort.

Sechste und letzte Klasse.

In dieser Klasse kann man, nächst der Fortsetzung des Unterrichts in der Geschichte, Rhetorik, Logik, Moral, Naturgeschichte, die besten englischen Schriftsteller, als z. B. den Tillotson, Milton, Locke, Addison, Pope, Swift, die schweren Stücke aus dem Zuschauer und Guardian, die besten Übersetzungen von Homer, Virgil, Horaz, Telemach, den Reisen des jüngern Cyrus u. s. w. lesen lassen und erklären.

Einmal im Jahre stelle man öffentliche Übungen und Prüfungen im Schulgebäude, im Beiseyn der Vorsteher und Einwohner des Orts an. Die Knaben, die sich auszeichnen und die übrigen in irgend einer Art von Kenntnissen übertreffen, beschenke man dabei mit schönen vergoldeten Büchern: so, daß man z. B. drei Grade der Vergleichung annimmt. Den ersten Preis erhalte derjenige, der irgend Etwas am besten macht; einen geringern, der, welcher diesem am nächsten kömmt, und

einen noch geringern der Erste nach diesem. Lob, Aufmunterung, guter Rath und Warnung für die Andern! Auch suche man ja bei ihnen die Hoffnung zu erhalten, daß sie durch Fleiß ein andermal den Preis erlangen könnten. Die Namen derer, die Preise erhalten, lasse man jährlich in einer besondern Liste drucken.

Die Stunden jedes Tages müssen so eingetheilt und angewendet werden, daß einige Klassen bei dem Schreibemeister sich im Schönschreiben üben; andere bei dem Lehrer der Mathematik, Rechnen, Geometrie, Geographie, den Gebrauch der Erd- und Himmelskugeln, Zeichnen, Mechanik ꝛc. ꝛc. lernen — indeß der Rest unter den Augen des englischen Lehrers sich mit seiner Muttersprache beschäftigt.

Bei diesem Unterrichte werden die Knaben, wenn sie die Schule verlassen, geschickt seyn, sich jedem Geschäfte, Berufe oder Profession (diejenigen allein ausgenommen, welche Sprachkenntnisse erfordern) zu widmen, und, wenn gleich mit allen alten und ausländischen Sprachen unbekannt, werden sie doch ihrer eignen Sprache Herr seyn, wovon der Nutzen unmittelbarer und allgemeiner ist; daneben auch sich manches schätzbare Talent erworben haben, indem die Zeit, die man gewöhnlich und oft ohne Gewinn der Erlernung jener Sprachen widmet, hier angewandt wird, einen Grund für Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu legen, der die Jugend, wenn sie weiter darauf fortbaut, in den Stand setzen muß, nach und nach von einem bürgerlichen Amte und Geschäfte zu einem höhern fortzuschreiten und sie alle mit Vortheil und zu ihrer eignen und ihres Vaterlandes Ehre zu verwalten.

III.

Diätetische Aufsätze.

15.

Die Kunst, angenehm zu träumen.

An Miß ****.

(Auf ihr Verlangen geschrieben.)

Da wir einen großen Theil unsers Lebens im Schlafe zubringen, worin wir bald angenehme, bald widrige Träume haben, so ist es keine ganz gleichgültige Sache für uns, jene zu erlangen und diese zu vermeiden: denn, wirklich, oder eingebildet, Schmerz bleibt Schmerz, und Vergnügen, — Vergnügen. Können wir schlafen, ohne zu träumen, so haben wir den Vortheil, widrigen Träumen zu entgehen. Können wir uns aber, während des Schlafs, angenehme Träume verschaffen, so ist das, wie die Franzosen sagen, tant gagné, reiner Gewinn für die Freuden des Lebens.

Zu diesem Zwecke müssen wir, vor allen Dingen, durch gehörige Bewegung und große Mäßigkeit die Ge-

sundheit zu erhalten suchen: denn, wenn der Körper krank ist, so wird die Phantasie verwirrt, und es treten meist unangenehme, bisweilen schreckliche Bilder vor die Seele. Bewegung muß man sich vor dem Essen machen, nicht unmittelbar nach demselben: jene befördert, diese, wenn sie nicht sehr mäßig ist, hindert die Verdauung. Essen wir nach der Bewegung spärlich, so wird die Verdauung leicht und gut, der Körper munter, die Laune heiter seyn, und alle thierischen Verrichtungen werden ohne Beschwerden vor sich gehn. Der Schlaf, wenn er erfolgt, wird natürlich und ruhig seyn. Trägheit dagegen, mit Übermaaß im Essen verbunden, erzeugt Alpdrücken, Beklemmung und unaussprechliche Angst. Wir stürzen in Abgründe, werden von wilden Thieren, Mördern und Gespenstern verfolgt, und erfahren alles nur mögliche Übel und Unglück. Bemerken Sie jedoch, daß kein allgemeines Maaß für Essen und Arbeiten Statt findet; wer viel Bewegung hat, kann, und muß sogar mehr essen, als ein Anderer, der den Körper nur wenig anstrengt. Überhaupt essen die Menschen, seit der Ausbildung der Kochkunst, gewiß noch einmal so viel, als die Natur fordert. Abendmahlzeiten sind nicht schädlich, wenn man zu Mittag nicht stark gegessen hat; aber starke Mahlzeiten zu Nacht, auf ein reichliches Mittagsmahl, müssen nothwendig unruhige Nächte erzeugen. Indeß, da die Constitutionen verschieden sind, so ruhen Manche auch gut nach solchen Mahlzeiten: es kostet ihnen bloß einen bangen Traum und einen Schlagfluß; nach diesem schlafen sie sanft bis an den jüngsten Tag. Nichts findet man häufiger in den Zeitungen, als Beispiele von Leuten, die man, nach einem reichlichen Abendessen, am Morgen todt im Bette fand.

Ein anderes Mittel, die Gesundheit zu erhalten, worauf man vorzüglich zu sehen hat, ist ein beständiger Zugang der frischen Luft in die Schlafzimmer. Man thut sehr Unrecht, in fest verschlossenen Kammern und in Betten ringsum, mit Vorhängen, zu schlafen. Keine äußere Luft, die zu uns eindringen mag, kann so ungesund seyn, als die unveränderte, oft eingeathmete Luft eines verschlossenen Zimmers. So, wie siedendes Wasser vom längern Kochen nicht heißer wird, wenn die Theilchen, die eine größere Hitze annehmen, entschlüpfen können: so widerstehen auch lebende Körper so lange der Fäulniß, als die Theilchen, sobald sie faulen, ausgeworfen werden können. Die Natur treibt sie durch die Poren der Haut und Lunge aus, und in freier, offner Luft werden sie hinweggeführt; in einem eingeschlossenen Raume hingegen athmen wir sie immer wieder ein, ob sie gleich je länger, je mehr verdorben werden. Eine Anzahl Menschen, in einen engen Raum zusammengepreßt, verderbt daher in wenigen Minuten die Luft ganz, und macht sie sogar tödlich, wie in der schwarzen Höhle von Calcutta. Man sagt, ein einzelner Mensch verderbe nur Eine Gallone *) Luft in einer Minute, und es braucht daher längere Zeit, eh' er die Luft eines ganzen Zimmers verdirbt; gleichwohl erfolgt dieß endlich doch, und viele faulige Krankheiten haben daher ihren Ursprung. Man erzählt von Methusalem, der auf der Welt am längsten gelebt, und von dem man daher annehmen kann, daß er seine Gesundheit am besten bewahrt habe, daß er immer in freier Luft geschlafen. Nachdem er fünf hundert Jahre gelebt hatte, erschien ihm ein Engel und sprach: „Erhebe dich, Methusalem, und baue dir ein Haus,

*) Vier Pariser Pinten.

„denn du sollst nochmals fünf hundert Jahre leben.“ Methusalem aber antwortete und sprach: „Soll „ich nur noch fünf hundert Jahre leben, so lohnt es „nicht der Mühe, mir ein Haus zu bauen. — Ich will „ferner in freier Luft schlafen, wie ich bisher gewohnt „war.“ — Jahrhunderte lang hatten die Ärzte behauptet, die Kranken müßten vor frischer Luft bewahrt werden, als sie endlich die Entdeckung machten, daß sie ihnen doch gut thue. Man kann daher hoffen, sie werden eben so mit der Zeit entdecken, wie sie auch Gesunden nicht schädlich sey, und daß wir sodann von der Luftscheu geheilt werden, die jetzt schwache Seelen peinigt, und macht, daß sie sich eher vergiften und ersticken, als einen Flügel ihres Schlafgemachs öffnen, oder ein Fenster an ihrer Kutsche niederlassen.

Wenn eingeschlossene Luft mit Ausdünstungen *) gesättigt ist, so nimmt sie nichts mehr auf. Die fixe Luft muß folglich in unserm Körper bleiben, und Krankheiten verursachen. Doch gibt es einige vorgängige Anzeigen, wenn die Luft anfangt schädlich zu werden, indem sie eine, anfangs nur geringe Unbehaglichkeit erzeugt, die sich, in Rücksicht der Lunge, in einer schwachen Beklemmung, und in Rücksicht der Poren der Haut durch eine Art von Jucken äußert, das schwer zu beschreiben ist, und wovon die Wenigsten, die es fühlen, den Grund errathen. Man wird sich aber besinnen,

*) Unter Ausdünstungen (perspirable matter) werden hier die Dunste verstanden, die sowohl durch die Lungen, als die Poren der Haut, aus unserm Körper gehn. Von einem Pfunde Speisen, die wir zu uns nehmen, verlieren sich fünf Achtel durch diese unmerkliche Ausdünstung.

daß man bisweilen, wenn man des Nachts aufwacht, und warm bedeckt ist, nur mit Mühe wieder in Schlaf kommen kann. Man wirft sich herum, und kann in keiner Lage Ruhe finden. Diese Schwere (ein gemeiner Ausdruck, in Ermangelung eines bessern, zu brauchen) entsteht allein aus einer Unbehaglichkeit in der Haut, die von der zurückgehaltenen fixen Luft herrührt. Das Bettzeug hat seinen Theil empfangen, und weigert sich nun, da es gesättigt ist, noch mehr aufzunehmen. Um sich hiervon durch einen Versuch zu überzeugen, lasse man Jemand seine Lage im Bette beibehalten, aber die Nachtkleider abwerfen, und an den unbedeckten Theil seines Körpers frische Luft kommen. Sogleich wird er diesen Theil erfrischt fühlen; denn die Luft wird auf der Stelle die Haut dadurch erquicken, daß sie die angehäuften Ausdünstungen, welche sie drückten, aufleckt und hinwegnimmt. Denn jede Portion frischer Luft, die sich der warmen Haut nähert, empfängt dadurch, daß sie einen Theil von jener Ausdünstung aufnimmt, zugleich einen Grad von Hitze, der sie dünner und leichter macht, so daß sie, sammt ihrer Last, von der kühlern, und folglich schwerern Luft, die für einen Augenblick an ihre Stelle tritt, und sodann, wenn sie gleichfalls verändert und erwärmt ist, einer folgenden Quantität Platz macht, desto leichter weggetrieben wird. Durch diese Einrichtung verhütet die Natur, daß die Thiere nicht durch ihren eignen Athem vergiftet werden. Die Person wird nun den Unterschied zwischen dem der Luft ausgesetzten Theile, und dem andern, fühlen, der in das Bette vergraben, und von dem Zugange der Luft abgeschnitten ist; denn dieser letztere Theil äußert nun seine Unbehaglichkeit, vermöge der Vergleichung, noch merklicher, und der Sitz derselben läßt sich nun bestimmter

auffinden, als vorher, da die ganze Oberfläche des Körpers davon litt.

Hier hätten wir denn eine große und allgemeine Ursache böser Träume. Denn wenn der Körper sich übel befindet, so hat dieß auch Einfluß auf die Seele, und unangenehme Ideen mancherlei Art im Schlafe sind die natürlichen Folgen davon. Mittel, diesem Übel abzuhelfen, und ihm zuvorkommen, sind:

1) Wer mäßig ißt, (was vorhin der Gesundheit wegen überhaupt empfohlen ward) bei dem erzeugt sich in einer gegebenen Zeit weniger fixe Luft. Die Bettdecken nehmen daher länger auf, ehe sie gesättigt werden, und wir können folglich länger schlafen, ehe sie, durch Versagung dieses ihres Dienstes, unsre Ruhe stören.

2) Wenn wir dünnere und leichtere Bettdecken brauchen, welche den Ausdünstungen leichter den Durchgang durch sich verstatten, so werden wir weniger beunruhigt, da man diese länger auf sich leiden kann.

3) Erwacht man von dieser Unbehaglichkeit, und findet, daß man nicht gut wieder einschlafen kann, so stehe man auf, wende das Kopfkissen um, schüttle die Bettdecke wohl, wenigstens ein zwanzig Mal, dann schlage man sie zurück und lasse das Bette abkühlen; unterdessen gehe man unangezogen im Zimmer auf ab, bis die Haut Zeit gefunden hat, sich ihrer Bürde zu entladen, welches immer desto geschwinder geschehen wird, je trockner und kälter die Luft ist. Fängt man denn an zu spüren, daß die kühle Luft unangenehm wird, dann kehre man

wieder in sein Bette zurück, und man wird bald einschlafen, und der Schlaf sanft und angenehm seyn. Alle Scenen, die sich der Einbildungskraft dann öffnen, werden von reizender Art seyn. Mich unterhalten sie oft so angenehm, als die Theaterverzierungen einer Oper. Wer zu träge ist, aufzustehn, der kann statt dessen mit einem Arme und Fuße die Bettdecke aufheben, so eine Quantität frischer Luft eindringen lassen, und dann durch das Fallen der Decke sie wieder mit Gewalt austreiben. Dieß, ein zwanzig Mal wiederholt, wird sie so von den eingesogenen Dünsten reinigen, daß man wieder eine Weile ungestört darauf schlafen kann. Diese zweite Methode steht jedoch jener ersten weit nach.

Wer kein Freund von solchen Umständen ist, und zwei Betten haben kann, der wird sich eine große Güte thun, wenn er, im Falle er in dem erhitzten Bette erwacht, aufsteht, und sich in das kühle legt. Diese Veränderung der Betten würde auch Personen, die am Fieber krank sind, große Dienste leisten, da sie erfrischt und sehr oft Schlaf verschafft. Gewissermaßen kann derselbe Endzweck durch ein sehr breites Bette erreicht werden, das so geräumig ist, daß man darin für eine ganz neue und kühle Lage Platz findet.

Eine, oder ein Paar Bemerkungen sollen diesen kleinen Aufsatz schließen. Bei'm Niederlegen muß man sorgfältig darauf sehen, daß das Kopfkissen gehörig und bequem, und ganz so, wie wir es am liebsten haben, liege: dann muß man die Glieder so ausstrecken, daß nicht einzelne Theile, z. B. die Knöchel am Fuße, zu stark aufeinander drücken; denn ist gleich eine üble Lage anfangs nur wenig schmerzhaft, und wohl kaum merk-

bar, so macht doch die lange Dauer den Schmerz immer empfindlicher; die Unbehaglichkeit kann sich vielleicht erst äußern, wenn man schon schläft, und die Phantasie stören.

Dieß sind die Regeln der Kunst. Allein, ob man sie gleich im Ganzen zu Erreichung des beabsichtigten Zwecks dienlich finden wird, so gibt es doch einen Fall, in dem die genaueste Beobachtung derselben völlig fruchtlos bleiben muß. Ihnen, meine theure Freundin, brauchte ich diesen Fall nicht zu nennen: allein mein Lehrgebäude der Kunst würde dann unvollständig seyn. Dieser Fall tritt dann ein, wenn die Person, die angenehme Träume zu haben wünscht, nicht Sorge getragen hat, das zu erhalten, was vor allen andern Dingen nöthig ist:

ein gutes Gewissen!

16.

Ueber die Schwimmkunst.

Zur Antwort auf einige Anfragen von Herrn Dubourg *) über diesen Gegenstand.

Ich fürchte sehr, nicht die nöthige Muße für alle die Versuche und Nachforschungen zu finden, die dieser Gegenstand an sich wohl werth wäre. Ich muß mich daher auf ein Paar Bemerkungen einschränken.

*) Der französische Uebersetzer der Werke Franklin's.

Herr Robinson hat im 50sten Bande unsrer Philosophischen Transactionen für das Jahr 1757, S. 30, die specifische Schwere einiger menschlichen Körper, in Vergleichung mit der Schwere des Wassers, untersucht. Er versichert, daß fette Personen, mit schwachen Knochen, am leichtesten auf dem Wasser schwimmen.

Die Taucherglocke ist in unsern Transactionen genau beschrieben.

In meinen Kinderjahren machte ich zwei länglichrunde Palette, jedes zehn Zoll lang und sechs breit, mit einem Loche für den Daumen, um sie fest in der Hand zu behalten. Sie hatten viel Ähnlichkeit mit den Paletten der Maler. Bei'm Schwimmen stieß ich sie mit der Schärfe vorwärts, und schlug das Wasser mit den ebenen Flächen, indem ich sie zurückzog. Ich erinnere mich, daß ich mit Hülfe dieser Palette schneller schwamm; allein die Handgelenke ermüdeten bald. Eben so paßte ich meinen Fußsohlen eine Art von Sandalen an, die aber meiner Erwartung nicht entsprachen; denn ich bemerkte, daß man den Stoß zum Theile mit der inwendigen Seite des Fußes und der Knöchel, und nicht allein mit den Fußsohlen, thut.

Wir haben hier Schwimmgürtel, die aus doppeltem Seegeltuche gemacht, und mit kleinen Stücken Kork ausgestopft werden. Den Scaphander des Herrn de la Chapelle kenne ich nicht *).

*) Dieser Scaphander ist gleichfalls nichts Anders, als ein mit Kork besetztes Jäckchen. Lange vor diesem Franzosen war ein Teutscher auf denselben Gedanken gekom-

Aus Erfahrung aber weiß ich, daß es für den Schwimmer, der einen weiten Weg zu machen hat, eine große Erleichterung ist, wenn er sich bisweilen auf den Rücken legt, und auch mit den übrigen zur Fortbewegung nöthigen Wendungen, so viel möglich, abwechselt.

Wer dem Krampfe in den Füßen unterworfen ist, kann ihn am besten dadurch vertreiben, wenn er dem angegriffenen Gliede plötzlich einen starken und heftigen Stoß gibt; dieß läßt sich in der Luft thun, während man auf dem Rücken schwimmt.

Auch in der größten Sommerhitze ist (man sey so warm, als man wolle) bei'm Baden keine Gefahr, sobald es nur in Flüssen, oder in Wasser geschieht, das die Sonne durchaus erwärmt hat. Wer sich aber, wenn der Körper durch Bewegung in der Sonne erhitzt ist, in kaltes Quellwasser stürzt, der begeht eine Unvorsichtigkeit, die ihm theuer zu stehen kommen kann. Ich weiß ein Beispiel von vier jungen Leuten, die in der Erndte bei großer Hitze gearbeitet hatten, und, um sich abzukühlen, in eine kalte Quelle sprangen. Zwei von ihnen blieben auf der Stelle todt, der dritte starb den folgenden Morgen, und der vierte kam mit genauer Noth davon. Ein starker Trunk kaltes Wasser, unter ähnlichen Umständen, hat in Nord-Amerika häufig dieselben Folgen.

men, und hatte ihn schon im Jahre 1741 bekannt gemacht. Bachstrom (dieß ist der Name unsers Landsmanns) nannte seinen Apparat einen Küraß: Hr. de la Chapelle hat nichts hinzugethan, als die griechische Benennung.

Der Uebers.

Das Schwimmen ist eine der gesündesten und angenehmsten Leibesübungen von der Welt. Hat man den Abend eine, oder zwei Stunden geschwommen, so schläft man, selbst zur Zeit der größten Sommerhitze, die ganze Nacht kühl. Vielleicht vermehrt sich, da die Schweißlöcher davon gereinigt werden, die unmerkliche Ausdünstung, und verursacht diese Kühlung. Gewiß ist es, daß man durch vieles Schwimmen einen Durchlauf heben, sich aber auch eine Verstopfung zuziehen kann. Personen, die nicht schwimmen können, oder zu einer Jahrszeit, wo man diese Leibesübung nicht vornehmen kann, an einem Durchlaufe leiden, werden mit dem besten Erfolge ein warmes Bad brauchen, das die Haut reinigt und läutert, und oft das Übel vom Grunde aus hebt. Ich spreche aus eigner, oft wiederholter Erfahrung, und nach den Versicherungen Andrer, denen ich dieses Mittel empfohlen hatte.

Ich schließe diese eiligen Bemerkungen mit einer Nachricht, die Ihnen nicht unwillkommen seyn dürfte. Die gewöhnliche Art zu schwimmen beschränkt sich auf bloßes Rudern mit Armen und Füßen, und ist folglich eine mühsame und ermüdende Verrichtung, wenn die Entfernung, die man erreichen will, nur etwas beträchtlich ist: allein es gibt auch eine Methode, nach welcher der Schwimmer, durch Hülfe eines Segels, mit großer Leichtigkeit einen weiten Weg zurücklegen kann. Diese glückliche Entdeckung machte ich zufällig auf folgende Art:

Als ein kleiner Knabe ließ ich eines Tages zum Zeitvertreib einen papiernen Drachen fliegen. Ich kam an den Rand eines Teiches, der beinahe eine halbe Stunde breit war, band die Schnur an einen Pfahl, und der

Drache stieg zu einer beträchtlichen Höhe über den Teich, während ich darin schwamm. Nach einer Weile bekam ich den Einfall, zu gleicher Zeit das Vergnügen zu schwimmen und das Spiel mit dem Drachen zu genießen. Ich ging zurück, löste die Schnur mit dem kleinen daran befestigten Stäbchen von dem Pfahl, und ging wieder in das Wasser, wo ich, wenn ich mich auf den Rücken legte, und das Stäbchen in den Händen hielt, auf eine äußerst angenehme Weise über die Oberfläche des Wassers fortgezogen ward. Nachdem ich einen andern Knaben, der in der Nähe war, beredet hatte, meine Kleider um dem Teich an einen Platz zu tragen, den ich ihm auf der andern Seite zeigte, fing ich an, quer über den Teich zu setzen, immer mit dem Drachen, der mich ohne die geringste Ermüdung und zu meinem größten Entzücken ganz hinüber brachte. Nur bisweilen mußte ich ein wenig Halt machen und langsamer fahren, wenn ich bemerkte, daß der Drache sich zu sehr senkte, wenn ich ihm allzuschnell folgte. Dadurch, daß ich von Zeit zu Zeit einhielt, machte ich, daß er wieder stieg. Seitdem habe ich diese sonderbare Art zu schwimmen nie wieder versucht, ob ich es gleich nicht für unmöglich halte, auf diese Weise von Dover nach Calais überzusetzen. Doch ist ein Boot noch besser.

17.

Eine neue Art zu baden.

(Auszüge aus Briefen an Herrn Dubourg).

London, den 28. Jul. 1768.

Das Beiwort, das sie in Ihrem Briefe vom 8ten Jun. der neuen Heilart der Kinderblattern zulegen, die Sie eine tonische, oder nervenstärkende Methode *) nennen, hat meinen ganzen Beifall. Bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen ein Verfahren mittheilen, woran ich mich selbst gewöhnt habe. Sie wissen, daß kalte Bäder hier lange, als ein stärkendes Mittel, im Gange waren: mir hingegen ist der Schreck des kalten

*) Diese Methode besteht darin, daß man den Kranken, er habe die natürlichen oder eingeimpften Blattern, die freie Luft genießen, ihn, so viel seine Kräfte es erlauben, sich bei offenen Fenstern vom Lager aufrichten, bisweilen auch im Zimmer herum, oder selbst aus dem Hause gehn läßt. Die Aerzte befolgten sonst in diesem Stücke zwei ganz verschiedene Methoden, die man die wärmende und die kühlende nannte. Die erste war deßhalb sehr nachtheilig, weil man die Kräfte dadurch erschöpfte, daß man den Schweiß mit Gewalt heraustreiben wollte. Die andere schwächte den Magen, indem man das Blut durch Orgeade, Molken ꝛc. ꝛc. abzukühlen und zu verdünnen suchte. Die oben erwähte neue Methode darf mit jener alten kühlenden nicht verwechselt werden: denn sie stärkt eben so sehr, als jene schwächt. Sie stellt die Spannung der Fibern her, verhindert den Verlust der natürlichen Wärme des Körpers, und bringt die Lebensgeister in Umlauf. Aus diesem Grunde verdient sie den Namen einer tonischen, oder stärkenden.

Wassers, im Ganzen, immer zu heftig vorgekommen, und ich habe es für meinen Körper weit angenehmer gefunden, in einem andern Elemente, ich meine in kalter Luft, zu baden. In dieser Absicht stehe ich fast jeden Morgen früh auf, und setze mich ohne alle Bekleidung, je nachdem die Jahrszeit ist, eine halbe Stunde, oder Stunde in mein Zimmer, wobei ich lese oder schreibe. Dieses Verfahren ist nicht im Geringsten unangenehm, im Gegentheil für das Gefühl höchst behaglich; und wenn ich mich hernach, wie bisweilen geschieht, wieder zu Bette lege, eh' ich mich ankleide, so mache ich zu meiner Nachtruhe noch eine Zugabe von zwei oder drei Stunden des süßesten Schlafes, den man sich denken kann. üble Folgen habe ich durchaus nicht davon bemerkt, und gewiß bringt es meiner Gesundheit keinen Nachtheil, gesetzt auch, daß es nicht viel zu ihrer Erhaltung beitragen sollte. — Ich werde es daher künftig ein tonisches, oder stärkendes Bad nennen *).

Den 10. März 1773.

Entschuldigen Sie mich, wenn ich keinen Versuch wage, zu erklären, warum feuchte Kleider leichter Erkältungen erzeugen, als nasse, weil ich die Erfahrung selbst bezweifle. Mich dünkt, weder diese, noch jene, bringen die erwähnte Wirkung hervor, und die Ursachen

*) Auch der bekannte Sonderling, der schottische Lord Monboddo, ließ seine Töchter täglich ein solches Luftbad nehmen. Sie mußten alle Morgen eine bestimmte Zeit auf einem freien Altane seines Landhauses ohne Hemd spazieren gehn; der Vater gab ihnen ihre Kleider nicht eher zurück, als bis er mit seinem Luftbade, das er auf der andern Seite des Hauses nahm, fertig war.

Der Uebers.

der Erkältung sind ganz unabhängig von der Nässe, und selbst von der Kälte. In der ersten freien Stunde, die ich gewinnen kann, denke ich eine kurze Abhandlung über diesen Gegenstand zu schreiben. Vor der Hand kann ich nur so viel sagen, daß ich einigen Verdacht hege, die angenommene Meinung, welche der Kälte die Eigenschaft beilegt, die Poren zu verstopfen und die Ausdünstung zu verhindern, sey ungegründet. Ich ersuchte einen jungen Arzt, der eben beschäftigt war, mit der Waage des Sanctorius Versuche anzustellen, das verschiedene Verhältniß seiner Ausdünstung zu beobachten, wenn er eine Stunde ganz nackt bliebe, und die folgende sich in warme Kleider hülle. Er setzte den Versuch acht Stunden ununterbrochen mit dieser Abwechselung fort, und fand die Ausdünstung in den Stunden, wo er nackt war, fast doppelt so stark *).

18.

Vorsichtsregeln auf Seereisen.

Wer die Absicht hat, eine weite Reise vorzunehmen, der thut nicht besser, als wenn er bis zum Augenblicke

*) Der junge Doctor ist gestorben, und alle Bemerkungen, die er über seine merkwürdigen Versuche aufgesetzt hatte, sind, ich weiß nicht durch welchen Unfall, unsern Freunden, dem Ritter John Pringle und dem Doctor Huck, verloren gegangen. Diese Herren denken jedoch, im Falle sie die Papiere nicht wieder finden, jene Versuche selbst von neuem anzustellen . . . Exoriare aliquis . . .

seines Abgangs, die Sache geheim hält. Außerdem wird er beständig durch Besuche von Freunden und Bekannten unterbrochen und gequält werden, die ihn nicht allein um seine kostbare Zeit bringen, sondern auch Schuld sind, daß er tausend Dinge vergißt, woran er sich gern erinnern möchte. Zu seinem größten Verdrusse fällt ihm dann, wenn er nun auf dem Schiffe und in offner See ist, ein, daß er dieses und jenes Geschäfte nicht beendigt, diese und jene Rechnung nicht berichtigt, und eine Menge Dinge, die er mit sich nehmen wollte, und deren Mangel er nun jeden Augenblick empfindet, vergessen hat. Sollte es nicht von den besten Folgen seyn, wenn man jenen Gebrauch abschaffte, den Reisenden ungestört seine Anstalten in Ruhe machen und es ihm dann selbst überließe, wenn diese geendigt sind, ein Paar Tage zu bestimmen, wo er von seinen Freunden Abschied nehmen, und ihre guten Wünsche für seine glückliche Zurückkunft empfangen wolle?

Es steht nicht immer in unsrer Gewalt, einen Capitain zu wählen, ob gleich ein großer Theil des Vergnügens und Wohlbefindens während der Überfahrt von dieser Wahl abhängt, indem man eine Zeitlang auf seine Gesellschaft eingeschränkt ist, und gewissermaaßen unter seinem Befehle steht. Je geselliger, vernünftiger, verbindlicher, gutgelaunter der Mann ist, desto besser wird man sich bei ihm befinden. Man trifft bisweilen Leute an, auf welche diese Beschreibung paßt, sie sind aber nicht häufig: doch, wenn der Ihrige auch nicht unter diese Zahl gehört, und nur sonst ein guter Seemann, aufmerksam, besorgt, und thätig in der Leitung seines Schiffs ist, so muß man über das Andere hinwegsehen; denn dieses sind seine wesentlichsten Eigenschaften.

So viel Recht man auch, vermöge des Contracts mit ihm, auf den Vorrath von Lebensmitteln, den er zum Gebrauch der Passagiere an Bord genommen, haben mag, so wird man doch immer wohlthun, sich besonders einen kleinen Vorrath zuzulegen, an dem man sich im Nothfalle erholen kann. Man sorge daher für gutes Wasser, da das auf dem Schiffe oft schlecht ist; doch muß es auf Flaschen gefüllt werden, weil man sonst nicht hoffen kann, es wohlschmeckend zu erhalten. Man versehe sich auch mit gutem Thee, gemahlnem Kaffee, Schocolate, Wein von der Sorte, die man am liebsten hat, Cyder, getrockneten Trauben, Mandeln, Zucker, Syrup: Capilaire, Citronen, Rum, in Öl getauchten Eiern, Bouillon: Tafeln und Zwieback. Federvieh mit sich zu nehmen, ist ganz vergebens, wenn man nicht selbst das Geschäfte übernehmen will, es zu füttern und zu mästen. Am Bord des Schiffs wird so wenig Sorge darauf gewendet, daß es fast beständig krank und sein Fleisch so zäh, wie Leder, ist.

Alle Seefahrer stehn in einem Wahne, der seinen Ursprung wahrscheinlich einem Mangel an Wasser verdankt, wo man Ursache hatte, dasselbe, so viel möglich, zu sparen; das Geflügel nämlich wisse nicht, wenn es genug getrunken, und bringe sich, wenn man ihm Wasser nach Belieben gäbe, gewöhnlich selbst durch übermäßiges Trinken um's Leben. Diesem Vorurtheile zu Folge, geben sie ihm die Woche nur zweimal und auch dann nur sehr spärlich Wasser; und da sie dasselbe überdieß in Tröge gießen, die nach einer Seite abhängen, so, daß es immer an dem niedrigern Orte zusammenfließt, so müssen die armen Thiere einander oft auf den Rücken steigen, um es nur zu erreichen, und manche können

nicht dazu kommen, auch nur die Spitze des Schnabels einzutauchen. So werden sie beständig vom Durste gepeinigt und tantalisirt, sind nicht im Stande, ihr hartes und trocknes Futter zu verdauen, werden krank und sterben. Fast jeden Morgen findet man einige todt und wirft sie in die See, indeß die übrigen, die für die Tafel geschlachtet werden, kaum genießbar sind. Diesem Übel abzuhelfen, müßte man die Tröge in kleine Fächer theilen, deren jedes eine Quantität Wasser fassen könnte; allein das geschieht selten, oder nie. Aus diesem Grunde müssen Schaafe und Schweine als der beste frische Fleischvorrath betrachtet werden, den man zur See haben kann. Schöpsenfleisch ist gewöhnlich sehr gut, und das Schweinefleisch vortrefflich.

Hat der Capitain für reichlichen und guten Mundvorrath gesorgt, so könnte freilich die oben empfohlene Vorsicht leicht ganz unnütz werden: gleichwohl kann man, selbst in diesem Falle, einen guten Gebrauch von seinem Vorrathe machen. Man erquicke damit die armen Passagiere, die, weil sie weniger für die Überfahrt bezahlen, unter die gemeinen Matrosen gestoßen werden, und außerdem, was zur Nahrung des Schiffsvolks bestimmt ist, keinen Anspruch auf den Vorrath des Capitains haben. Diese Passagiere sind bisweilen krank, tiefsinnig und niedergeschlagen; oft befinden sich Weiber und Kinder unter ihnen, die keine Gelegenheit haben, sich die erwähnten Dinge zu verschaffen, und ihrer doch vielleicht am meisten bedürfen. Dadurch, daß man einen Theil seines Überflusses unter sie vertheilt, kann man ihnen die wesentlichsten Dienste leisten. Man kann ihre Gesundheit erhalten, ihr Leben fristen, kurz, sie glücklich machen. Die größte Wollust für ein fühlendes Herz!

Die unangenehmste Sache auf der See ist das Kochen: denn, genau genommen, ist nie ein eigentlicher Koch am Bord. Gewöhnlich wird der unbrauchbarste Matrose zu diesem Amte bestellt, und dieser ist größtentheils eben so schmuzig, als ungeschickt. Daher kömmt das Sprüchwort bei den englischen Matrosen: „Gott schickt die Speise und der Teufel den Koch.“ Allein das werden diejenigen nicht zugeben, die eine bessere Meinung von der Vorsehung haben. Da sie wissen, daß die Seeluft, die schwere Arbeit, und die Bewegung, die sie von dem Schwanken des Schiffs erhalten, einen wunderbaren Einfluß auf die Verstärkung der Eßlust haben, so werden sie vielmehr sagen: die Vorsehung habe den Seeleuten darum schlechte Köche gegeben, um sie vor dem Übermaaß im Essen zu bewahren; oder: da sie wußte, daß sie schlechte Köche haben würden, so gab sie ihnen einen guten Appetit, zu verhüten, daß sie nicht Hungers stürben. — Wer indeß auf diesen Beistand der Vorsehung kein Vertrauen hat, der kann sich mit einer Lampe, einem Kessel und ein wenig Weingeist Manches selbst zurichten; als: Suppe, ein Gehacktes, ꝛc. ꝛc. Ein kleiner blecherner Ofen ist kein übeles Geräthe; man kann sich darin von seinem Bedienten ein Stück Schöpsen- oder Schweinefleisch rösten lassen. Bekömmt man Lust, Pökelfleisch zu essen, das oft sehr gut ist, so wird man finden, daß Cyder das beste Getränke ist, den Durst zu löschen, den man gewöhnlich nach gesalzenem Fleische oder Fische verspürt. Schiffszwieback, der für die Zähne mancher Personen zu hart ist, kann durch Einweichen verbessert werden. Feiner Zwieback verdient jedoch den Vorzug; denn da er aus gutem weißen, in kleine Stücke geschnittenen und noch einmal in den Ofen geschobenem Brode gemacht wird,

so nimmt er leicht Wasser ein, wird weich, und ist gut zu verdauen. Er kann folglich für ein vortreffliches Nahrungsmittel gelten, das dem Schiffszwiebacke, der nicht gegohren hat, weit vorzuziehen ist.

Ich muß hier bemerken, daß dieses zweimal gebackene Brod ursprünglich der wahre Zwieback war, den man für die Nahrung der Seeleute zubereitete. Erbsen kochen oft schlecht, und werden nicht weich. In diesem Falle darf man nur eine zweipfündige Kugel in den Kessel thun, und das Schwanken des Schiffs wird, durch Hülfe dieser Kugel, die Erbsen in eine Art von dünnen, senfähnlichen Brei verwandeln.

Ich habe oft gesehen, daß die Suppe, wenn sie auf der See in breiten, flachen Schüsseln aufgetragen ward, von beiden Seiten durch das Schwanken des Schiffs verschüttet wurde, und dann immer gewünscht, daß die Fabrikanten Suppennäpfe mit Unterschieden, oder Fächern machen möchten, die aus kleinen, aber tiefen Gefäßen bestänben, worin jede Person ihre Suppe für sich bekäme. Bei dieser Einrichtung würde ein heftiger Umschlag des Schiffs nicht die Suppe aus der Schüssel und den Leuten am Tische in den Busen werfen, und sie brühen. — Nachdem ich Sie mit diesen geringfügigen Dingen unterhalten habe, so erlauben Sie mir, nun mit einigen allgemeinen Betrachtungen über das Seefahren zu schließen.

Wird die Schifffahrt bloß zum Verführen nöthiger Waaren aus einem Lande, wo sie überflüßig vorhanden sind, in ein anderes, wo sie fehlen, gebraucht; wird durch sie Hungersnoth verhütet, die vor ihrer Erfindung

und ihrem allgemeinen Gebrauche so häufig und so schreck-lich war; so können wir sie nicht anders, als eine von den Künsten betrachten, die am meisten zur Wohlfahrt des Menschengeschlechts beitragen. Wird sie hingegen zur Versendung unnützer Dinge, oder bloßer Waaren des Luxus gebraucht, dann wird es ungewiß, ob die Vortheile, die sie gewährt, hinreichend sind, den Nach-theilen und Unglücksfällen das Gegengewicht zu halten, die sie dadurch veranlaßt, daß sie das Leben so vieler Menschen dem weiten Weltmeere aussetzt. Wird sie aber gar zur Plünderung von Schiffen und zum Transport von Sklaven gebraucht, dann ist sie offenbar bloß eines der schrecklichen Mittel, das Elend, welches die mensch-liche Natur drückt, zu vermehren.

IV.

Physikalische Aufsätze.

19.

Bemerkung über die allgemein herrschende Lehre vom Leben und Tode.

(Auszüge aus Briefen an Herrn Dubourg.)

Ihre Bemerkungen über die Ursachen des Todes und die Versuche, die Sie vorschlagen, Personen, die scheinbar vom Blitze getödtet sind, wieder zum Leben zu bringen, beweisen gleichviel für Ihren Scharfsinn und ihre Menschenliebe. Die Lehre vom Leben und Tode scheint im Ganzen noch sehr im Dunkeln zu liegen.

Eine in Sand begrabene Kröte, sagt man, lebe so lange, bis der Sand zu Stein wird, und auch so in den Stein verschlossen, könne sie noch, wer weiß wie viele Jahrhunderte, leben. Die Beispiele, die man zur Bekräftigung dieses Satzes anführt, sind zu zahlreich und zu ausführlich beschrieben, als daß sie nicht

ein gewisses Gewicht haben sollten. Da wir alle Thiere, die wir kennen, essen und trinken sehen, so haben wir Mühe, uns vorzustellen, wie eine Kröte in einem solchen Kerker das Leben erhalte. Überlegen wir aber, daß das Bedürfniß der Nahrungsmittel, das die Thiere in ihrem gewöhnlichen Zustande haben, aus der beständigen Verzehrung ihrer Substanz durch die Ausdünstung entsteht, so wird es uns schon glaublicher scheinen, daß gewisse Thiere in einem Zustande von Erstarrung, wo sie weniger ausdünsten, weil sie keine Bewegung haben, auch weniger Nahrung brauchen, und daß andere, die mit Schaalen oder Schuppen bedeckt sind, welche die Ausdünstung verhindern, wie die Land- und Seeschildkröten, Schlangen und einige Fischarten, eine beträchtliche Zeit ohne alle Nahrung zubringen können. — Eine Pflanze mit ihren Blumen welkt und stirbt sogleich, wenn sie der Luft ausgesetzt wird, ohne daß ihre Wurzeln in einem feuchten Boden stehen, aus dem sie hinreichende Feuchtigkeit ziehen kann, das zu ersetzen, was von ihrer Substanz verdünstet und beständig von der Luft hinweggeführt wird. Allein in Queckſilber *) eingelegt, könnte sie vielleicht eine geraume Zeit ihr pflanzliches Leben, ihren Geruch und ihre Farbe bewahren. Bestätigte sich diese Vermuthung, so hätten wir ein bequemes Mittel, zärtliche Pflanzen fremder Länder, die sonst das rauhe Wetter auf der See nicht vertragen können, und die eine besondere Pflege und Sorgfalt erfordern, weit zu versenden.

Ich habe ein Beispiel erlebt, daß gemeine Stubenfliegen auf eine gewissermaßen ähnliche Weise bei'm Le-

*) Oder nach nur in feinem Sande.

ben erhalten werden. Sie waren in Maderawein ertrunken, wahrscheinlich, als man den Wein in Virginien eben auf Flaschen zog, um ihn nach London zu senden. Da eine dieser Flaschen in dem Hause eines Freundes, bei dem ich mich eben befand, geöffnet wurde, fielen drei ertrunkene Fliegen in das erste Glas, das eingeschenkt ward. Ich hatte von der Beobachtung gehört, daß ertrunkene Fliegen durch die Strahlen der Sonne wieder zum Leben gebracht werden könnten, und schlug vor, auch mit diesen den Versuch zu wiederholen. Sie wurden also auf einem kleinen Siebe, mit dem man sie aus dem Weine genommen hatte, der Sonne ausgesetzt. In weniger als drei Stunden fingen zwei von ihnen an, Lebenszeichen von sich zu geben. Zuerst bemerkten wir einige krampfi te Bewegungen in den Schenkeln, endlich erhoben sie sich völlig auf die Beine, wischten die Augen mit den Vorderfüßen, schlugen und schüttelten ihre Flügel mit den Hinterfüßen, fingen bald darauf an zu fliegen, und befanden sich so in Alt-England, ohne zu wissen, wie sie hergekommen waren. Die dritte blieb bis zum Sonnenuntergange todt, wo wir denn alle Hoffnung aufgaben und sie wegwarfen.

Ich wollte, es wäre möglich, nach dieser Erfahrung eine Methode zu erfinden, ertrunkene Personen dergestalt einzubalsamiren, daß sie nach irgend einer langen Zeit wieder in's Leben gebracht werden könnten. Da ich eine heftige Sehnsucht habe, den Zustand von Amerika, nach hundert Jahren, von jetzt an, zu sehen, so würde ich's dem gewöhnlichen Tode vorziehen, mich, nebst einigen guten Freunden, für diese Zeit, in eine Tonne Maderawein versenken zu lassen, um sodann durch die Sonnenwärme meines geliebten Vaterlandes wieder zum

Leben erweckt zu werden! Allein, da wir aller Wahrscheinlichkeit nach, in einem zu frühen, der Kindheit der Wissenschaft allzu nahen Zeitalter leben, als daß wir hoffen dürften, solch eine Kunst in unsern Tagen zur Vollkommenheit gebracht zu sehen, so muß ich mich für jetzt mit dem Feste der Auferstehung eines Vogels, oder welschen Hahns, worauf Sie die Güte haben mich einzuladen, begnügen.

V.

Oekonomische Aufsätze.

20.

Guter Rath an einen jungen Handwerker.

Geschrieben im Jahre 1748.

An meinen Freund A*** B***.

(Ihrem Verlangen gemäß, schreibe ich folgende Winke nieder, die mir nützlich gewesen sind, und deren Befolgung es auch für Sie werden kann).

Bedenke, daß Zeit auch Geld ist! Wer den Tag zwei Thaler mit Arbeiten verdienen kann, und die Hälfte dieses Tages spaziren geht, oder müßig sitzt, der darf, gibt er gleich auf seinem Spazirgange, oder in seiner Unthätigkeit nur sechzehn Groschen aus, diese nicht als den einzigen Aufwand betrachten. Er hat, in der That, außerdem noch einen Thaler und acht Groschen verthan, oder richtiger weggeworfen.

Bedenke, daß auch Credit Geld ist! Läßt Jemand sein Geld, nach dem Zahlungstermine, in meinen

Händen, so schenkt er mir die Interesse, oder soviel, als ich während dieser Zeit damit erwerben kann. Dieß kann zu einer ansehnlichen Summe steigen, wenn Jemand viel und guten Credit hat, und ihn gut zu benutzen weiß.

Bedenke, daß Geld, seiner Natur nach, sich schnell und stark vermehrt! Geld zeugt Geld; diese junge Brut ist gleich wieder fruchtbar, und so geht es immer weiter. Setze fünf Thaler um, so hast du Einen Profit, setze diese sechs noch einmal um, so gibt das sieben Thaler, fünf Groschen, und so wächst es weiter, bis hundert Thaler daraus werden. Je größer die Summe ist, desto größer ist der Anwachs bei jedem Umsetzen, so, daß der Gewinn immer schneller und schneller steigt. Wer ein Mutterschwein schlachtet, zerstört seine ganze Brut, bis in die tausendste Generation. Wer einen Ducaten vergeudet, zerstört Alles, was er damit hätte erwerben können, ganze Tonnen Goldes.

Bedenke, daß jährliche funfzig Thaler auf den Tag nur drei Groschen drei und einen halben Pfennig geben. Durch diese kleine Summe (die ganz unvermerkt, von Tag zu Tag, an Zeit oder unnützen Ausgaben verloren wird) kann ein Mann von Credit, ohne alles Unterpfand, den beständigen Besitz und Gebrauch von tausend Thalern haben. Ein solches Capital, von einem thätigen Manne schnell umgesetzt, erzeugt ansehnlichen Vortheil.

Bedenke das Sprichwort: „Ein guter Zahler ist Herr von anderer Leute Beutel“. Wer dafür bekannt ist, daß er pünktlich und genau zur versprochenen Zeit bezahlt, hat immer und bei jeder Gelegenheit alles Geld,

was seine Freunde entbehren können, in seiner Gewalt. Dieß ist oft von dem größten Nutzen. Nächst der Thätigkeit und Sparsamkeit, trägt nichts mehr bei, einem jungen Manne in der Welt emporzuhelfen, als Pünktlichkeit und Ehrlichkeit in allen Geschäften. Behalte deßhalb nie geborgtes Geld eine Stunde über die bestimmte Zeit, wenn du nicht willst, daß die Börse deines Freundes dir vielleicht für immer verschlossen bleiben soll.

Die geringsten Kleinigkeiten, die auf eines Mannes Credit Einfluß haben, müssen beachtet werden. Das Geräusch deines Hammers um fünf Uhr des Morgens, oder um neun Uhr des Abends, macht, daß dein Gläubiger, wenn er es hört, sich sechs Monate länger geduldet. Sieht er dich aber an einem Billard, oder hört er deine Stimme in einem Trinkhause, wenn du bei der Arbeit seyn solltest, so läßt er dich den nächsten Tag um sein Geld mahnen, und preßt dir's ab, aus Furcht, es in die Concursmasse fallen zu sehn.

Wer gut bezahlt, beweißt überdieß, daß er an seine Schulden denkt; es gibt dir das Ansehn eines nachdenkenden sowohl, als rechtschaffenen Mannes, und auch das vermehrt deinen Credit noch.

Hüte dich, Alles, was du besitzest, als dein Eigenthum zu betrachten, und darnach deine Einrichtung zu machen! In diesen Irrthum gerathen viele Leute, die Credit haben. Dieß zu verhüten, halte eine Weile genaue Rechnung über deine Einnahme und Ausgabe! Gibst du dir Anfangs die Mühe, auch Kleinigkeiten aufzuschreiben, so wird das die gute Wirkung haben, daß du dich überzeugst, wie ganz kleine, unbeträchtliche Aus-

gaben wundersam zu großen Summen auflaufen, und du wirst sehen, was zeither gespart werden konnte, und künftig nach ohne große Unbequemlichkeit gespart werden kann.

Kurz, der Weg zum Reichthume ist, wenn du nur willst, so eben, als der Weg zum Markte. Er hängt meistens von zwei Wörtchen ab: Thätigkeit und Sparsamkeit; das heißt: verschwende weder Zeit, noch Geld, sondern mache von beiden den besten Gebrauch! Ohne Thätigkeit und Sparsamkeit kömmst du mit Nichts, bei denselben mit Allem aus. Wer Alles erwirbt, was er mit Ehren erwerben kann, und (nothwendige Ausgaben abgerechnet) Alles erhält, was er erwirbt, der wird sicherlich reich werden — wenn anders jenes Wesen, das die Welt regiert, und von dem Jeder Seegen zu seinem ehrlichen Fleiße erflehen sollte, seiner weisen Vorsicht nach, es nicht anders beschlossen hat.

Ein alter Handwerker.

21.

Nöthige Winke für diejenigen, die gern reich werden möchten.

Geschrieben im Jahre 1736.

Der ganze Vortheil, den der Besitz des Geldes verschafft, ist der Gebrauch des Geldes.

Vorausgesetzt, daß du ein Mann von anerkannter Klugheit und Rechtschaffenheit bist, so kannst du mit fünf Thalern jährlich dir den Gebrauch von hundert Thalern verschaffen.

Wer des Tages vier Pfennige durch Müßiggang verliert, der verliert durch Müßiggang jährlich über fünf Thaler, das heißt, er verliert den Preis für den Gebrauch von hundert Thalern. Wer, einen Tag in den andern gerechnet, täglich vier Pfennige unnütz ausgibt, der gibt abermals damit das Vorrecht aus, täglich hundert Thaler zu seinem Gebrauche zu haben. Wer unnöthigerweise einen Thaler werth von seiner Zeit verschwendet, der verliert einen Thaler, und handelt nicht klüger, als wenn er geradezu einen Thaler zum Fenster hinaus würfe.

Wer einen Thaler verliert, verliert nicht allein diese Summe, sondern zugleich alle Vortheile, die er erwerben konnte, wenn er sie auf irgend eine Art angelegt oder umgesetzt hätte: und dieß beträgt in der Zeit, daß ein junger Mann alt wird, eine beträchtliche Summe.

Weiter! Wer auf Credit verkauft, fordert einen Preis für seine Waare, der dem Capital und den Zinsen seines Geldes, für die Zeit, die es ihm ausbleibt, gleich kömmt: folglich bezahlt der, der auf Credit kauft, Zinsen für das, was er kauft; und der, welcher baar bezahlt, hätte sein Geld sonst benutzen können; so, daß im Grunde Jeder, der Etwas besitzt, was er gekauft hat, den Gebrauch davon verzinst.

Doch ist es bei Kaufen immer besser, baar zu bezahlen, weil derjenige, der auf Credit verkauft, darauf

rechnet, durch schlimme Schulden fünf am Hunderte zu verlieren, und deßhalb auf Alles, was er so verkauft, so viel schlägt, daß ihm jeder Schade wieder beikömmt.

Wer, was er kauft, auf Credit nimmt, bezahlt seinen Theil von jenem Aufschlage.

Wer mit baarem Gelde bezahlt, entgeht, oder kann doch jener Auflage entgehen.

22.

Der alte, arme Richard, oder Mittel, reich zu werden.

(Als Vorrede zu einem Pensylvanischen Almanach.)

Nichts soll, wie man sagt, einen Schriftsteller glücklicher machen, als wenn Andere seine Werke ehrfurchtsvoll anführen. Mir ist dieses Vergnügen selten zu Theil geworden. Denn, ob ich gleich, ohne Eitelkeit, sagen darf, daß ich mir seit einem Vierteljahrhundert alljährlich keinen kleinen Namen unter den Calenderschreibern gemacht habe, so muß ich doch gestehen, daß mir meine Herren Collegen selten etwas Schönes über meine Verdienste sagten, oder sonst ein Schriftsteller meiner gedachte, so daß ich, ohne den geringen baaren Vortheil, den mir meine Arbeit verschaffte, bei dem Mangel an Beifall allen Muth hätte verlieren müssen.

Zu meinem Troste bedachte ich endlich, der gemeine Mann, der meinen Calender kauft, sey doch der beste Richter über mein Verdienst, und oft hatte ich wirklich die Freude, von Leuten, die mich nicht kannten, eins und das andere von meinen Sprüchwörtern, und immer mit dem Zusatze: wie der arme Richard sagt, anführen zu hören. Hieraus sah' ich, daß man meine guten Lehren nicht allein schätze, sondern auch einige Achtung für meine Autorität hege, und ich gestehe, daß ich mir bisweilen, um meine Maximen zum Besten der Welt mehr in Umlauf zu bringen, die Freiheit nahm, mich mit der feierlichsten Miene selbst anzuführen.

Man denke sich daher, wie vergnügt mich ein kleiner Vorfall, den ich jetzt erzählen will, machen mußte. Ich hielt neulich mit meinem Pferde an einem Orte, wo sich, einer öffentlichen Versteigerung wegen, eine Menge Menschen versammmelt hatte. Es war noch etwas früh; die Leute sprachen von den schlechten Zeiten, und Einer unter Andern wendete sich an einen alten, dem Ansehen nach wohlhabenden Mann mit grauen Haaren: „Und Ihr, Vater Abraham, was sagt Ihr zu der jetzigen Zeit? Glaubt Ihr nicht auch, daß die schweren Abgaben das Land ganz aussaugen werden? Denn, wie ist's möglich, sie zu erschwingen? Und, was meint Ihr, daß man machen soll?" Vater Abraham dachte eine Weile nach, und erwiederte sodann: „„Mein guter Rath steht euch, und zwar in aller Kürze, zu Diensten: denn Ein Wort zu dem Weisen ist genug, und mit Worten jagt man keine Katze in den Sack, wie der arme Richard sagt."" Die ganze Gesellschaft drang in ihn, er möchte sprechen; man trat in einen Kreis um ihn, und er hub also an:

„„Liebe Freunde und gute Nachbarn, die Abgaben sind allerdings schwer; allein, wenn wir sonst keine, als die an die Obrigkeit zu zahlen hätten, so wollten wir wohl fertig werden. Wir haben aber noch ganz andere, die uns viel schwerer fallen. Unsere Faulheit, zum Beispiel, nimmt uns zweimal mehr ab, als die Obrigkeit, unsere Eitelkeit dreimal, und unsere Thorheit viermal mehr. Von diesen Abgaben kann uns kein Landes-Deputirter, weder ganz, noch halb, befreien; indeß ist noch nicht Alles verloren, wenn wir nur gutem Rathe folgen wollen; denn wie der arme Richard in seinem Calender von Anno 1733 sagt: Gott hilft denen, die sich selbst helfen.

„„Über eine Regierung, die das Volk den zehnten Theil seiner Zeit zu frohnen zwänge, würde Jedermann schreien: aber die Faulheit nimmt den Meisten unter uns noch weit mehr weg. Rechnet einmal die Zeit, die ihr im gänzlichen Müßiggange, d. h. mit Nichtsthun oder in Zerstreuungen, die eben nicht weiter führen, zubringt, und ihr werdet finden, daß ich Recht habe. Der Müßiggang verkürzt nothwendigerweise unser Leben, weil er uns schwächlich macht. Müßiggang ist ein Rost, der weit mehr angreift, als selbst die Arbeit. Der Schlüssel, den man oft braucht, ist immer blank, sagt der arme Richard. Liebst du aber das Leben, so verderbe die Zeit nicht, sagt der arme Richard weiter; denn sie ist das Zeug, aus dem das Leben gemacht ist. Wie viel verlieren wir nicht allein dadurch, daß wir länger schlafen, als nöthig wäre, ohne zu bedenken, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe lange genug schlafen werden! Ist die Zeit das kostbarste unter allen Dingen, so ist Verschwendung der Zeit die

größte unter allen Verschwendungen: denn, wie der arme Richard sagt, verlorne Zeit läßt sich nicht wieder finden, und was wir Zeit genug nennen, reicht am Ende selten zu. Wohlan denn, laßt uns die Hände regen, so lang wir noch Kräfte haben! Faulheit macht Alles schwer, Fleiß Alles leicht. Wer spät aufsteht, wird nie fertig; eh' er recht in die Arbeit kömmt, ist die Nacht schon wieder da. Die Trägheit schleicht so langsam, daß die Armuth sie bald einholt. Treibe dein Geschäft, damit dein Geschäft dich nicht treibt! Zeitig in's Bett, und zeitig aus dem Bette, macht den Menschen gesund, reich und klug — sagt der arme Richard".

„ „Was hilft es, bessere Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Ändert euch nur selbst, so werden sich die Zeiten auch ändern. Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen, sagt der arme Richard. Wer sich mit Hoffnungen nährt, läuft Gefahr, Hungers zu sterben. Ohne Mühe hat man nichts. Ich helfe mir mit meinen Händen fort, weil ich kein Land habe, und wenn ich welches habe, so greife ich selbst mit an, weil große Abgaben darauf liegen. Der arme Richard bemerkt sehr richtig: wer ein Handwerk hat, der hat ein Capital, und wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Man treibe aber auch sein Handwerk, und brauche seinen Kopf, sonst reicht Vermögen und Amt nicht hin, unsre Abgaben zu bezahlen. Wer arbeiten will, der findet immer Brod; dem fleißigen Manne guckt der Hunger wohl in das Haus, hinein aber darf er nicht. Auch die Gerichtsdiener kommen nicht über seine Schwelle: denn Emsigkeit bezahlt die Schulden, aber Muthlosigkeit vermehrt sie. Hast du gleich keinen Schatz gefunden, hat kein reicher Vetter dich zum Erben eingesetzt; desto besser! Fleiß ist

des Glückes Mutter, und dem Fleißigen schenkt Gott Alles. Bestelle dein Feld, wenn der Faule schläft; so wirst du Korn zum Verkaufen und zum Aufschütten haben. Arbeite heute, denn du kannst nicht wissen, was dich morgen abhält. Ein Heute ist mehr werth, als zwei Morgen, sagt der arme Richard, und so auch: verschiebe nie auf morgen, was du heute thun kannst! Wenn du bei einem guten Herrn dientest, würdest du dich nicht schämen, wenn er dich müßig anträfe? Nun bist du aber dein eigner Herr; so schäme dich also vor dir selbst, müßig zu gehen, da es so viel für dich, dein Haus, dein Vaterland und deinen Fürsten zu thun gibt. Greife die Arbeit rüstig an, und bedenke, was der arme Richard sagt, daß die Katze in Handschuhen keine Mäuse fängt. Freilich gibt es in der Welt viel zu thun, und vielleicht hast du von Natur zarte Hände; aber nur muthig zum ersten Versuche, und es wird mit jedem Tage besser gehn. Dringt nicht der Regen am Ende selbst in Marmor ein? Nagt eine Maus mit Fleiß und Geduld nicht ein Schiffsseil, entzwei? Fällt nicht, unter wiederholten Streichen, die stärkste Eiche?

„„ Mich dünkt, ich höre Einige von euch sagen: So soll man sich gar keinen guten Tag machen? Ich antworte, wie der arme Richard: Wende deine Zeit wohl an, wenn du Ruhe verdienen willst, und verliere keine Stunde, weil du keiner Minute sicher bist! — Muße heißt eine Zeit, worin man etwas Nützliches verrichten kann. Der Fleißige wird diese Muße finden, aber der Träge nie. Denn, wie der arme Richard sagt, ein Leben voll guter Muße und ein müßiges Leben sind sehr verschiedene Dinge. Mancher möchte, ohne zu arbeiten, gern von seinem Kopfe leben; er kömmt aber

selten weit damit. Arbeit hingegen schafft Bequemlichkeit, Überfluß und Achtung. Fliehe die Ergötzungen, und sie werden dich verfolgen. Die fleißige Spinne hat ein großes Netz, und seitdem ich eine Kuh und ein Paar Schaafe habe, wünscht mir Jeder einen guten Morgen; bemerkt der arme Richard sehr richtig.

„„Aber selbst Fleiß allein thut es nicht; wir müssen auch stätig, nicht fahrlässig, noch unschlüssig seyn; wir müssen selbst ein Auge auf unsre Sachen haben, und uns nicht zuviel auf Andere verlassen. Denn, wie der arme Richard sagt: ein Baum, der oft umgesetzt wird, und eine Familie, die oft auszieht, gedeihen weniger, als die, welche auf ihrem Platze bleiben. — Dreimal ausziehen ist so schlimm, als einmal abbrennen. Verlaß deine Werkstatt nicht, so wird deine Werkstatt dich auch nicht verlassen. Willst du eine Sache gut ausgerichtet haben, so gehe selbst; wo nicht, so schicke nur darnach! Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst anfassen, oder antreiben. Das Auge des Herrn fördert mehr, als seine beiden Hände. Mangel an Sorgfalt schadet mehr, als Mangel an Einsicht. Wer nicht über seine Taglöhner wacht, der läßt ihnen den Beutel offen. Zu viel Vertrauen auf Andere, hat Manchen unglücklich gemacht: in dieser bösen Welt täuscht Mißtrauen weniger, als Zutrauen. Für sich selbst sorgen, hat Keinem gereut; denn, wie der arme Richard sagt, willst du einen treuen und angenehmen Diener haben, so diene dir selbst! Eine kleine Verwahrlosung kann großes Unheil anrichten. Weil ein Nagel fehlte, ging der Huf verloren; aus Mangel des Hufs das Pferd, und aus Mangel des Pferds der Reiter; der Feind holte ihn ein, und brachte ihn um, was nicht geschehen wäre, wenn er nach den Nägeln am Hufe gesehen hätte.

„„So viel genug, liebe Freunde, vom Fleiße und der Acht auf unsre Geschäfte. Zu diesen beiden Dingen muß noch Etwas, Mäßigkeit, hinzukommen. Wer nicht eben so gut zu sparen, als zu verdienen weiß, der kann sich zu Tode arbeiten, ohne einen Pfennig zu hinterlassen. Eine fette Küche macht ein mageres Testament, sagt der arme Richard. Wie gewonnen, so zerronnen, heißt es von manchem schönen Thaler, seitdem unsre Weiber über dem Thee das Nähen und Stricken, und wir Männer über dem Punsch den Spaden und Hammer vergessen haben.

„„Willst du reich werden, so lerne nicht allein erwerben, sondern auch sparen, sagt der arme Richard. Amerika hat Spanien nicht reich gemacht; denn seine Ausgaben überstiegen immer seine Einnahme.

„„Schränkt euern thörigten Luxus ein, so dürft ihr nicht über schwere Zeiten, drückende Abgaben, und großen Aufwand im Hause klagen: denn Wein und Weiber, Spiel und Betrug schmelzen das Vermögen und vermehren die Bedürfnisse. Ein einziges Laster kostet so viel zu unterhalten, daß man zwei Kinder davon ernähren könnte. Ihr glaubt vielleicht, eine Tasse Thee, ein Gläschen Punsch, ein Leckerbischen, etwas feinere Kleider, dann und wann eine Lustparthie, haben so viel nicht auf sich; aber erinnert euch, was der arme Richard sagt: Viele Wenig machen Ein Viel: Nehmt euch vor kleinen Ausgaben in Acht! Ein kleiner Leck versenkt ein großes Schiff. Ein leckrer Gaum führt zum Bettelstabe: Narren bezahlen die Schüsseln, und kluge Leute verzehren sie.

„„Ihr habt euch hier zu einer öffentlichen Versteigerung von allerhand Kaufmannsgut und Galanteriewaaren versammelt. Ihr nennt diese Dinge Güter; aber wenn ihr nicht auf eurer Hut seyd, so werden sie für Einige unter euch zu Übeln werden. Ihr denkt, sie werden wohlfeil, vielleicht weit unter ihrem Werthe weggehen; allein, wenn ihr sie nicht unentbehrlich braucht, so werdet ihr sie auf jedem Fall zu theuer bezahlen. Denkt an das, was der arme Richard sagt: Kaufe nur, was du nicht nöthig hast, so wirst du bald das Nöthige verkaufen müssen. Viele haben sich bloß durch ihr wohlfeiles Einkaufen zu Grunde gerichtet. Bedenke dich immer ein wenig, eh' du einen guten Handel eingehst. Der Vortheil desselben ist oft bloß scheinbar: der Kauf kann, indem er dich von deinem Gewerbe abzieht, dir im Grunde unendlich mehr Schaden, als Gewinn bringen. O, es ist eine große Thorheit, die Reue theuer zu bezahlen, und gleichwohl wird diese Thorheit täglich in Versteigerungen begangen, weil man nicht an den Calender denkt. Der Weise, sagt der arme Richard, wird durch fremden Schaden klug, ein Narr kaum durch seinen eignen. Ich kenne Leute, die um eine schöne Halskrause gern fasten, und ihren eignen Kindern das Brod entziehen. Scharlach und Seide, Sammt und Atlas löschen das Feuer in der Küche aus. Weit entfernt, Bedürfnisse zu seyn, gehören sie kaum unter die Bequemlichkeiten des Lebens: man wünscht sie, bloß weil sie in's Auge fallen. So sind die künstlichen Bedürfnisse der Menschen zahlreicher geworden, als ihre natürlichen, und so gerathen reiche Leute in Armuth, und müssen oft von denen borgen, die sie sonst kaum über die Achsel ansahen, die sich aber, durch Sparsamkeit und Fleiß, im Wohlstande erhielten. Daraus erhellt klar, wie der

arme Richard sagt, daß ein Bauer auf den Füßen grö-
ßer ist, als ein Edelmann auf den Knieen. Mancher,
der am meisten klagt, hatte ein artiges Vermögen ge-
erbt; er vergaß aber, wie er dazu gekommen, und dachte:
nun ist es helle, und wird nicht wieder dunkel. Eine
so geringe Ausgabe, von einem Vermögen, wie das
meinige, kömmt nicht in Betracht; aber, wie der arme
Richard sagt, wenn man immer aus dem Mehlfasse
nimmt, und nichts wieder hineinfüllt, kömmt man bald
auf den Boden, und wenn der Brunnen trocken ist,
schätzt man erst das Wasser. Das konnten sie vorher
wissen, wenn sie ihn um Rath fragten. Lieben Freunde,
wollt ihr wissen, was das Geld werth ist, so geht hin,
und borgt welches! Sorgen folgt auf Borgen, sagt der
arme Richard. Nicht besser geht's denen, die gewissen
Leuten borgen, wenn sie ihr Geld zurück verlangen. Der
arme Richard gibt einen sehr guten Rath, wenn er sagt:
Der kindische Geschmack am Putzwerke ist eine gefährliche
Thorheit. Eh' du eine Grille befriedigst, sieh' nach dei-
nem Beutel! Eitelkeit ist eine eben so zudringliche Bett-
lerin, als Armuth, und noch weit unverschämter. Hast
du Ein schönes Stück gekauft, so mußt du noch zehn
dazu kaufen, damit die ganze Ausstaffirung zusammen
paßt; denn, wie der arme Richard sagt: es ist leichter,
dem ersten Gelüste zu widerstehen, als allen folgenden,
und der Arme, der dem Reichen nachäfft, ist eben so
lächerlich, als der Frosch, der sich aufblies, um so groß
zu werden, wie der Stier. Große Schiffe können etwas
wagen, kleine Fahrzeuge müssen sich am Ufer halten.
Thorheiten dieser Art folgt die Strafe auf dem Fuße
nach. Der arme Richard sagt: Wer Eitelkeit zum Mit-
tagsessen hat, bekommt Verachtung zum Abendbrode; oder:
der Stolz frühstückt mit dem Überflusse, speißt zu Mittage

mit der Armuth, und ißt des Abends mit der Schande. Und wozu nützt am Ende der leere Schein, für den man so viel wagt, so viel leidet? Er erhält weder die Gesundheit, noch befreit er von Krankheiten. Im Gegentheile, statt den Werth eines Menschen zu erhöhen, erweckt er Neid, und beschleunigt den Verfall.

„ „ Welche Thorheit also, solcher entbehrlichen Dinge wegen Schulden zu machen! Es ist wahr, man braucht erst nach sechs Monaten zu bezahlen; das hat vielleicht Manchen von uns hieher gelockt, der keinen Pfennig in der Tasche hat. Es ist freilich sehr bequem, ohne Geld zu kaufen; aber bedenkt, was es heißt, sich in Schulden stecken! Ihr gebt Andern ein Recht über eure Freiheit. Könnt ihr zur gesetzten Frist nicht bezahlen, so werdet ihr euch schämen, wenn euer Gläubiger euch begegnet. Ihr werdet zittern, wenn ihr mit ihm sprecht, und elende Entschuldigungen herstammeln. Nach und nach werdet ihr Treue und Glauben und die Schaam selbst verlieren, und euch durch grobe und niederträchtige Lügen entehren. Denn Lügen ist die zweite Stufe des Unrechts, so wie Schuldenmachen die erste. Schulden lassen die Lügen hinter sich aufsitzen. Ein freier Mann sollte jedem lebendigen Menschen unerschrocken in's Gesicht sehen können: Armuth aber raubt Selbstgefühl und Tugend. Ein leerer Sack steht nicht gut aufrecht, sagt der arme Richard.

„ „ Was würdet ihr von einem Fürsten, oder einer Regierung denken, die bei Gefängnißstrafe auferlegte, euch wie Personen vom Stande zu kleiden? Würdet ihr nicht sagen, ihr wäret freie Leute, hättet das Recht, euch nach eurem Belieben zu kleiden; der Befehl kränke eure

Freiheiten; die Regierung wäre tyrannisch? Gleichwohl unterwerft ihr euch selbst einer solchen Tyrannei, wenn ihr des Kleiderstaats wegen euch in Schulden steckt. Euer Gläubiger hat das Recht, so bald es ihm gefällt, euch eurer Freiheit zu berauben. Wenn ihr nicht im Stande seyd, zu zahlen, kann er euch in ein Gefängniß sperren, und zeitlebens darin sitzen lassen. Als ihr den Kauf schloßt, dachtet ihr vielleicht wenig an die Bezahlung; Gläubiger aber haben ein besseres Gedächtniß, als Schuldner. Die Gläubiger sind Tagwähler, und geben genau auf Termin und Verfallzeit Acht. Der Zahlungstag bricht an, eh' ihr noch aufgewacht seyd, und die Schuldforderung ist da, eh' ihr zur Befriedigung Anstalt gemacht habt. Oder denkt ihr auch daran, so wird euch doch der Termin, der erst so lang schien, fürchterlich kurz vorkommen: ihr werdet glauben, die Zeit habe zu ihren Flügeln an den Achseln, auch noch Flügel an die Fersen bekommen. Der hat kurze Fasten, der Geld schuldig ist, das zu Ostern bezahlt werden soll. Vielleicht seyd ihr eben jetzt in Umständen, daß ihr eine kleine Thorheit begehen könnt, ohne dafür zu büßen; allein legt lieber Etwas für das Alter und Nothfälle zurück: denn, wie der arme Richard sagt, die Morgenröthe währt nicht den ganzen Tag. Der Verdienst kann von kurzer Dauer und ungewiß seyn, die Ausgaben aber sind gewiß, und dauern, so lange ihr lebt. Man kann leichter zwei Heerde bauen, als auf Einem immer Feuer halten. Geh' lieber ohne Abendbrod zu Bette, als daß du mit Schulden aufstehst! Erwirb, so viel du kannst, und halte zu Rathe, was du erworben hast! Das ist das ächte Geheimniß, Blei in Gold zu verwandeln. Wer diesen Stein der Weisen besitzt, der wird nicht länger über schlechte Zeiten oder drückende Abgaben klagen.

„„So, meine Freunde, lauten die Lehren der Vernunft und Klugheit. Doch dürft ihr euch nicht allein auf euren Fleiß, eure Sparsamkeit und Wachsamkeit verlassen. So vortreffliche Dinge das sind, so werden sie euch, doch ohne den Seegen des Himmels, wenig helfen. Bittet deßhalb demüthig um diesen Seegen, und seyd nicht hart gegen den, der desselben entbehrt, sondern springt ihm hülfreich bei! Bedenkt, daß Hiob litt, und doch hernach geseegnet wurde. Zum Schluß! Erfahrung hält eine theure Schule, es ist aber die einzige, in der Thoren etwas lernen. Denn, einen guten Rath kann man wohl geben, aber nicht eine gute Aufführung. Wer sich nicht rathen läßt, dem ist auch nicht zu helfen, sagt der arme Richard. Und: wer nicht hören will, der muß fühlen"".

So beschloß der alte Mann seine Rede. Das Volk hörte ihm aufmerksam zu und billigte seine weisen Lehren, that aber, nach dem gewöhnlichen Schicksale aller Predigten, auf der Stelle das Gegentheil. Die Versteigerung gieng an, und die Meisten kauften ohne Vernunft und Überlegung. — —

Ich fand, daß der gute Mann meine Calender fleißig studirt und Alles, was ich seit fünf und zwanzig Jahren über diese Materie vorgetragen, wohl verdaut hatte. Die häufige Erwähnung meines Namens möchte Manchem langweilig vorkommen, meine Eitelkeit hingegen ergötzte sich besonders hieran, ob ich mir gleich bewußt war, daß nicht der zehnte Theil der Weisheit, die er mir beilegte, mein Eigenthum war, und daß ich nur eine kleine Ährenlese auf dem Felde der gesunden Vernunft aller Zeiten und Völker gehalten hatte. Wie

dem auch sey, genug, ich nahm mir vor, diese Wiederholung zu nutzen, und ob ich gleich erst mit dem Vorsatze Halt gemacht hatte, mir Tuch zu einem neuen Kleide zu kaufen, so gieng ich doch mit dem Entschlusse weiter, das alte noch länger zu tragen. Freund Leser, kannst Du ein Gleiches von dir erhalten, so wirst Du eben so viel dabei gewinnen, als ich.

Ich bin

Dein

dienstwilliger

Richard Saunders.

23.

Ein Mittel, aller Welt Beutel zu füllen.

In unsern Tagen, wo so allgemein über „die Seltenheit des Geldes" geklagt wird, müssen geldarme Leute es mit doppeltem Danke erkennen, wenn man ihnen ein Mittel anzeigt, wie sie ihre Münzen rekrutiren können. Ich will sie mit dem ächten Geheimnisse bekannt machen, Geld zu fangen — mit dem sichersten Wege, leere Taschen zu füllen, und sie immer voll zu behalten. Zwei einfache Regeln, genau befolgt, machen die ganze Kunst aus.

Erstlich, wähle Rechtschaffenheit und Thätigkeit zu deinen beständigen Gefährden; und

Zweitens, gib einen Pfennig weniger aus, als dein reiner Gewinn beträgt!

Dann wird dein eingeschrumpfter Beutel anfangen zu schwellen und nie wieder über Auszehrung klagen. Kein Gläubiger wird dich drängen, kein Mangel drücken, kein Hunger nagen, keine Blöße erstarren. Der ganze Himmel wird heller über dir leuchten, und Freude in jedem Winkel deines Herzens aufkeimen. So befolge nun diese Regeln und werde glücklich! Banne die bleichen Gespenster der Sorgen aus deiner Seele, und lebe unabhängig! Dann wirst du ein Mann seyn, und wenn ein Reicher sich naht, dein Angesicht nicht verbergen, noch den Schmerz haben, klein zu scheinen, wenn die Söhne des Glücks zu deiner Rechten prangen: denn Unabhängigkeit, bei geringer, oder großer Haabe, ist immer Reichthum, und stellt dich in gleiche Reihe mit dem stolzesten Ritter vom goldnen Vließ. O, so sey denn weise, und laß Thätigkeit am Morgen mit dir gehn, und dich begleiten bis die Abendglocke zur Ruhe läutet! Laß Rechtschaffenheit seyn wie den Athem deiner Seele, und vergiß nie, einen Pfennig übrig zu haben, wenn alle deine Ausgaben berechnet und bezahlt sind: dann wirst du den Gipfel irdischer Glückseligkeit erreichen, und Unabhängigkeit wird dein Schild und Harnisch, dein Helm und deine Krone seyn: dann wird deine Seele aufrecht gehn, und sich nicht vor dem Schurken in Seide bücken, weil er Schätze besitzt; dann wirst du keinen Schlag einstecken, weil die Hand, die ihn droht, einen diamantnen Ring trägt.

24.

Ein ökonomisches Projekt.

An die Verfasser einer Pariser Zeitschrift *).

Meine Herren!

Sie unterhalten uns oft mit Nachrichten von neuen Entdeckungen. Erlauben Sie mir, durch Ihr Blatt dem Publicum eine Erfindung mitzutheilen, die ich selbst vor Kurzem gemacht habe, und die, wie ich mir schmeichele, großen Nutzen stiften kann.

Ich war dieser Abende in einer großen Gesellschaft, wo man die neue Lampe der Herren Quinquet und Lange eingeführt hatte, die, ihrer Hellung wegen, sehr bewundert ward; allein Jedermann wollte nun berichtet seyn, ob das Öl, das sie erforderte, mit dem Lichte, das sie gebe, nicht in dem gewöhnlichen Verhältnisse stehe, als in welchem Falle der Gebrauch derselben keine Ersparniß seyn würde. Niemand konnte uns über diesen Hauptpunct belehren; darüber aber war nur Eine Stimme, daß es sehr zu wünschen sey, man möchte den Aufwand der Erleuchtung der Zimmer zu einer Zeit, wo alle andere Artikel häuslicher Ausgaben so sehr vermehrt werden, vermindern können.

*) Eine Uebersetzung dieses Briefs erschien in einer Pariser Zeitschrift um das Jahr 1784. Diese hier ist nach dem englischen Originale gemacht, bei welchem der Verfasser einige Verbesserungen und Zusätze angebracht hat.

Diese allgemeine Theilnahme an einem ökonomischen Gegenstande, machte mir wahres Vergnügen; denn ich bin ein außerordentlicher Freund von Ökonomie.

Ich gieng nach Hause und legte mich drei, oder vier Stunden nach Mitternacht, den Kopf noch ganz voll von der Sache, zu Bette. Ein zufälliges, plötzliches Geräusch weckte mich gegen sechs Uhr des Morgens auf, und ich erstaunte, mein Zimmer ganz hell erleuchtet zu finden. Ich bildete mir Anfangs ein, man habe eine Anzahl von jenen Lampen hineingebracht; als ich mir aber die Augen gerieben hatte, so überzeugte ich mich, daß das Licht zu den Fenstern hereinkam. Ich stand auf, sahe mich um, wo das Licht herkomme — und da strahlte mir die Sonne entgegen, die sich eben über den Horizont erhob, von wo sie ihre Strahlen reichlich durch mein Zimmer verbreitete, dessen Läden mein Bedienter den Abend vorher, aus Nachlässigkeit, zuzumachen vergessen hatte.

Ich sahe nach meiner Uhr, die sehr richtig geht, und fand, daß es erst sechs Uhr war, und da ich es immer noch für etwas Außerordentliches hielt, daß die Sonne so früh aufgehen sollte, so holte ich den Calender herbei, und hier sahe ich, daß allerdings an diesem Tage die Sonne um diese Stunde aufgehe. Ich blätterte weiter und fand, daß sie bis gegen das Ende des Junius jeden Morgen früher aufgehe, und zu keiner Zeit im Jahre länger, als acht Uhr ausbleibe. Ihre Leser, die, so wie ich, niemals einen Sonnenstrahl vor Mittag gesehn haben, und die selten einen Blick auf den astronomischen Theil des Calenders werfen, werden wahrscheinlich eben so erstaunen, als ich, wenn sie von diesem frühen

Aufgange der Sonne hören, und besonders, wenn ich Sie versichere, daß sie, sogleich wie sie aufgeht, auch hell macht. Ich bin davon überzeugt. Ich bin meiner Sache gewiß. Man kann seiner Sache nicht gewisser seyn. Ich sah' es mit meinen eignen Augen. Die drei folgenden Morgen wiederholte ich meine Beobachtung, und immer war der Erfolg genau derselbe.

Und doch, wenn ich mit Andern von dieser Entdeckung spreche, kann ich leicht an ihren Mienen sehen, daß sie mir, wenn sie es gleich nicht in Worten äußern, doch nicht ganz Glauben beimessen. Ja, einer von meinen Bekannten, ein gelehrter Naturforscher, versicherte mich, was den Umstand mit dem Einfallen des Lichts in mein Zimmer beträfe, so müsse ich mich sicher geirrt haben: denn da, wie er sagt, Jedermann weiß, daß es um diese Stunde außen nicht helle ist, so folge, daß das Licht nicht von außem hineinkommen könne; man müsse die Erscheinung vielmehr so erklären: Die Fenster blieben durch einen Zufall offen; Licht konnten sie nicht einlassen, denn dieses war nicht da, sie ließen also vielmehr die Dunkelheit heraus: — und so brauchte er noch mehr sinnreiche Gründe, mir zu zeigen, wie ich mich getäuscht haben könnte. Ich gestehe, daß er mich eine Weile irre machte; überzeugen aber konnte er mich nicht, und die fernern Versuche, die ich, wie oben gemeldet, anstellte, bestärkten mich in meiner ersten Meinung.

Dieser Zufall erweckte bei mir verschiedene ernsthafte und wichtige Betrachtungen. Ich bedachte, daß ich, wenn ich nicht so früh am Morgen geweckt worden wäre, noch sechs bis sieben Stunden länger bei Sonnenschein

geschlafen, und dafür in der folgenden Nacht sechs Stunden bei Kerzenlicht zugebracht hätte. Da das letztere aber offenbar ein weit kostbareres Licht ist, als das erste, so bewog mich mein Hang zur Ökonomie, mein ganzes Bischen Arithmetik aufzubieten und einige Berechnungen anzustellen, die ich Ihnen, nebst der Bemerkung, mittheile, daß, meiner Meinung nach, in Sachen der Erfindung Nutzen der Probirstein des Werthes ist, und daß eine Entdeckung, die nicht auf irgend eine Weise zum Vortheile verwendet werden kann, und nicht zu Etwas nutzt, nichts nutzt.

Als Grundlage meiner Berechnung, nahm ich die Voraussetzung an, daß 100,000 Familien in Paris leben, und daß diese Familien in der Nacht stündlich ein halb Pfund Wachs- oder Talglicht verbrauchen. Ich denke, dieß ist, eine Familie in die andere gerechnet, eine mäßige Annahme: denn, wenn ich gleich glaube, daß einige nicht so viel nöthig haben, so weiß ich doch gewiß, daß der größte Theil damit bei weitem nicht ausreicht. Setzen wir dann für den Tag sieben Stunden, im Durchschnitte für die Zeit zwischen dem Aufgange der Sonne und unserm Aufstehn, (auf die folgenden sechs Monate, wo sie von sechs bis acht Uhr Vormittags aufgeht, fallen folglich sieben Nachtstunden, wo wir Licht brennen) so steht die Rechnung also:

In den sechs Monaten, zwischen dem zwanzigsten März und dem zwanzigsten September, gibt es

Nächte	183
Stunden der Nacht, worin wir Licht brennen	7

Dieß multiplicirt, gibt die Total-Summe von Stunden 1,281.

Diese 1,281 Stunden multiplicirt mit 100,000, als der Zahl sämmtlicher Familien, geben . . . . . 128,100,000.

Hundert und acht und zwanzig Millionen und hundert tausend Stunden, die in Paris bei Licht zugebracht werden, welches, die Stunde zu einem halben Pfund Wachs oder Unschlitt gerechnet, an Gewicht beträgt . . . . . 64,050,000.

Vier und sechzig Millionen und funfzig tausend Pfund, die (das Ganze zu einem Mittelpreise von dreißig Sols das Pfund gerechnet) eine Summe von sechs und neunzig Millionen und fünf und siebenzig tausend Pfund Livres tournois betragen *) . . . . . 96,075,000.

Eine unermeßliche Summe! welche die Stadt Paris jährlich ersparen könnte, wenn sie die Ökonomie einführen wollte, statt der Lichter, Sonnenschein zu brauchen!

Wollte man mir einwenden, die Menschen hiengen so hartnäckig an alten Gewohnheiten; es sey so schwer, sie dahin zu bringen, vor Mittags aufzustehen, und meine Entdeckung werde daher geringen Nutzen stiften; so antworte ich: Nil desperandum **). Ich glaube

*) Sechs und zwanzig Millionen zwanzig tausend vier hundert und zwanzig Thaler Sächs.

**) Man darf an nichts verzweifeln.

steif und fest, alle Leute von gesundem Menschenverstande werden, so bald sie aus diesem Aufsatze gelernt haben, daß es sogleich Tag wird, als die Sonne aufgeht, auf ein Mittel denken, mit ihr aufzustehen, und um die übrigen mit Gewalt zu nöthigen, möchte ich folgende Einrichtung vorschlagen:

Erstlich. Man lege eine Taxe von einem Louis: d'or auf jedes Fenster, das mit Läden versehen ist, die dem Tageslichte einzufallen wehren.

Zweitens, mache man von derselben heilsamen Polizei: Einrichtung Gebrauch, das Brennen der Lichter zu verhindern, die uns vergangenen Winter so geneigt machte, mit dem Brennholze besser zu wirthschaften, das ist, man stelle Wachen an die Läden der Wachs: und Talglichthändler, und erlaube keiner Familie wöchentlich mehr, als ein Pfund!

Drittens, stelle man auch Wachen aus, die alle Carrossen u. s. w. aufhalten, die nach Sonnenuntergange über die Straßen fahren, ausgenommen die Kutschen der Ärzte, Wundärzte und Hebammen.

Viertens, lasse man jeden Morgen, sobald als die Sonne aufgeht, mit allen Glocken in allen Kirchen läuten, und wenn das nicht hinreichend ist, in jeder Straße Kanonen abfeuern, die Langschläfer kräftig zu wecken, und ihnen die Augen über ihren wahren Vortheil mit Gewalt zu öffnen!

Die ganze Schwierigkeit wird auf die ersten zwei, oder drei Tage fallen; hernach wird den Leuten die Ver:

besserung so leicht und natürlich vorkommen, als jetzt die herrschende Unregelmäßigkeit: denn ce n'est que le premier pas, qui coûte *). Man nöthigte Jemand um vier Uhr des Morgens aufzustehn, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er den Abend um acht Uhr gern zu Bette gehn wird, und, wenn er acht Stunden geschlafen hat, so wird er den folgenden Morgen schon lieber um vier Uhr aufstehen. Allein diese Summe von sechs und neunzig Millionen und sieben und funfzig tausend Livres ist noch nicht die ganze Ersparniß, die durch mein ökonomisches Projekt gemacht werden kann. Bemerken Sie, daß ich nur die eine Hälfte des Jahres in Rechnung gebracht habe, und auch in der andern wird die Ersparniß immer noch etwas Ansehnliches betragen, obgleich die Tage kürzer sind. Überdieß muß der unermeßliche Vorrath von Wachs und Unschlitt, der den Sommer über nicht verbraucht worden, die Lichter den nächsten Winter um Vieles wohlfeiler machen, und sie müssen so lange im niedrigen Preise bleiben, als die vorgeschlagene Reform aufrecht erhalten wird.

Für die große Wohlthat dieser Entdeckung, die ich dem Publicum so unbefangen mitgetheilt und geschenkt habe, verlange ich für mich weder eine Stelle, noch eine Pension, noch ein ausschließendes Privilegium, noch irgend eine andere Belohnung. Ich erwarte nichts davon, als die Ehre. Freilich weiß ich, daß es nicht an kleinen neidischen Seelen fehlt, die mir, wie gewöhnlich, diesen Ruhm abstreiten und vorgeben werden, meine Erfindung sey schon den Alten bekannt gewesen; vielleicht werden sie sogar Stellen aus alten Büchern zum Beweiß an-

*) Nur der erste Schritt kostet Ueberwindung.

Bayerische Staatsbibliothek München

führen. Ich will diesen Leuten nicht abstreiten, daß die Alten gewußt haben, daß die Sonne zu gewissen Stunden aufgehe: wahrscheinlich hatten sie, so wie wir Calender, die dieß voraussagten; hieraus folgt aber nicht, daß sie gewußt hätten, die Sonne mache sogleich, als sie aufgeht, auch hell. Dieß ist es, was ich als meine Erfindung in Anspruch nehme. Wenn die Alten es aber auch wußten, so muß es doch längst wieder in Vergessenheit gerathen seyn; denn unstreitig war es den Neuern, den Parisern wenigstens, unbekannt. Dieß zu beweisen, brauche ich nur einen ganz einfachen Grund anzuführen. Sie sind so wohl unterrichtet, so verständig und klug, als irgend ein Volk in der Welt; auch geben sie, so wie ich, sich sämmtlich für Liebhaber der Ökonomie aus, und bei den mancherlei schweren Auflagen, die der Staatsbedürfnisse wegen ihnen aufgelegt werden müssen, haben sie zuverlässig Ursache, gute Haushälter zu seyn. Ich sage, es ist unmöglich, daß ein so kluges Volk, unter solchen Umständen, so lange bei dem rauchrigten, ungesunden und ungeheuer kostbaren Kerzenlichte leben konnte, wenn es wirklich gewußt hätte, daß es eben so viel reines Sonnenlicht umsonst bekommen könnte.

Ich bin ꝛc.

Ihr Leser.

VI.

Politische Aufsätze.

25.

Sätze zur Prüfung.

Alles, was der Mensch zu seiner Nahrung und Erhaltung braucht, kömmt aus der Erde oder dem Wasser.

Bedürfnisse, die nicht zu den Nahrungsmitteln gehören, so wie der Werth der Begemlichkeiten aller Art, wird bestimmt durch die Menge der Nahrungsmittel, die man während der Verfertigung derselben verzehrt.

Ein kleines Volk in einem großen Lande kann von Naturerzeugnissen leben. Seine ganze Arbeit besteht in der Einsammlung der Gewächse und dem Fange der Thiere.

Ein großes Volk in einem kleinen Lande reicht damit nicht aus, es muß zu seiner Erhaltung die Erde bauen, damit sie für die Nahrung der Menschen und Thiere eine größere Menge angemessener vegetabilischer Lebensmittel hervorbringe.

Dieser Anbau der Erde vermehrt die vegetabilischen und thierischen Nahrungs- und Kleidungsmittel, als z. B. Flachs, Wolle, Seide, u. s. w., ungemein. Überfluß an diesen Dingen ist Reichthum. Von ihm bezahlen wir die Arbeit, die auf den Bau unserer Häuser, Städte, u. s. w., verwendet wird. Diese letztern sind demnach bloß verwandelte Nahrungsmittel.

Manufacturen sind gleichfalls eine Art von Metamorphose, auf die so viel Lebens- und Erhaltungsmittel verwendet worden, als der Werth der erzeugten Manufacturen beträgt. Dieß erhellt daraus, daß der Arbeiter von dem Eigenthümer der Fabrik für seine Arbeit nichts, als bloßen Lebensunterhalt bekömmt, worunter Kleider, Wohnung, Feuerung, ꝛc. ꝛc., mitbegriffen sind. Der Werth aller Manufacturen steht im Verhältniß mit den bei ihrer Verfertigung verzehrten Lebensmitteln.

Indem auf diese Weise die Erzeugnisse der Erde in Waaren verwandelt werden, so können sie nun mit leichterer Mühe, als vor dieser Verwandlung, auf erntfernte Märkte verführt werden.

Der Handel ist nicht nachtheilig, wenn mit Einschluß der Transportkosten, Gleich gegen Gleich vertauscht wird. So sind, wenn A. in England eben so viele Mühe und Arbeit auf die Erzeugung eines Scheffels Waitzen, als B. in Frankreich auf den Gewinn von vier Gallonen Wein wenden muß, vier Gallonen Wein ein gleicher Tausch für einen Scheffel Waitzen, wenn nämlich A. und B. einander auf halbem Wege entgegenkommen, ihre Waaren gegen einander umzusetzen. Der Vortheil dieses gleichen Handels ist, daß beide Theile sich die

Annehmlichkeiten des Lebens vermehren, indem Jeder statt des Weines oder Waitzens allein, nunmehr Wein und Waitzen zugleich hat.

Da, wo Arbeit und Kosten zu Erzeugung zweier Waaren beiden Theilen bekannt sind, da werden die Contracte im Ganzen auch gleich seyn. Oft ungleich aber werden sie da, wo dieß bloß einem Theile bekannt ist, und der Erfahrne die Unwissenheit des Andern benutzt.

Derjenige, der tausend Scheffel Waitzen ausführt, wird wahrscheinlich nicht so viel darauf gewinnen, als wenn er sie vorher durch eine Anzahl Arbeiter, die er davon ernährt, in irgend eine andere Waare hätte verwandeln lassen. Der Grund davon ist, daß es viele zeit- und händesparende Arbeitsmethoden gibt, die nicht allgemein bekannt sind; daß die Wenigsten von denen, die genau wissen, wie viel Aufwand der Bau des Waitzens erfordert, Etwas von dem Manufacturwesen verstehen, oder jene kürzeren Mittel der Bearbeitung kennen, und folglich, da Fabriken, ihrer Meinung nach, mehr kosten, als wirklich der Fall ist, leicht übersetzt und verführt werden, künstliche Waaren über ihren wahren Werth zu bezahlen.

Der Vortheil, Fabriken in einem Lande zu haben, besteht demach nicht, wie man gewöhnlich annimmt, darin, daß sie den Preis roher Producte, die sie verarbeiten, zum Steigen bringen; — denn wenn schon eine Quantität Flachs, die sechs Groschen werth ist, zu Spitzen verarbeitet, fünf Thaler gelten kann, so liegt die Ursache dieses ungleich höhern Werthes doch einzig

darin, daß die Spitzen, außer dem Flachse, an Arbeitslohn für die Fabrikanten vier Thaler und achtzehn Groschen kosteten — sondern der wahre Vortheil der Manufacturen besteht darin, daß die Lebensmittel, so umgestaltet, leichter zu verführen und durch dieses Mittel die einheimischen Kaufleute eher in den Stand gesetzt werden, die Fremden zu bevortheilen. Nur Wenige können, außer den Orten, wo die Spitzen verfertigt werden, ihren Werth bestimmen. Der ausländische Kaufmann fordert zehn Thaler und bekömmt vielleicht acht Thaler für das, was ihm fünf kostet.

Nur drei Wege können, wie es scheint, irgend eine Nation zum Reichthume führen. Der erste ist der Krieg. Diesen betraten die Römer, die die überwundenen Nachbarn plünderten. Dieß ist Räuberei. Der zweite Weg ist Handel, der gewöhnlich betrügerisch ist. Der dritte und einzig-redliche Weg endlich ist der Feldbau, der dem Menschen durch ein fortdauerndes, von Gottes Hand gewirktes Wunder, zu seinem wahren Vortheil, als Lohn für ein schuldloses Leben und tugendsamen Fleiß, den dem Schooße der Erde anvertrauten Saamen reichlich, und nicht bloß in der Einbildung vermehrt, wiedergibt.

26.

Bemerkungen über die Vermehrung der Menschen, Coloniſten, u. ſ. w.

(Geſchrieben zu Philadelphia im Jahre 1751.)

Berechnungen der Verhältniſſe von Heurathen und Geburten, von Sterbefällen und Geburten, von Heurathen und der Menſchenzahl überhaupt, die ſich auf Bemerkungen gründen, welche man aus den Geburts- und Sterbelisten volkreicher Städte abgezogen hat, können in Anwendung auf das Land keine richtigen Reſultate geben. Ebenſo werden Berechnungen trügen, die man nach Beobachtungen über völlig bewohnte Gegenden Europens, in Rückſicht neuer Länder, wie Amerika, anſtellt. Denn die Volksmenge wächſt im Verhältniß der Ehen, und die Zahl der Ehen wächſt in eben dem Verhältniſſe, als Familien leichter und bequemer zu erhalten ſind. Da, wo eine Familie leichter Unterhalt findet, heurathet man häufiger und früher. In den Städten, wo alle Handthierungen, Gewerbe und Ämter beſetzt ſind, warten Viele ſo lange mit dem Heurathen, bis ſie ſich im Stande ſehen, die Laſt eines Hausweſens zu tragen. In großen Städten, wo der Luxus herrſcht, iſt dieſe Laſt natürlich größer. Viele kommen im ganzen Leben nicht zum Heurathen, und bleiben ledig, als Bediente, Geſellen, u. ſ. w. Große Städte erhalten daher ihre Einwohner nicht alle durch natürliche Fortpflanzung innerhalb ihrer Mauern; es ſterben in ihnen mehrere, als geboren werden.

Fast das Gleiche gilt von völlig bewohnten Ländern. Weil hier alles Land besetzt und vollkommen verbessert ist, so müssen diejenigen, die keines bekommen können, für die Landeigenthümer arbeiten. Sind die Arbeiter im Überflusse vorhanden, so ist ihr Verdienst gering und von geringem Verdienste läßt sich eine Familie schwer erhalten. Diese Schwierigkeit hält Viele vom Heurathen zurück, sie bleiben lieber ehelos und in Diensten. In dem Verhältniß aber, als große Städte ihren Abgang aus dem platten Lande ersetzen und hier etwas aufräumen, wird das Heurathen auf dem Lande leichter und die Zahl der Geburten übersteigt die Zahl der Todesfälle.

Ein großer Theil Europens ist mit Landwirthen, Fabrikanten, u. s. w. angefüllt, und deßhalb für jetzt keiner größeren Bevölkerung fähig. Amerika hingegen wird vornehmlich von Indianern bewohnt, die meist von der Jagd leben. Da aber der Jäger verhältnißmäßig die größte Strecke Landes zu seinem Unterhalte bedarf, der Ackerbauer schon viel, der Gärtner noch weniger, und der Fabrikant am allerwenigsten nöthig hat, so fanden die Europäer Amerika nur so bevölkert, als bei Jägervölkern möglich war. Diese, die ungeheure Strecken inne hatten, ließen sich leicht bewegen, den neu Ankommenden, von denen sie nichts für ihre Jagd zu besorgen hatten, wohl aber mancherlei Bedürfnisse erhielten, einen Theil ihrer Ländereien abzutreten.

Diese Menge und der so niedrige Preis des Landes in Amerika, bei welchem jeder Arbeiter, der den Ackerbau versteht, in Kurzem sich so viel ersparen kann, um ein zum Unterhalt einer Familie hinreichendes Stück

anzuschaffen, machen, daß diese Leute das Heurathen weniger scheuen. Auch wenn sie noch so bedenklich sind, und selbst auf die künftige Versorgung ihrer erwachsenen Kinder Rücksicht nehmen, so finden sie bald, daß auch diese, in jedem Falle, um einen geringen Preis sich ein Eigenthum werden verschaffen können. Aus diesem Grunde heurathet man in Amerika häufiger und früher, als in Europa. Wenn hier auf hundert Personen jährlich nur eine Ehe kömmt, so kann man dort zwei rechnen, und wenn in Europa eine Ehe (weil viele erst spät geschlossen werden) vier Kinder gibt, so gibt sie in Amerika deren achte. Wächst von diesen auch nur die Hälfte heran, und rechnet man, daß unsere Ehen im Durchschnitte im zwanzigsten Jahre geschlossen werden, so muß unsere Volksmenge sich in jeden zwanzig Jahren wenigstens verdoppeln. Das Gebiet von Amerika ist aber so unermeßlich groß, daß. selbst bei einer solchen Vermehrung, viele Menschenalter erfordert werden, es ganz zu bevölkern, und ehe dieß geschieht, kann der Arbeitslohn nie sehr fallen, weil selten Jemand lange dient, sondern sich bald ein eignes Stück Land anschafft. Kein Geselle bleibt lange bei einem Meister, sondern geht unter diese neuen Anbauer und macht sich selbst ansäßig. Die Arbeit ist daher in Pensylvanien jetzt nicht wohlfeiler, als sie vor dreißig Jahren war, so viel tausend Arbeiter auch in dieser Zeit aus Teutschland und Irland eingewandert sind; und Groß-Britannien hat noch lange nicht zu besorgen, an seinen Colonien gefährliche Nebenbuhler für seinen Fabrikstand zu bekommen. Vielmehr muß der Absatz britischer Manufacturen, im Verhältniß des Anwachsens dieser Colonien, steigen. Dieser ansehnliche Markt für seine Waaren ist ganz in Englands Händen; kein Fremder kann sich hier

zudrängen, und die Nachfrage wird im Kurzen bald so stark werden, daß es vielleicht nicht genug wird liefern können, wenn es auch seinen Handel ganz auf diese Colonien einschränken wollte.

Man irrt sich, wenn man glaubt, Amerika könne, wegen der Sklavenarbeit, vielleicht mit England in Manufactren gleiche Preise halten. Jeder kann leicht berechnen, daß man hier die Arbeit der Sklaven nie so wohlfeil haben wird, als in England die Arbeit der Handwerker. Der Zinsfuß steht in den Colonien von fünf bis zehn auf Hundert. Jeder Sklave kostet im Durchschnitte dreißig Pfund Sterling. Nun rechne man die Interessen des zum Ankaufe der Sklaven nöthigen Capitals, die Assecuranz oder das Risico, ob sie am Leben bleiben, ihre Nahrung und Kleider, die Pflege in Krankheiten, den Schaden durch Vernachlässigung der Arbeit, (Nachlässigkeit ist einem Menschen, der keinen Gewinn von seinem Fleiße hat, natürlich) die Kosten eines Aufsehers, der sie zur Arbeit treibt; ihre Diebstähle — denn jeder Sklave ist, vermöge der Natur der Sklaverei, immer auch Dieb, u. s. w. Man vergleiche diese ganze Summe mit dem Lohne der Eisen- und Wollfabrikanten in England, und man wird sich überzeugen, daß die Arbeit dort ungleich wohlfeiler ist, als sie hier je durch Neger werden kann.

Warum die Amerikaner gleichwohl Sklaven kaufen? Weil man diese so lange behalten kann, als man ihrer Arbeit bedarf, Dienstboten aber fast immer ihre Herren mitten in der Arbeit verlassen, und sich auf ihre Hand setzen.

Da die Vermehrung der Volksmenge von der Leichtigkeit zu heurathen abhängt, so müssen folgende Dinge zur Verminderung einer Nation beitragen:

1) Eroberungen. Die Eroberer werden so viel Ämter an sich ziehen, und dem arbeitenden Theile der Unterjochten so viel Abgaben auflegen, als nöthig ist, sich in ihrem neuen Besitzthume zu behaupten. Da dieß den Unterhalt der Eingebornen erschwert, so verlieren sie den Muth zum Heurathen, der Ehen werden immer weniger, und die Fremden vermehren sich.

2) Verlust an Länderei. So verminderten sich die Briten, als sie nach Wallis vertrieben und in einen unfruchtbaren Landstrich, der eine so große Menzahl nicht ernähren konnte, zusammengedrängt wurden, so lange, bis Menschen und Nahrungsmittel in's Gleichgewicht kamen; während die Sachsen sich auf jenen verlassenen Landereien so lange vermehrten, bis die Insel ganz von ihnen besetzt war. Würden die Engländer jetzt von einer fremden Nation nach Wallis gedrängt, so würde, nach wenig Jahren, die Zahl sämmtlicher Engländer die jetzige Bevölkerung jener Provinz nicht übersteigen.

3) Verlust im Handel. Ausfuhr der Fabrikate zieht aus fremden Ländern Unterhalt für eine Menge Menschen herbei, die dadurch in den Stand gesetzt werden, zu heurathen, und eine Familie zu ernähren. Büßt eine Nation irgend einen Handelszweig ein, und kömmt für die damit beschäftigten Menschen nicht auf der Stelle ein neues Gewerbe in Gang, so wird sich bald ein grosser Abfall in der Bevölkerung zeigen.

4) Verlust an Nahrungsmitteln. Man nehme an, eine Nation sey im Besitze einer Fischerei, die nicht allein Vielen Arbeit verschafft, sondern auch überhaupt den Lebensunterhalt erleichtert. Wird eine andere Nation Meister von der See und bringt sie um diese Fischerei, so muß die Volksmenge, im Verhältniß der Größe dieses Verlustes, abnehmen, und der steigende Preis der Lebensmittel den Unterhalt der Familien erschweren.

5) Schlechte Regierung und Unsicherheit des Eigenthums. Die Einwohner solcher Länder wandern nicht nur aus, verlieren sich unter dem Volke, bei dem sie sich niederlassen, büßen ihre Sprache und ihren Nationalcharakter ein; selbst unter den Zurückbleibenden sinkt die Industrie, viele Nahrungszweige gehen ein, und der Unterhalt der Familien wird erschwert. Drückende Auflagen haben dieselbe Wirkung.

6) Einführung von Sklaven. Die auf die englischen Zuckerinseln eingeführten Neger haben die dortigen Weißen sehr vermindert. Die Armen werden dadurch außer Nahrung gesetzt, und wenn gleich einzelne Familien große Reichthümer erwerben, so verschwenden sie diese doch wieder durch fremde Modewaaren, und gewöhnen ihre Kinder von Jugend auf zu ähnlichem Luxus, so, daß jetzt Eine Person so viel jährlichen Einkommens bedarf, als sonst hundert Weiße; die Sklaven haben, folglich nicht selbst mehr arbeiten, werden schwächlich, und die Fruchtbarkeit nimmt ab. Die Sklaven hingegen, die zu stark angestrengt und schlecht genährt werden, erschöpfen ihre Kräfte; es sterben ihrer mehr, als geboren werden, und so ist immer Nachfuhr aus

Afrika nöthig. In den nördlichen Colonien, die wenig Sklaven haben, vermehren sich die Weißen. Überdieß verderben die Sklaven die Sitten der Familien, wo sie gehalten werden. Die Kinder der Weißen werden übermüthig, bekommen einen Ekel vor der Arbeit, wachsen im Müßiggange auf, und lernen nie, sich durch eignen Fleiß ihren Unterhalt verschaffen.

Fürsten, die neues Land erwerben, das sie entweder noch unbewohnt finden, oder dessen Einwohner sie vertreiben, um ihrem Volke Platz zu verschaffen; Gesetzgeber, die zur Beförderung des Handels, zur Vermehrung der Gewerbe, zur Verbesserung des Landes durch stärkern und bessern Feldbau, zu Erleichterung des Unterhalts durch Fischereien u. s. w. zu Sicherung des Eigenthums zweckmäßige Gesetze geben; Männer endlich, die neue Gewerbe, Künste, Manufacturen, oder wahre Verbesserungen des Ackerbaues erfinden, verdienen im eigentlichen Sinne Väter ihres Volks genannt zu werden, weil sie durch Beförderung und Erleichterung der Ehen einer Menge Menschen das Leben geben.

Vorrechte, die man den Verheuratheten ertheilt, wie bei den Römern das Recht dreier Kinder war, beschleunigen die Bevölkerung eines an sich menschenarmen oder durch Krieg oder Pest verheerten Landes; sie verfehlen aber ihres Zwecks, wenn nicht zugleich für Mittel des Unterhalts gesorgt ist.

Fremder Luxus und entbehrliche Waaren, die von einem Volke eingeführt und verbraucht werden, vermehren daher die liefernde Nation in gleichem Grade, als sie die verbrauchende vermindern. Gesetze,

welche solche Einfuhr verhüten, dagegen die Ausfuhr bearbeiteter Stoffe befördern, können in Rücksicht des Volks, das sie gibt, Zeugungsgesetze heißen, weil sie durch Vermehrung der Subsistenz die Ehen erleichtern. Solche Gesetze wirken doppelt zur Vergrößerung eines Landes; seine Volkszahl wächst, und die der Nachbarn sinkt.

Verschiedene europäische Nationen weigern sich weislich, ostindische Fabrikate zu vertreiben. Auch ihren Colonien sollten sie dieselben verbieten; denn der Gewinn einiger Kaufleute steht außer allem Verhältnisse mit dem Schaden, den die Nation durch die Abnahme ihrer Volksmenge leidet.

Einheimischer Luxus, der in's Große geht, vermehrt die Zahl der dazu nöthigen Arbeiter, die beträchtlich ist, und vermindert bloß diejenigen Familien, die sich ihm ergeben, und deren verhältnißmäßig nur wenig sind. Jemehr sich aber der Modeaufwand unter alle Stände eines Volks verbreitet, desto bedächtlicher werden sie bei'm Heurathen. Man sollte daher den Luxus nie allgemein werden lassen.

Die große Vermehrung der Zweige einzelner Familien hat nicht immer ihren Grund in einer größern natürlichen Fruchtbarkeit, sondern öfter noch in dem guten Beispiele des fleißigen Stammvaters, und in gewerbfleißiger Erziehung, die den Kindern bald ihren Unterhalt verschafft, und ihnen durch die Sicherheit eines guten Auskommens zu frühen Ehen Muth macht. Gäb' es daher unter unserm Volke eine Sekte, die Arbeitsamkeit und Häuslichkeit als Religionspflicht betrachtete, und

ihre Kinder mehr, als gewöhnlich geschieht; dazu anhielte, so müßte diese Sekte durch natürliche Zeugung stärker anwachsen, als irgend eine andere in England.

Hat ein Land so viel Einwohner, als es bei den vorhandenen Erwerbsmitteln haben kann, so wird das Einbringen von Colonisten nur dann die Bevölkerung vermehren, wenn sie arbeitsamer und sparsamer sind, als die Eingebornen. In diesem Falle bringen sie mehr Nahrungsmittel hervor, vermehren sich im Lande, zehren aber die Urbewohner allmählig auf. Auch ist es nicht nöthig, jeden zufällig leeren Platz sogleich durch einen Fremden zu besetzen. Sind nur die Gesetze gut, so wird die natürliche Zeugung diese Lücke bald ausfüllen. Wer kann jetzt die leeren Plätze finden, die in Schweden, Frankreich und andern kriegerischen Ländern in den letzten vierzig Jahren durch das Kriegswesen, in Frankreich durch die Vertreibung der Protestanten, in England durch die Anlegung der Colonien, oder in Guinea durch eine hundertjährige Ausfuhr von Sklaven, die halb Amerika geschwärzt haben, entstanden sind? *) Die schwache Bevölkerung Spaniens hat ihren Grund mehr im Nationalstolz, in der Trägheit und andern Dingen, als in der Vertreibung der Mauren, oder den Auswanderungen nach den neuen Ländern in Amerika.

Mit Einem Worte, die Fruchtbarkeit der Thiere und Pflanzen kennt keine Schranken, als die eine über-

*) In Schweden ist die Lücke sehr leicht zu finden, und selbst in Frankreich waren einzelne Provinzen des Reichs, vor der Wiederrufung des Edicts von Nantes, bevölkerter, als jetzt.

Der Uebers.

triebene Anhäufung, oder Collision der Lebensmittel ihnen setzt. Fehlte es der Erde an Pflanzen anderer Art, so würde sie nach und nach bloß mit Einer, z. B. mit Fenchel, bedeckt seyn; und wären die Engländer die einzige Nation, die sie trüge, so würden diese in wenig Menschenaltern sie ganz besetzen. Man rechnet jetzt (1751) gegen eine Million Engländer in Nord-Amerika, ob gleich, wie man glaubt, im Ganzen keine 80,000 aus Europa dahin gekommen sind, und doch gibt es vielleicht darum in England nicht Einen Menschen weniger, im Gegentheil, wegen der großen Anzahl Fabrikanten, die die Colonien bei ihnen beschäftigen, deren weit mehr. Man setze, diese Million vermehre sich in fünf und zwanzig Jahren auch nur um das Doppelte, so wird sie doch im folgenden Jahrhunderte zu einer Masse angewachsen seyn, die die jetzige Bevölkerung Englands übersteigt, und die größere Anzahl der Engländer wird dießseits des Meeres seyn. Welcher Zuwachs an Macht für Britannien, zur See und zu Lande! Welche Vergrößerung des Handels und der Schifffahrt! Welch' eine Menge Schiffe und Seeleute! Wir sind nicht viel über hundert Jahre hier, doch waren unsere Kaper im letzten Kriege zusammen an Mannschaft und Geschütz stärker, als die ganze britische Seemacht unter der Königin Elisabeth. Wie wichtig ist also für England die jetzige Unterhandlung (1751) über die Bestimmung der Grenzen zwischen seinen Colonien und den französischen Besitzungen, und wie sehr sollte es bedacht seyn, Raum zu gewinnen, da die zunehmende Bevölkerung so sehr vom freien Raume abhängt!

Kurz, eine gut organisirte Nation gleicht dem Polypen. Man schneide diesem ein Glied ab, und seine

Stelle ist sogleich ersetzt; — schneidet man ihn entzwei, so ergänzen beide Hälften sich in kurzer Zeit. Und so wie man (fehlt es nur nicht an Raum und Nahrung,) durch Theilung aus Einem Polypen zehen machen kann; so kann man auch aus Einer Nation zehen andere, gleich zahlreiche und mächtige, machen, oder vielmehr sie an Macht und Anzahl zehnfach vermehren.

27.

Ueber das Matrosenpressen.

(Abschrift eigenhändiger Noten von Franklin am Rande eines Exemplars von Foster's berühmter Vertheidigung des Pressens der Seeleute).

„Jeder einzelne Bürger des Staats ist verbunden, für das Ganze u. s. w." — Der Schluß von dem Ganzen auf einen Theil, scheint hier nicht von der besten Logik zu seyn. Wenn das Alphabet sagte: „Laßt uns Alle für die Vertheidigung des Ganzen fechten!" so träfe es Alle gleich, und könnte für gerecht gelten. Allein, wenn es sagte: „Laßt uns A., B., C. und D. hinschicken, und für uns fechten, indeß wir zu Hause bleiben und auf heiler Haut schlafen;" so wäre das eine Verletzung der Gleichheit; und folglich ungerecht.

„Der Staat braucht die Matrosen, u. s. w.“ Um Vergebung! Der Ausdruck, Jemand brauchen, heißt so viel: Jemand durch Anbieten eines Lohns, der hinreichend ist, ihn meinen Dienst dem Dienste Anderer vorziehen zu lassen, bewegen, daß er für mich arbeite. Ganz etwas Anderes aber ist es, Einen zwingen, auf mir beliebige Bedingungen für mich zu arbeiten.

„Ob sie einem Kaufmanne dienen, oder vom Staate gebraucht werden, u. s. w.“ Ganz falsch. Jenem dienen, und von diesem sich brauchen lassen, sind zwei höchst verschiedene Dinge. Unter dem Kaufmanne geht der Matrose in einem unbewaffneten Schiffe zur See, ohne Verbindlichkeit zu fechten, bloß um Waaren zu verführen Im Dienste des Königs dagegen, ist er verbunden zu fechten, und sich allen Gefahren einer Schlacht auszusetzen. Auf Kriegsschiffen sind ferner Krankheiten viel häufiger und gefährlicher. Den Dienst des Kaufmanns kann er überdieß am Ende der Reise verlassen: nicht so den Dienst des Königs. Auch gibt der Kaufmann ungleich höhern Sold.

„Ich sehe wohl ein, u. s. w.“ — Hier werden zwei Dinge in Vergleichung gesetzt, die keine Vergleichung zulassen: nämlich der Schade, den der Matrose leidet, und der Nachtheil, den der Handel leiden kann. Der Schade des ganzen Handels einer Nation kann keine Ungerechtigkeit, selbst nicht gegen einen einzigen Matrosen, rechtfertigen. Leidet der Handel ohne seinen Dienst, so kann und sollte er ihm einen Sold anbieten, der ihn freiwillig bewöge, für die Vertheidigung desselben zu fechten.

„Privat-Nachtheile müssen mit Geduld ertragen werden, um ein National-Unglück zu verhüten.“ — In welchem Gesetze, in welcher gesunden Politik, ist diese Maxime gegründet? Wie kann Etwas eine Maxime seyn, das dem gesunden Menschenverstande widerstreitet? Hieß es: „Privat-Nachtheile, die ein National-Unglück verhüten, müssen großmüthig von der Nation vergütet werden“, so wüßte man doch, was es heißen sollte: aber, daß solche Privat-Nachtheile allein mit Geduld ertragen werden sollen, das ist widersinnig!

„Ich kann mich nicht überzeugen.“ — Wenn dieser Verfasser von dem Pressen der Seeleute spricht, so verringert er die dabei vorfallenden Abscheulichkeiten, so viel möglich, und schildert uns bloß Einen Matrosen, der, wie er sich zärtlich ausdrückt, nur eine Ungemächlichkeit, und auch diese nur in einigen „besondern Fällen“, leide; und diesem Privat-Nachtheile setzt er den Schaden des Handels vom ganzen Königreiche entgegen. Wenn nun aber, wie dieser Fall häufig genug eintritt, der Matrose, der gepreßt und gezwungen wird, zur Vertheidigung des Handels zu fechten, den Monat für fünf und zwanzig Schillinge *) dienen muß, da er von dem Kaufmanne drei Pfund funfzehn Schillinge hätte bekommen können, so raubt ihr ihm ja monatlich funfzig Schillinge, und wenn ihr deren hunderttausend im Dienste habt, so raubt ihr dieser ehrlichen, fleißigen Volksklasse und ihren armen Familien monatlich 250,000 Pf. Sterl., oder jährlich drei Millionen, und zwingt sie zugleich, ihr Leben für euren Handel zu wagen,

*) Das Pfund Sterling hat zwanzig Schillinge, deren einer ohngefähr 8 Groschen gilt.

zu dessen Vertheidigung doch sicherlich Alle, ohne Ausnahme, nach dem Verhältnisse des Vortheils, den sie von demselben haben, (und so auch nur der Matrose) beitragen sollten. Diese drei Millionen sind nun aber an sich schon mehr, als auf ihren Theil kommen würde, auch wenn sie nicht mit ihrer Haut bezahlten. Zwingt ihr sie aber hierzu, so solltet ihr sie wenigstens von jenem freisprechen.

Allein, hör' ich mir einwenden, sollten die Matrosen im Dienste des Königs Kaufmannssold bekommen, so würde dieß der Nation zu schwer fallen, und neue Auflagen nöthig machen. Die Frage wäre folglich diese: „Ist es gerecht, daß in einem Staate der reichere Theil die Befugniß hat, den ärmern zu zwingen, zu Vertheidigung seiner und seines Eigenthums für einen ihm beliebigen Lohn zu fechten, und ihn zu strafen, wenn er sich dessen weigert?" — Unser Autor versichert, dieß sey gesetzmäßig. Ich verstehe nicht genug von den Rechten, um seine Autoritäten zu bestreiten, unmöglich aber kann ich mich überreden, daß es billig sey. Gleichwohl will ich vor der Hand die Gesetzmäßigkeit im wirklichen Nothfalle einräumen: nur behaupte ich sodann, man könne durch diese Gewohnheit denselben guten Zweck — die öffentliche Sicherheit — erreichen, ohne so viel himmelschreiendes Unrecht zu begehen, als mit der jetzt gewöhnlichen Art des Matrosenpressens verbunden ist.

Um mich besser verständlich zu machen, will ich zwei Puncte voraussetzen. Erstlich: es würde gewiß nicht an freiwilligen Seeleuten für den Dienst fehlen, wenn man sie hinlänglich bezahlte. Zum Beweis dient,

daß ihr nicht nöthig habt, Capitains, Lieutenants, Unter-Lieutenants, Midshipmen, Zahlmeister u. dergl., zu pressen, um auf demselben Schiffe zu dienen, und dieselben Gefahren zu laufen, wie der gemeine Matrose. Woher kömmt dieß sonst, als weil die einträglichen Stellen, oder die erwarteten Vortheile, hinlängliche Lockungen sind? Es kömmt also nur darauf an, durch Pressen Geld zu schaffen, das hinreichend ist, die gemeinen Matrosen eben so gut, als ihre Officiere, zu Freiwilligen zu machen, und zwar ohne dem Handel eine neue Last aufzubürden. Meine zweite Voraussetzung ist: da fünf und zwanzig Schillinge für den Monat, mit einer Portion Pökelfleisch, Speck und Erbspudding, als hinreichend für den Unterhalt eines Matrosen, der so schwere Arbeiten verrichten muß, gelten; so werden sie es sicher auch für einen sitzenden Gelehrten, Geistlichen, Cavalier u. s. w. seyn.

Nun zur Sache! Mein Vorschlag geht dahin, eine Kasse zu errichten, aus der die Summen zur Unterstützung der Matrosen genommen werden könnten. Diese Kasse zu füllen, würde ich eine Anzahl Civil-Beamten pressen, die gegenwärtig starke Besoldungen ziehen, und sie zwingen, ihre respectiven Ämter monatlich für fünf und zwanzig Schillinge und eine bestimmte Quantität Speisen zu verwalten; den Rest ihrer Besoldung würde ich in die Matrosenkasse werfen. Erhielt ich die Vollziehung einer solchen Preßvollmacht, so wäre der Erste, den ich preßte, ein Recorder von Bristol, oder ein Herr Richter Foster, weil ich vielleicht ihr erbauliches Beispiel nöthig haben könnte, zu zeigen, wie viel Preßzwang ertragen werden müsse; denn sicher würde er finden, daß, ob es gleich ein „Privat-Nachtheil" seyn mag,

den Monat auf fünf und zwanzig Schillinge gesetzt zu werden, dieser doch, seiner Maxime von Recht, Gesetz und guter Politik gemäß „mit Geduld ertragen werden müsse," um ein National-Unglück zu verhüten. Dann würde ich die übrigen Richter, und, nach Anleitung des rothen Buchs, jeden bürgerlichen Staatsbedienten von funfzig bis funfzig tausend Pfund jährlichen Gehalts pressen, wodurch eine unermeßliche Summe in unsre Kasse kommen müßte, ohne daß diese Herren Ursache hätten, sich zu beschweren. Sie bekämen ja den Monat fünf und zwanzig Schillinge, nebst ihrer Ration, und zwar ohne daß sie dafür zu fechten brauchten. Am Ende, glaub' ich, preßte ich selbst den ***.

28.

Ueber den Sklavenhandel.

Als ich Herrn Jackson's Rede im Congreß gegen die Theilnehmung desselben an der Sache des Sklavenhandels und gegen die Versuche, den Zustand der Sklaven zu verbessern, in den Zeitungen las, so erinnerte sie mich an eine ähnliche Rede, die vor hundert Jahren von Sidi Mehemeth Ibrahim, einem Gliede des Divans von Algier, gehalten worden ist, und die man in Martini's Beschreibung seiner Gesandtschaftsreise, 1687, findet. Der Redner suchte die Bewilligung einer Bittschrift der Sekte Erika, oder Puristen, genannt, zu verhindern, die um die Abschaffung der Seeräuberei

und Sklaverei, als ungerechter Dinge, ansuchten. Herr Jackson erwähnt ihrer nicht; vielleicht hat er sie auch nicht gesehen. Doch, wenn man gleich einige Gründe und Raisonnements derselben auch in seinem beredten Vortrage findet, so beweist dieß nur, daß in allen Ländern und Zeitaltern das Interesse der Menschen, unter ähnlichen Umständen, auch wunderbar ähnliche Wirkungen hervorbringt, und aus ähnlichen Gesichtspuncten betrachtet wird. Die Rede des Afrikaners lautet in der Übersetzung also:

„Allah Bismillah u. s. w., Gott ist groß und Mahomed ist sein Prophet".

„Haben diese Erika bedacht, was die Folgen ihres verwilligten Gesuchs seyn würden? Hören wir auf gegen die Christen zu kreuzen, wo sollen wir die Waaren hernehmen, die ihre Länder liefern, und die uns so nöthig sind? Enthalten wir uns, sie zu Sklaven zu machen, wer soll in unserm heißen Clima das Feld bauen? Wer soll die öffentlichen Arbeiten in unserer Stadt und den Dienst in unsern Familien verrichten? Müßten wir dann nicht unsre eignen Sklaven werden? Können wir Muselmänner aber nicht mit Recht auf mehr Schonung und Begünstigung Anspruch machen, als jene Hunde von Christen? — Wir haben jetzt über funfzig Tausend Sklaven in und um Algier. Erhält diese Zahl nicht beständig neuen Zuwachs, so wird sie bald abnehmen, und nach und nach ganz aussterben. Lassen wir nun ab, die Schiffe der Ungläubigen aufzubringen, und zu plündern, und ihre Matrosen und Passagiere zu Sklaven zu machen, so werden unsre Ländereien, aus Mangel an Anbau, ihren Werth verlieren; der Ertrag der Häuser in der Stadt wird um

die Hälfte fallen, und die Einkünfte der Regierung, die von ihrem Antheile an den Prisen abhängen, werden gänzlich zernichtet. Und zu welchem Zwecke? Den Einfall einer grillenfängerischen Sekte zu befriedigen, die uns gern nöthigen möchte, nicht allein keine Sklaven mehr zu machen, sondern selbst diejenigen, die wir schon haben, frei zu lassen. Allein, wer soll ihren Eigenthümern den Verlust ersetzen? Soll der Staat es thun? Ist unser Schatz dazu hinreichend? Wollen die Erika es thun? Können sie es thun? Oder möchten sie, um den Sklaven das zu verschaffen, was ihnen Recht dünkt, sich gegen die Eigenthümer einer ungleich größern Ungerechtigkeit schuldig machen? Und wenn wir unsre Sklaven frei ließen, was sollen wir mit ihnen anfangen? Nur wenige würden in ihr Vaterland zurückkehren: sie wissen nur zu gut, daß ihr Loos dort weit härter ist. Gleichwohl würden sie weder unsre heilige Religion, noch unsere Sitten und Gebräuche annehmen wollen; und unsere Nation würde sich nicht durch Heurathen mit ihnen beflecken. Wollen wir sie als Straßenbettler behalten? oder zugeben, daß sie unser Eigenthum plündern und rauben? Denn Menschen, die zur Sklaverei gewöhnt sind, entschließen sich nur durch Noth gezwungen, ihr Brod durch Arbeit zu verdienen. Und weßhalb wäre wohl ihr jetziger Zustand so bedauernswerth? Waren sie nicht in ihren eignen Ländern Sklaven? Werden nicht Spanien, Portugal, Frankreich und die italienischen Staaten von Despoten beherrscht, die alle ihre Unterthanen, ohne Ausnahme, in der Sklaverei halten? Selbst England behandelt seine Matrosen wie Sklaven; denn sie werden, so oft es der Regierung beliebt, ergriffen, in Kriegsschiffe gesteckt, und nicht allein verdammt zu arbeiten, sondern für einen geringen Lohn oder den bloßen Unterhalt zu fechten, —

um nichts besser, als wir es mit unsern Sklaven zu halten pflegen. Wird ihr Zustand nun wohl schlimmer dadurch, daß sie in unsre Hände fallen? Nein; sie vertauschen bloß eine Sklaverei gegen die andere, und, ich darf wohl sagen, gegen eine bessere: denn sie kommen hier in ein Land, wo die Sonne des Islamismus ihr Licht verbreitet, und in vollem Glanze strahlt, und erhalten folglich Gelegenheit, sich mit der wahren Lehre bekannt zu machen, und dadurch ihre unsterblichen Seelen vom ewigen Verderben zu retten. Diejenigen, die zu Hause bleiben, genießen dieses Glück nicht. Die Sklaven heim schicken, wäre folglich eben so viel, als sie aus dem Lichtee in die Finsterniß schicken."

„Ich wiederhole die Frage: was mit ihnen anfangen? Ich habe den Gedanken äußern hören, man müsse sie in die Wüste verpflanzen, wo es Land die Menge zu ihrem Unterhalte gibt, und wo sie einen blühenden Freistaat bilden könnten. — Allein, ich bin überzeugt, sie haben zu wenig Lust, ungezwungen zu arbeiten; und sind zu unwissend, eine gute Verfassung zu gründen, überdieß würden die wilden Araber sie bald feindlich anfallen und vernichten, oder sie wieder in die Sklaverei schleppen. Jetzt, da sie uns dienen, tragen wir Sorge, sie mit allem Nöthigen zu versehen, und behandeln sie menschlich. Die Arbeiter in ihren eignen Ländern haben, wie ich von guter Hand weiß, schlechtere Wohnungen, schlechtere Nahrung und schlechtere Kleider. Der Zustand der Meisten von ihnen ist folglich bereits schon verbessert, und bedarf keiner weitern Erleichterung. Hier ist ihr Leben in Sicherheit. Sie dürfen nicht fürchten, mit Gewalt zum Kriegsdienste gezwungen zu werden, und ihren christlichen Brüdern eine Kugel durch den Kopf jagen zu müs-

sen, wie in den Kriegen ihres Vaterlandes. Haben einige dieser schwärmerischen Betbrüder, die uns jetzt mit ihren läppischen Forderungen belästigen, in einem Anfalle von blinden Eifer, ihre Sklaven frei gegeben, so war es nicht Großmuth, nicht Menschlichkeit, was sie zu dieser Handlung bewog: sie thaten es, weil sie sich von einer schweren Sündenlast gedrückt fühlten, und hofften, durch das angebliche Verdienst eines so guten Werks sich von der ewigen Verdammniß zu retten. Wie gröblich irren sie, wenn sie sich einbilden, der Koran verwerfe die Sklaverei! Enthält er nicht unter mehreren andern, folgende zwei Gebote: „Ihr Herren, behandelt eure Sklaven mit Güte.“ „Sklaven, dient euren Herren mit Fröhlichkeit und Treue.“ Klare Beweise vom Gegentheile! Auch kann die Beraubung der Ungläubigen in diesem heiligen Werke nicht verboten seyn, sintemal wir wohl wissen, daß in demselben Gott seinen treuen Muselmännern die Welt und Alles, was in ihr ist, verheißen hat, sie rechtmäßig zu besitzen, so bald sie dieselbe erobern können. Hinweg also mit diesem abscheulichen Vorschlage, die Christen frei zu lassen, der, wenn er durchgienge, den Werth unserer Ländereien und Häuser herabsetzen, so manche gute Bürger ihres Eigenthums berauben, allgemeines Mißvergnügen erwecken und Empörungen veranlassen würde, die die Verfassung in Gefahr setzen und allgemeine Verwirrung erzeugen müßten! Ich zweifle daher nicht im Geringsten, daß diese weise Versammlung das Glück und die Ruhe eines ganzen rechtgläubigen Volks, der Grille einer Handvoll Erika vorziehen, und ihre Bittschrift verwerfen werde.“ —

Der Erfolg davon war, wie Martini es berichtet, daß der Divan den Beschluß faßte: „das Recht,

die Christen zu berauben und zu Sklaven zu machen, ist, wenn man viel einräumen will, zweifelhaft; gewiß aber ist es, daß das Interesse dieses Staats es erfordert, ferner bei dieser Gewohnheit zu bleiben: die Bittschrift müsse deßhalb verworfen werden." — Und so ward sie auch verworfen.

Und da gleiche Beweggründe in den Gemüthern der Menschen gleiche Meinungen und Entschlüsse hervorbringen, so können wir aus dieser Erzählung wohl vorhersagen, daß die Bittschriften an das englische Parlament zur Abschaffung des Sklavenhandels (andrer Regierungen gar nicht zu erwähnen) und die Debatten darüber einen ähnlichen Erfolg haben werden.

Am 23. März 1790.

Historicus.

29.

Ueber den Schleichhandel, und seine Nebenzweige.

(An den Herausgeber der London Chronicle.)

Am 24. November 1767.

Mein Herr! Viele Leute gelten für redlich und halten sich selbst dafür, ob sie gleich in manchen Puncten gegen strenge Rechtschaffenheit sündigen. Bald ist es eine herrschende Mode oder Gewohnheit, bald bloßer Leichtsinn, was sie von ihr entfernt; nie können sie jedoch für ganz und vollkommen redlich gelten, da sie es

nur zum Theile sind. Mancher, der es für schändlich hält, im Handel zu bevortheilen, erlaubt sich ohne Bedenken, im Spiel bisweilen das Glück zu verbessern. Ein Andrer dagegen, der vollkommen ehrlich spielt, nimmt keinen Anstand, den Käufer seines Pferdes zu überlisten. Keiner Art von Unredlichheit aber machen sich, sonst sehr brave Leute, häufiger und leichter schuldig, als der Schmälerung der Staatseinkünfte dadurch, daß sie gelegentlich entweder selbst Schleichhandel treiben, oder doch den Schleichhändler, durch die Abnahme seiner Waaren, aufmuntern.

Auf diese Betrachtungen wurde ich neulich geleitet, als ich zwei Männer vom besten Rufe über ein kleines Landgut sprechen hörte, das der eine kaufen, der andere verkaufen wollte. Der Verkäufer bemerkte in seiner Anpreisung ausdrücklich die günstige Lage desselben an der Seeküste einer Schleichhandel treibenden Provinz, wo es folglich häufig Gelegenheit gäbe, theure Waaren, die man in einer Familie brauche, als Thee, Kaffee, Chocolade, Weine, Spitzen, französische Seidenzeuge, allerhand indische Waaren, um zwanzig, dreißig, manche sogar um funfzig Procent wohlfeiler zu kaufen, als man sie im Innern des Landes von Kaufleuten, die die Abgaben bezahlen müßten, haben könne. Der andere ehrliche Mann gestand zu, daß das ein Vorzug wäre, behauptete aber, der Verkäufer bringe ihn bei seiner Forderung zu hoch in Anschlag. Keiner von Beiden hielt es also einem ehrlichen Manne für schimpflich, sich mit Schleichhändlern einzulassen, so bald er sich seine Bedürfnisse dadurch wohlfeiler verschaffen könne.

Vielleicht ist es nicht unnütz, diesen Gegenstand aus einem Gesichtspuncte zu betrachten, den, wie es scheint, noch Wenige gewählt haben; jetzt zumal, wo die Bürde der National-Schuld und die großen Kosten, welche die zur Vertheidigung des Landes unentbehrlichen Heere und Flotten, um im Nothfalle gleich bereit zu seyn, verursachen, nicht nur die Fortdauer der alten Abgaben, sondern oft selbst das Aufbringen neuer nöthig machen.

Groß-Britanniens Einwohner können sich, vermöge ihrer glücklichen Verfassung, eines Vorrechts rühmen, das nur wenig andere Länder besitzen, nämlich der Wahl des dritten Zweiges der Gesetzgebung, der allein die Macht hat, ihre Abgaben zu bestimmen. Findet es daher die Regierung für das gemeine Wohl, den Vortheil und das Beste der Nation, für die Sicherheit unserer Freiheiten, unsers Eigenthums, unserer Religion und alles dessen, was uns werth und theuer ist, nothwendig, daß jährlich gewisse Summen durch Auflagen, Zölle u. s. w., aufgebracht, und zur Beförderung jener Zwecke in den öffentlichen Schatz bezahlt werden; wie könnte ein redlicher Mann seinen Antheil zu diesem nöthigen Aufwand anders, als gern und willig beitragen? Mit welchem Rechte könnte er auf den Charakter der Redlichkeit Anspruch machen, wenn er durch irgend einen Betrug, durch List und Kunstgriffe seiner Pflicht ganz oder zum Theile ausweichen wollte? Was würden wir von einem Manne halten, der mit seinen Freunden des Abends in einem Gasthofe speiste; Alles, so wie sie, mit genösse, und dann durch eine List versuchte, die Andern für sich bezahlen zu lassen, und frei auszugehen? Zuverlässig würde man ihn, wenn man seinen Kunstgriff entdeckte, einen elenden Lump nennen; und verdient der wohl

einen bessern Namen, der die unschätzbaren Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft genießt, und dennoch der Entrichtung seines rechtmäßigen Beitrags zu den Staatsbedürfnissen, der durch seinen eignen Repräsentanten im Parlament festgesetzt ist, durch Schleichhandel, oder Verkehr mit Schleichhändlern, auszuweichen, und ihn ungerechterweise auf seine redlichern und vielleicht weit ärmern Mitbürger zu wälzen sucht? Ich höre ihn antworten: „seine Mitbürger würden dadurch nicht beeinträchtigt, und der Vorwurf komme ihm lächerlich vor, indem er bloß den König ein wenig bevortheile, der den Schaden wohl übersehen könne.“ Dieß ist aber ein großer Irrthum. Der öffentliche Schatz ist ein Nationals-Schatz, der auf National-Angelegenheiten verwendet wird. Wird nun, wegen irgend einer nöthigen, öffentlichen Angelegenheit, eine Abgabe aufgelegt, die wegen des Schleichhandels die verlangte Summe nicht einbringt, und muß daher, diesen Mangel zu decken, eine neue Abgabe eingeführt werden, so ist diese letztere, die im Grunde für Andere bezahlt wird, und wenn sie auch auf den Mann nur wenige Pfennige betrüge, doch eine wahre Beutelschneiderei, welche die Schleichhändler, ihre Theilnehmer und Unterstützer, an ihren Mitbürgern begehn. Und sie wären etwas Anderes und Besseres, als Beutelschneider? Nein, ein gemeiner, nichtswürdiger Beutelschneider ist Jeder, der für ein Paar Pfennige ein so verächtliches Gewerbe treiben kann.

Man verstehe mich recht. Ich will damit nicht sagen, den König betrügen sey eine geringere Verletzung der Redlichkeit, als ein Betrug am Publicum. König und Publicum sind in diesem Falle nur zwei Namen für Eine Sache. Allein, das Verbrechen wird nicht

vermindert, wenn wir den König auch für sich betrachten. Es ist keine Rechtfertigung für den Dieb, daß die bestohlene Person reich ist und den Verlust verschmerzen kann. Der König hat so gut Anspruch auf Gerechtigkeit, als der geringste seiner Unterthanen, und da er in der That der gemeinsame Vater seines Volks ist, so trifft diejenigen, die ihn betrügen, das Racheurtheil, das die Bibel gegen den Sohn ausspricht „der seinen Vater bestiehlt, und sagt: das ist nicht Sünde.“

So niederträchtig dieß Verfahren ist, so sehen wir doch täglich, daß Personen vom Stande und Vermögen sich, eines unbedeutenden Vortheils willen, desselben schuldig machen. Schämt sich wohl eine Dame, einem ihrer Bekannten den Vorschlag zu thun, bei der Rückreise aus einem fremden Lande, ein Stück französisches Seideuzeug, oder eine Garnitur Brüsseler Spitzen für sie einzuschwärzen? Schämt sich wohl ein Mann vom Stande den Auftrag anzunehmen und zu besorgen? Im Mindesten nicht. Man spricht frei, selbst in Beiseyn derer davon, die man durch solche Betrügerei offenbar in Schaden bringt.

Durch ein neuerliches Gesetz ist der Ertrag des Postwesens, nebst andern Zweigen der Staatseinkünfte, zur Tilgung der öffentlichen Schuldenlast, und folglich zur Verminderung der Staatsausgaben, angewiesen worden. Die Postfreiheit ist zugleich bloß auf Parlamentsglieder und einige wenige Staatsbeamten eingeschränkt worden. Macht einer von ihnen einen Brief, den er nicht selbst geschrieben oder in eigenen Angelegenheiten schreiben lassen, postfrei, so ist das eine Beeinträchtigung der öffentlichen Einkünfte; eine Ungerechtigkeit, die zu

verstecken er sich jetzt die Mühe geben muß, die ganze Addresse selbst zu schreiben. Gleichwohl ist der Mangel dieses Gefühls für Recht und Unrecht so allgemein, daß in den feinsten Gesellschaften Herren und Damen vom Stande ihren Vorsatz, die Nation durch ein Franko um ein Paar Groschen zu bringen, unverholen äußern, und ohne Schaamröthe selbst einen der Gesetzgeber mit der gehorsamen Bitte angehen, an ihrem Verbrechen Theil zu nehmen, und zur Ausführung desselben behülflich zu seyn.

Es gibt Leute, die auf diese Weise das Jahr über dem öffentlichen Schatze ein Beträchtliches entziehen, und in ihren Privat-Beutel stecken. Wäre der, der durch ein Zimmer, worin jener Schatz verwahrt wird, gienge, und die Gelegenheit benutzte, heimlich eine Guinee zu entwenden, nicht ein eigentlicher, wahrer Dieb? Welcher Unterschied ist nun aber in der Natur und der Niederträchtigkeit dieses Verbrechens und jenes, sich der Entrichtung einer Guinee an den öffentlichen Schatz, die man zu bezahlen schuldig ist, zu entziehen, und sie zu seinem Privat-Vortheile zu verwenden, da man doch weiß, daß diese Guinee so gut als jene schon bezahlte, dem gemeinen Wesen gehört?

Mehrern Gesetzen zu Folge, wird der Ankauf gestohlener Güter so streng bestraft, als der Diebstahl selbst: dem Grundsatz gemäß, wenn keine Hehler wären, würde es auch weniger Stehler geben. Das Sprüchwort hat auch ganz Recht, daß der Hehler so arg ist, wie der Stehler. Und da es nun eben so wenig Schleichhändler geben würde, wenn Niemand sie wissentlich durch Abnehmung ihrer Waaren unterstützte, so können wir

mit gleichem Fug behaupten, daß Aufmunterung des Schleichhandels so arg sey, als der Schleichhandel selbst, und da dieser eine Art von Diebstahl ist, auch die Beförderung desselben keinen bessern Namen, und keine gelindere Strafe verdiene.

Was sollen wir nun, die Schmälerung der Staatseinkünfte aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, von jenen Personen denken, die sich nicht schämen, dem Recht und der Gerechtigkeit zum Hohn, sich den Auflagen auf Equipagen, Tafelgeschirr, u. s. w., zu entziehen, und dennoch wider Bestechung und öffentlichen Kassenraub schreien, als wären ihre Hände und Herzen rein und unbefleckt? Die Amerikaner thun uns wahres Unrecht, wenn sie heimlich, gegen die Gesetze, Waaren in ihr Land einbringen: doch hatten sie keinen Antheil an der Abfassung dieser Gesetze. Hierdurch will ich sie nicht rechtfertigen; nur dächte ich, wäre das Vergehen derer, die auf die Einführung der Gesetze, die sie übertreten, mittelbar oder unmittelbar Einfluß hatten, ungleich größer. So oft ich demnach jene Leute gegen die Amerikaner eifern, und gegen diese ganze Nation, als Empörer und Verräther, um Rache schreien höre, wenn sie sich eines kleinen Vergehens gegen die Handelsgesetze schuldig machen, oder eine Handvoll von ihnen einem Accisebedienten etwas in den Weg legt — kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß es noch immer Menschen in der Welt gibt, „die den Splitter in ihres Bruders Auge, aber nicht den Balken in ihrem eigenen wahrnehmen", und daß das alte Sprüchwort: „Kleine Diebe hängt man, die großen läßt man laufen", noch eben so treffend ist, als sonst.

30.

Ueber den Getraidepreis und die Unterstützung der Armen.

An das Publicum.

Ich gehöre zu derjenigen Volksklasse, die euch Alle nährt, und der ihr jetzt Alle übel mitspielt; ich bin ein Landwirth.

Eure Zeitungen meldeten, Gott habe einigen Ländern in Europa eine sehr schlechte Ärnte beschеert. Ich wünschte, Alt-England möchte seinen Vortheil davon haben, und hoffte, wir würden nunmehr einen guten Preis für unsre Früchte bekommen; Millionen würden uns zufließen, und uns überflüßig mit Gelde versehen, das in der That selten genug ist.

Allein, die Weisheit der Regierung verbot die Ausfuhr. — Gut, sagte ich, so müssen wir uns mit dem bisherigen Marktpreise begnügen. — Nein, ihr Bauern, sagten die gestrengen Herren, so gut soll's euch nicht werden. Bringt euer Korn zu Markte, wenn ihr das Herz habt — an eurer Statt wollen wir es für weniger Geld kaufen, oder gar umsonst nehmen.

Da ich so von beiden Enden der Constitution, von dem Kopfe und Schweife der Regierung gepackt werde, was soll ich thun? Soll ich meine Früchte aufschütten, und die Mäuse füttern und vermehren? Ei nun, undankbarer können sie nicht seyn, als die Leute, die ich

bisher fütterte. Sind wir Landwirthe denn die Einzigen, denen man die Vortheile ihres ehrlichen Gewerbes mißgönnt? Und warum? Einer von den neuen Federhelden macht eine Liste von den Gerichten an meiner Tochter Hochzeit bekannt, und schreit der ganzen Welt zu, wir wären unverschämt genug, Roastbeef und Pudding zu essen! — Hat er nicht in der Bibel gelesen: Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden. Oder glaubt er, wir verdienten weniger eine gute Mahlzeit, als unsre Stiere?

„Ja, die Manufacturisten, die Manufacturisten! die muß man unterstützen, die müssen wohlfeiles Brod essen.“ Hör' er 'mal, Herr Naseweis — er sagt, die Bauern leben herrlich. So will er wohl, sie sollen das Geld aufschütten, das sie einnehmen? Machen sie sich ihre guten Kleider, ihre Möbeln selbst, oder für einander? Behalten sie also das Geld unter sich, oder setzen sie nicht jene hochbelobten Manufacturisten in Nahrung, und bringen es dadurch unter der ganzen Nation in Umlauf?

Ich könnte mehr für meine Wolle bekommen, wenn ich fremde Märkte beziehen dürfte; allein das leidet der Staat nicht, das verbieten die Gesetze. Alles muß im Lande bleiben, damit die lieben Manufacturisten es desto wohlfeiler haben. So benehmt ihr uns die Lust, Schaafzucht zu treiben, und flucht hernach doch, wenn Mangel an Schöpsen ist.

Mein Großvater sagte oft, die Landwirthe hätten sich das Verbot der Wollausfuhr gefallen lassen, weil sie hofften und erwarteten, da der Fabrikant ihre Wolle wohlfeiler kaufe, so würden sie auch ihre Kleider zu niedrigern

Preisen haben. Ja — nicht um einen Pfennig wohlfeiler; im Gegentheil, der Preis ist von Tag zu Tag gestiegen. Wie geht das zu? Ganz natürlich. Das Tuch wird ausgeführt, und also theurer.

— Ist der Grundsatz gut, die Ausfuhr einer Waare einzuschränken, damit unsre eigne Nation sie wohlfeiler habe, so bleibt ihm treu und haltet darauf! Verbietet die Ausfuhr eurer Tücher, eures Leders und eurer Schuhe, eurer Eisenwaaren und Manufacturen jeder Art, um Alles bei euch wohlfeiler zu machen! Ich bin euch gut dafür, die Sachen werden wohlfeil genug werden, so wohlfeil — daß endlich Niemand mehr Lust haben wird, welche zu verfertigen.

Es gibt Leute, die steif und fest glauben, sie könnten sich nicht eher wohl befinden, als bis England ein zweites Schlaraffenland würde, wo, wie sie träumen, die Strassen mit alten Thalern gepflastert, die Häuser mit Torten gedeckt wären, und wo gebratne Hühnchen einem zuriefen: „komm', und iß mich!“

Habt ihr einmal einen guten Grundsatz gefunden, so bleibt ihm treu, und setzt ihn durch. — Daß die Majorität ein Verbot der Getraideausfuhr in Vorschlag gebracht, sagt der Eine, sey nöthig und recht, wenn gleich wider die Gesetze. Der Andere: „es sey freilich wider die Gesetze, daß der Pöbel Carrossen aufgehalten, aber doch nöthig und recht.“ — Vollkommen derselbe Fall! Nun heißt es aber: die Majorität solle eine Verzeihungs-Acte *) erhalten, um sie für die Zukunft zu

*) Act of indemnity wird die feierliche Amnestie genannt, die sich englische Minister ertheilen lassen, wenn sie in

sichern, weil sie gegen die Gesetze gehandelt habe. — Ist dem so, so mache man auch eine Acte zum Vortheile des Pöbels. — Andere behaupten, man müsse des Beispiels wegen ein Paar von jenem Pöbel hängen. — So müßte man auch, — doch ich sage nichts, als was ich schon einmal gesagt habe: habt ihr einen guten Grundsatz gefunden, so übt ihn aus!

Der arme Handarbeiter, behauptet ihr, kann das Brod unmöglich zu so hohem Preise bezahlen, wenn nicht auch sein Lohn erhöht wird. Wohl möglich! Wie sollen wir Landwirthe aber unsre Taglöhner besser bezahlen, wenn ihr uns nicht erlauben wollt, mehr für unsre Früchte zu nehmen, da wir's bekommen können? Aus Allem ergibt sich klar, daß wir, wenn die Ausfuhr verstattet worden wäre, sicher ein Paar Thaler mehr im Beutel haben würden. Und dieß Geld hätte England von Fremden bekommen! Allein, wie es scheint, sollen wir Landleute nur deßhalb weniger nehmen, damit der Arme es um desto wohlfeiler habe.

Dieß läuft also mit einer Abgabe zur Unterstützung der Armuth auf Eins hinaus. Eine vortreffliche Einrichtung! sagt ihr. — Warum aber, frage ich, eine so unbillige Auflage? Warum sollen wir Landwirthe sie allein

irgend einem wichtigen Puncte offenbar gegen ein bestehendes Gesetz handeln. Durch eine solche Acte sicherte sich ohnlängst Pitt für künftige Anklagen wegen der gesetzwidrigen Berufung fremder Truppen in das Königreich. — Act of indemnity wird in teutschen Schriften und Zeitungen gewöhnlich, aber ganz gegen den Sinn: Entschädigungs- oder Schadloſungs-Acte übersetzt.

Anm. des Uebers.

tragen? Ist die Sache wirklich so vortrefflich; ei nun, meine Herren, so nehmt auch Theil daran, und entschädigt uns wenigstens in Etwas aus dem öffentlichen Schatze! Gutes thun bringt sowohl Ehre, als Vergnügen; und der Weg zu Beidem steht euch offen.

Ich kann mich aber von der Güte der Sache nicht recht überzeugen. So geneigt ich bin, den Armen Gutes zu thun, so wenig kann ich eure Mittel hierzu billigen. Das beste Mittel, Armen wohl zu thun, ist, meiner Meinung nach, nicht das, ihnen die Armuth angenehm zu machen, sondern, ihnen herauszuhelfen. Ich bin in meinen jüngern Jahren viel gereist, und habe in mehreren Ländern bemerkt, daß die Armen da, wo am meisten für sie gesorgt wurde, am wenigsten für sich selbst sorgten, und so immer ärmer wurden. Je weniger hingegen anderwärts für sie gethan wurde, desto mehr thaten sie für sich, und desto wohlhabender wurden sie. In keinem Lande in der Welt gibt es soviel Anstalten für die Armuth, als in England. Nirgends findet man so viele Spitäler, die von freiwilligen Beiträgen angelegt und erhalten, und wo Kranke und Gebrechliche aufgenommen werden; nirgends so viel Armenhäuser für abgelebte Personen beiderlei Geschlechts; nirgends haben die Reichen selbst ihre Güter mit so schweren Abgaben zur Unterstützung der Armen belegt. Sind aber, bei allen diesen Verbindlichkeiten, unsre Armen bescheiden, demüthig, dankbar? Thun sie, was in ihren Kräften steht, sich selbst zu nähren, und uns diese Last zu erleichtern? Im Gegentheil; in keinem Lande auf der Erde sind die Armen träger, lüderlicher, ungeschliffener und größere Trunkenbolde. An dem Tage, wo ihr jenes Verbot gabt, rücktet ihr ihnen den größten Antrieb zum Fleiße, zur Sparsamkeit und Mäßigkeit das

durch aus den Augen, daß ihr ihnen ein anderes Mittel zum Unterhalt in Krankheit und Alter zeigtet, als sorgfältige Ersparniß in gesunden Tagen und während der Jugend. Mit Einem Worte, ihr setztet eine Prämie auf die Trägheit, und dürft euch nun gar nicht wundern, wenn sich ihre Wirkung durch den Anwachs der Armen äußert. Nehmt das Gesetz zurück, und ihr werdet bald sehen, daß die Sitten sich ändern. Der zweite und dritte Feiertag werden bald keine Feiertage mehr seyn. Das alte, längst aus der Mode gekommene Gebot: „Sechs Tage sollst du arbeiten" wird wieder für einen göttlichen Befehl gelten: der Fleiß und mit ihm der Wohlstand des gemeinen Mannes wird wachsen, seine Umstände werden sich verbessern, und ihr werdet ungleich mehr für das Glück der Armen thun, wenn ihr sie nöthigt, für sich selbst zu sorgen, als wenn ihr euer ganzes Vermögen unter sie vertheilet.

Verzeiht mir, meine Herren, daß ich Euch über einen so wichtigen Gegenstand mit meinem Unsinne behelligte. Allein ich habe, die Zeit her, des Eurigen so viel anhören und lesen müssen, daß ich wohl, wenigstens von denen unter Euch, die auch schriftstellern, etwas Nachsicht fordern darf.

Ich bin ꝛc.

Agricola.

31.

Ueber Anbau und Beförderung des Wohlstandes fremder Länder *).

Britannien soll ursprünglich nichts, als Schlehen, hervorgebracht haben. Welche unbeschreiblichen Vortheile hat es aber nicht durch die Früchte, Saamen, Wurzeln, Kräuter, Thiere und Künste anderer Länder erhalten! Durch sie sind wir eine reiche und mächtige Nation geworden, die einen Überfluß an nützlichen Dingen aller Art besitzt. Erwächst uns hieraus nicht eine Pflicht gegen andere Länder, die sich noch jetzt in unserm ehemaligen Zustande befinden? Britannien ist jetzt die größte Seemacht in der Welt. Es hat unzählige Schiffe, die, vermöge ihrer Gestalt, Größe und Festigkeit, im Stande sind alle Meere zu befahren. Seine Matrosen sind kühn, geschickt und stark, zu Erforschung der fernsten Gegenden aufgelegt, und bereit, mit Verachtung der größten Gefahren, Reisen nach unbekannten Ländern zu thun. Die Bewohner dieser Länder, unsre Brüder, haben bloß Nachen, und können, da ihnen das Eisen unbekannt ist, keine Schiffe bauen; verstehen wenig von der Astronomie und kennen den Compaß nicht. Sie können daher nicht

*) Aus einem von Franklin und Alex. Dalrymple gemeinschaftlich entworfenen Plane einer Reise auf Unterzeichnung, um allerlei Bequemlichkeiten des Lebens, als Geflügel, Rindvieh, Ziegen, Getraide, Eisen u. s. w. in entfernte Gegenden, wo sie noch mangeln, zu bringen, und von daher solche Producte einzuführen, die in England mit Vortheil angebaut werden könnten, u. s. w.

zu uns kommen, noch einen unserer Vortheile erlangen. Verbinden diese Umstände uns nicht zu gewissen Pflichten gegen sie? Scheint die Vorsehung uns durch diese ausgezeichnete Begünstigung nicht aufzufordern, Etwas für das gemeinsame Interesse der Menschheit zu thun? Sollten diejenigen, die es für Schuldigkeit halten, den Himmel täglich um Brod und andere Güter des Lebens zu bitten, sich nicht auch für verbunden achten, diese Güter, wenn sie dieselben erhalten haben, weiter zu verbreiten, und durch das einzige Mittel, das in ihrer Gewalt ist, — die Beförderung der Glückseligkeit seiner übrigen Kinder — ihre Dankbarkeit gegen den großen Wohlthäter an den Tag zu legen?

Von der Ceres sagt man, sie habe viele Länder durchreist, den Einwohnern den Gebrauch des Korns und die Kunst zu lehren, es zu bauen. Wegen dieser einzigen Wohlthat erhielt sie von den dankbaren Völkern göttliche Verehrung. Welch' ungleich größern Ruhm könnten die Engländer verdienen, wenn sie nicht allein die Kenntniß und den Gebrauch des Getraides, sondern auch alle andere Bequemlichkeiten, welche die Erde erzeugt, und in deren Besitz sie sind, rohen Völkern schenken wollten? Güter unter Alle vertheilen, ist ein Göttergeschäft. Schon viele Reisen wurden aus Gewinnsucht, um zu plündern, zu Befriedigung der Rache, theils uns selbst zu nützen, theils Andern zu schaden, unternommen: hier ist der Vorschlag zu einer Reise, entfernte Nationen auf der andern Hälfte des Erdballs aufzusuchen, nicht um sie zu betrügen, zu bestehlen, ihnen ihr Land zu rauben, oder sie selbst zu Sklaven zu machen; sondern bloß, ihnen Gutes zu thun, und so weit unsre Kräfte reichen, ihnen ein eben so angenehmes Leben zu verschaffen, als wir selbst führen!

Löblich ist gewiß der Wunsch, daß alle Völker der Erde sich kennen, und wechselsweise ihren Überfluß gegen einander austauschen möchten: vorzüglich aber hat eine handelnde Nation Interesse, eine allgemeine Verfeinerung des Menschengeschlechts zu wünschen, weil der Handel mit Völkern, die Künste und Bequemlichkeiten des Lebens haben, viel ausgebreiteter und bedeutender ist, als der mit nackten Wilden. Wir dürfen uns daher von dieser Unternehmung einigen Nutzen sowohl für unser Land, als jene armen Völker versprechen, die, so weit sie auch entfernt sind, doch zu Einer Familie mit uns gehören, und deren Wohlfahrt gewisser Maßen Jeden angeht, der von sich sagen will: „Ich bin ein Mensch, und nichts, was die Menschheit betrifft, ist mir fremd." — —

32.

Ueber peinliche Gesetze und See-Kaperei.

(Ein Brief an Benjamin Vaughan, Esq.)

den 14. März 1785.

Liebster Freund! Unter den kleinen Schriften, die Sie mir neulich schickten, befand sich eine in englischer Sprache, die den Titel führte: Gedanken über die peinliche Rechtspflege. Ich sende Ihnen dagegen eine französische Brochüre über denselben Gegenstand: Bemerkungen über die Ausübung des zwei-

ten Artikels von dem Gesetz über den Diebstahl. Sie sind beide für Richter bestimmt, allein, wie Sie sehen werden, in einem sehr verschiedenen Geiste geschrieben. Der Engländer will alle Diebe gehängt wissen. Der Franzose ist dafür, die Strafe mit dem Verbrechen in Verhältniß zu bringen.

Wenn wir wirklich glauben, was wir zu glauben vorgeben, daß das Gesetz Mosis ein Gesetz Gottes war, eingegeben von göttlicher Weisheit, die der menschlichen unendlich überlegen ist; mit welchem Rechte setzen wir die Todesstrafe auf ein Vergehen, das, jenem Gesetze zu Folge, nur durch vierfachen Ersatz bestraft wurde? Einen Menschen wegen eines Vergehens, das den Tod nicht verdient, hinrichten, heißt das nicht morden? Und soll man, wie der französische Schriftsteller sagt, ein Vergehen gegen die Gesellschaft durch ein Verbrechen gegen die Natur strafen?

Überflüßiges Eigenthum ist die Folge des gesellschaftlichen Lebens. Einfache und milde Gesetze waren hinreichend, bloß nöthiges Eigenthum zu beschützen. Der Bogen, die Axt des Wilden, und die Haut, womit er sich bedeckte, waren auch ohne Gesetz durch Furcht vor persönlicher Rache und Wiedervergeltung hinreichend gesichert. Als aber, durch die Kraft der ersten Gesetze, ein Theil der Gesellschaft Reichthümer sammelte und mächtig ward, so brachte er andere, strengere Gesetze auf, und suchte sein Eigenthum auf Kosten der Menschlichkeit zu schützen. Dieß war ein Mißbrauch der Gewalt und der Anfang der Tyrannei. Hätte man einem Wilden, eh' er in die Gesellschaft trat, gesagt: „Dein Nachbar kann durch dieses Mittel Eigenthümer von hun-

dert Stücken Wild werden; allein, wenn dein Bruder, oder dein Sohn, oder du selbst, kein eignes Stück besitzt, wenn er hungert, und eins erlegt, so wird ein schmählicher Tod die Folge davon seyn"; sollte er nicht, aller Wahrscheinlichkeit nach, seine Freiheit, und sein gemeinschaftliches Recht, jedes Wild zu erlegen, allen den Vortheilen der Gesellschaft, die man ihm hätte rühmen mögen, vorgezogen haben?

Daß es besser sey, wenn hundert Schuldige der Strafe entgehen, als wenn Ein Unschuldiger leidet, ist eine lange und allgemein gebilligte, und so viel ich weiß, nie bestrittene Maxime. Selbst der blutdürstige Verfasser der Gedanken räumt sie ein, und, setzt sehr gut hinzu: „schon der bloße Gedanke gekränkter Unschuld, und noch weit mehr der Gedanke einer leidenden Unschuld, müsse unsere zärtlichsten und mitleidigsten Gefühle erwecken, und zugleich unsern höchsten Unwillen gegen die Werkzeuge dieses Frevels erregen." „Allein" fährt er fort „bei einer genauen Befolgung der Gesetze, ist Keines von Beiden zu fürchten." — Wirklich? — So ist es wohl unmöglich, ein ungerechtes Gesetz zu geben? Und ist das Gesetz, wenn es selbst ungerecht ist, nicht zugleich das Werkzeug, „das des Verfassers und Jedermanns höchsten Unwillen erregen sollte?" Ich lese in den neuesten Londner Zeitungen, daß in Old-Bailey eine Weibsperson zum Tode verdammt worden, weil sie aus einem Laden ein Stück Flor, Etwas über vier Thaler am Werthe, entwendet. Ist hier das geringste Verhältniß zwischen der Verletzung des Eigenthums durch einen Diebstahl, der am Werthe vier Thaler beträgt, und der Bestrafung eines menschlichen Wesens durch den Tod am Galgen? Hätte diese Weibs-

person nicht, dem göttlichen Gesetze gemäß, durch ihrer Hände Arbeit den Schaden vierfach ersetzen können? Ist nicht jede Strafe, die die Größe des Verbrechens übersteigt, in gleichem Verhältnisse Bestrafung der Unschuld? Wie hoch steigt, aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, die jährliche Anzahl nicht allein der gekränkten, sondern auch der leidenden Unschuldigen fast in allen gebildeten Staaten Europens!

Allein, man scheint die Absicht gehabt zu haben, diese Art der Unschuld darum zu strafen, damit Verbrechen verhütet würden. So habe ich wirklich von einem grausamen Türken in der Barbarei gelesen, der jeden neuen Christensklaven, den er kaufte, auf der Stelle bei den Beinen aufhängen und ihm hundert Stockprügel auf die Fußsohlen geben ließ, damit das schmerzhafte Gefühl dieser Züchtigung und die Furcht einer künftigen Wiederholung, die Fehler verhüten möchte, wodurch er sich dieselbe zuziehen könnte. Unser Verfasser selbst würde schwerlich das Betragen dieses Türken in der Behandlung seiner Sklaven ohne Einschränkung billigen; und doch scheint er etwas Ähnliches für die Behandlung englischer Unterthanen zu empfehlen, wenn er die Antwort billigt, die der Richter Burnet einem überführten Pferdediebe gab, der ihm vorstellte, es sey doch hart, einen Menschen bloß deßhalb zu hängen, weil er ein Pferd gestohlen habe. „Mann, versetzte der Richter, du wirst nicht bloß deßhalb gehängt, weil du ein Pferd gestohlen, sondern, damit überhaupt keine Pferde gestohlen werden.“ Den Einwurf des Mannes wird man, davon bin ich überzeugt, bei unpartheiischer Prüfung, auf den ewigen Grundsatz der Gerechtigkeit und Billigkeit: daß die Strafen im

Verhältniß mit den Verbrechen stehen müssen, gegründet, folglich vernünftig, die Antwort des Richters aber unmenschlich und unvernünftig finden, wenngleich jener Verfasser wünscht, „daß alle Richter dieselbe auf den Visitationen mit sich nehmen, und ihrem Gemüthe, als einen weisen Grund für alle Strafgesetze, zu deren Vollstreckung sie berufen sind, einprägen möchten.“ „Sie setzt“ fährt er fort „zugleich die wahren Gründe und Ursachen aller Todesstrafen in das Licht, daß nämlich das Eigenthum und Leben jedes Einzelnen für heilig und unverletzlich gehalten werde.“ Ist denn aber kein Unterschied in dem Werthe von Eigenthum und Leben? Wenn ich für recht erkenne, daß das Verbrechen des Mörders nicht allein als eine angemessene Strafe des Verbrechens, sondern auch, um überhaupt Mordthaten zu verhüten, mit dem Tode bestraft werde; folgt daraus, daß ich die Anwendung derselben Strafe auf eine kleine Verletzung meines Eigenthums durch Diebstahl billigen muß? Bin ich selbst nicht so grausam, so blutdürstig und rachsüchtig, einen meiner Nebenmenschen umzubringen, der mir vier Thaler werth gestohlen; wie kann ich ein Gesetz, das dieß thut, billigen? Montesquiou, der selbst ein Richter war, bemüht sich, andere Maximen einzuschärfen. Er mußte wissen, was menschliche Richter bei solchen Fällen fühlen, und was die Folgen dieser Gefühle sind. Weit entfernt, zu glauben, daß strenge und übermäßige Strafen Verbrechen verhüteten, behauptet er vielmehr in der von dem französischen Verfasser angeführten Stelle:

„Daß die Härte der Gesetze ihre Ausübung verhindere.“

„Daß man, wenn die Strafe das Maaß überschreitet, oft genöthigt werde, eine gänzliche Strafloſigkeit vorzuziehen.“

„Daß alles Sittenverderbniß aus der Strafloſigkeit der Verbrechen, und nicht aus der Gelindigkeit der Strafen entſpringe.“

Perſonen, die mit ganz Europa bekannt ſind, verſichern, daß in England jährlich mehr Diebſtähle begangen und beſtraft würden, als bei allen andern Nationen zuſammengenommen. Iſt dem ſo, ſo muß dieſe Verderbtheit unſers gemeinen Volks eine, oder mehrere Urſachen haben. Sollte nicht eine davon in dem Mangel an Gerechtigkeit und Sittlichkeit in unſerer National-Regierung liegen, der ſich in den Bedrückungen unſrer eignen Unterthanen und den ungerechten Kriegen mit unſern Nachbarn an den Tag legt? Man ſehe nur auf die ſo lange fortgeſetzte, ungerechte, monopoliſirende Behandlung von Irland, die man endlich aufzugeben anfängt! Man ſehe die räuberiſche Regierung, die unſre Kaufleute in Indien ausüben; — den confiſcirenden Krieg gegen die amerikaniſchen Colonien, und die gegen Frankreich und Spanien ungerechnet, ſehe man nur den letzten Krieg mit Holland, den das ganze unpartheiiſche Europa nicht anders, denn als einen bloßen Raub- und Plünderungskrieg betrachtete, indem die Hoffnung einer leichten und unermeßlichen Beute die einzig-ſichtbare, und wahrſcheinlich auch die wahre und wirkliche Urſache und Triebfeder deſſelben war. Strenge Gerechtigkeit iſt eben ſo gut Pflicht zwiſchen benachbarten Nationen, als zwiſchen benachbarten Bürgern. Ein Straßenräuber iſt nicht we-

niger Verbrecher, wenn er Bandenweis, als wenn er allein raubt, und eine Nation, die einen ungerechten Krieg führt, ist nur eine große Räuberbande. Was Wunder daher, wenn eure Leute, die ihr zur Plünderung der Holländer gebraucht habt, da ihnen nun durch den Frieden das Handwerk gelegt worden, immer noch fortfahren zu rauben und einander selbst zu plündern? Seeräuberei, oder wie man es gern sanfter ausdrücken möchte, Kaperei, ist ein allgemeiner Hang der englischen Nation, in ihrer Heimath und überall, wo sie sich nur angesiedelt hat. In dem letzten Kriege wurden, wie man versichert, nicht weniger, als sieben hundert Kaperbriefe ausgegeben! Diese Kaper wurden von Kaufleuten ausgerüstet, andre Kaufleute zu plündern, die ihnen nie etwas zu Leide gethan hatten. Ist es wahrscheinlich, daß unter allen diesen kapernden Kaufleuten von London, die so allzeit fertig sind, die Amsterdamer Kaufleute zu berauben, auch nur Einer seyn sollte, der sich mehr bedenken würde, einen andern Londner Kaufmann in der nächsten Straße zu plündern, wenn er es eben so ungestraft thun könnte? Die Begierde, das alieni appetens, bleiben dieselben; der ganze Unterschied liegt in der Furcht vor dem Galgen. Wie kann also solch' eine Nation, die unter ihren rechtlichsten Leuten so viele Diebe aus Neigung hat, und deren Regierung nicht weniger, als sieben hundert Räuberbanden aufmunterte und privilegirte, wie kann diese Nation die Stirn haben, dasselbe Laster an einzelnen Personen zu verdammen und zwanzig von ihnen an Einem Morgen hängen zu lassen? Das erinnert ganz natürlich an eine Anekdote aus Newgate. Ein Gefangener klagte, man habe ihm in der Nacht die Schnallen aus den Schuhen entwendet. „Zum Teufel! schrie ein anderer, 'haben wir denn Diebe unter

uns? Das dürfen wir nicht leiden. Den Schurken müssen wir herauskriegen und zu Tode pumpen!" *).

Doch kenne ich Ein neueres Beispiel von einem englischen Kaufmanne, der den Gewinn von solchem übelerworbenen Gute verschmähte. Er war, wie es scheint, Miteigenthümer eines Schiffs, welches die übrigen Eigner als Kaper auslaufen zu lassen einig wurden, und das eine Anzahl französischer Prisen machte. Als nun die Beute getheilt ward, so ließ er seinem hiesigen Agenten die Eigenthümer der verlorenen Schiffe durch die Zeitungen auffordern, sich zu melden, um, so viel an ihm läge, ihren Verlust ersetzt zu bekommen. Dieser gewissenhafte Mann ist ein Quäker. Die schottischen Presbyterianer waren vor Zeiten eben so mitleidig: dennoch jetzo besteht eine Verordnung des Stadtraths in Edinburgh, die kurz nach der Reformation ergieng, worin „bei Strafe, für immer das Bürgerrecht der Stadt zu verlieren, und anderweitiger Ahndung, verboten wurde, Kapergut zu kaufen, indem das Kaperwesen sich nicht mit einem guten Gewissen und der Vorschrift des Christenthums vertrage, unsere Brüder so zu behandeln, wie wir von ihnen behandelt zu werden wünschen; solche Waaren sollten daher nicht innerhalb dieser Stadt Weichbild von frommen Seelen **) verkauft werden."

*) Eine Strafe, die die Gefangenen gegen einander selbst ausüben. Der Verurtheilte wird unter einen Pumpbrunnen gestellt, und, nach dem Verhältniß seines Vergehens, längere oder kürzere Zeit dem aufgepumpten kalten Wasser ausgesetzt. Der Uebers.

**) Fromme Seelen; Auserwählte u. s. w. Goody men — waren Benennungen, die sich diese strenge Sekte in ihrem geistlichen Stolze selbst beigelegt hatte. D. Ueb.

Das Geschlecht dieser frommen Seelen ist wahrscheinlich in Schottland erloschen, oder hat seine Grundsätze verlassen; denn man glaubt, daß Prisen und Confiscationen eine Haupttriebfeder dieser Nation gewesen sind, den Krieg gegen die Colonien, so viel an ihr lag, zu unterstützen.

Eine Zeitlang war es allgemein herrschende Maxime, der Soldat dürfe nicht untersuchen, ob ein Krieg gerecht oder ungerecht sey, sondern müsse in jedem Falle thun, was ihm befohlen werde. Alle Fürsten, die Neigung zur Tyrannei hatten, mußten natürlich diesen Grundsatz billigen, und, so viel möglich, zu verbreiten suchen. Allein, ist er nicht sehr gefährlich? Denn, ihm zu Folge, ist die Armee verbunden, zu gehorchen, wenn der Tyrann befiehlt, nicht allein eine benachbarte friedliche Nation, sondern selbst seine eignen Unterthanen anzugreifen und zu würgen. Ein Negersklave in unsern Colonien, dem sein Herr befehlen wollte, einen Nachbar zu berauben, oder zu morden, darf sich dessen weigern, und die Obrigkeit wird ihn bei seiner Weigerung beschützen. Die Sklaverei eines Soldaten wäre also noch ärger, als die eines Negers! Wahr ist's, ein gewissenhafter Officier kann, wenn er nicht fürchtet, daß man diesen Schritt einer andern Ursache zuschreibe, lieber von seinem Posten treten, als sich in einem ungerechten Kriege brauchen lassen; der gemeine Mann aber ist Sklave sein Lebelang. Doch vielleicht ist dieser unfähig, selbst zu urtheilen, und wir müssen bloß sein Schicksal und noch mehr das Loos des Matrosen beklagen, der oft mit Gewalt von seinem ehrlichen Gewerbe geschleppt und gezwungen wird, seine Hände in vielleicht unschuldiges Blut zu tauchen. Kaufleuten aber, das heißt, Männern, die durch ihre Erziehung bessere Einsichten erhalten, und vollkommen sicher vor solchem Zwange

und Verpflichtungen sind, käme es, wie mich dünkt, wohl zu, sich vorher vollkommen von der Gerechtigkeit eines Kriegs zu überzeugen, ehe sie freiwillig eine Bande Gauner miethen, ihre Gewerbsbrüder unter einer benachbarten Nation anzufallen, ihnen ihr Eigenthum zu rauben, wenn sie es gutwillig hergeben; sie und ihre Familien aber vielleicht zu Grunde zu richten, oder sie zu verwunden, zu verstümmeln, und zu morden, wenn sie es zu vertheidigen suchen. Alles das pflegen christliche Kaufleute zu thun, der Krieg sey gerecht, oder ungerecht: und schwerlich kann er doch von beiden Seiten gerecht seyn. Englische, amerikanische Kaufleute pflegen das zu thun, die sich gleichwohl über Privat-Diebstähle beklagen, und die Diebe, denen sie mit ihrem eignen Beispiel vorgegangen sind, zu Dutzenden hängen. Es ist hohe Zeit, daß diesen Greueln, zur Ehre der Menschheit, ein Ziel gesetzt werde. Die vereinigten Staaten von Amerika sind, vermöge ihrer Lage, da der größte Theil des europäischen Handels nach West-Indien vor ihren Thüren vorüber muß, im Stande, mehr Gewinn von der Kaperei zu ziehen, als irgend eine Nation in Europa: gleichwohl thun sie Alles, was sie können, diese Gewohnheit abzuschaffen, indem sie bei allen ihren Verträgen mit andern Mächten einen Artikel vorschlagen, daß man sich feierlich verpflichten wolle, im Falle eines künftigen Kriegs von keiner Seite Kaperbriefe auszugeben, und unbewaffnete Handelsschiffe von beiden Seiten ihren Weg ungestört fortsetzen zu lassen. Dieß wird eine glückliche Verbesserung des Völkerrechts werden. Freunde der Menschheit und Gerechtigkeit müssen wünschen, daß dieser Vorschlag durchgehends Beifall finde.

Ich bin mit unwandelbarer Hochachtung und Zuneigung, theuerster Freund, stets der Ihrige

B. Franklin.

33.

Ueber China's Vorkehrungen gegen Hungersnoth.

(Aus einem Briefe an den Dr. Percival).

Ich weiß von sichrer Hand, daß man in China jährlich Verzeichnisse von der Menschenzahl und sämmtlichen erzeugten Lebensmitteln aufnehmen läßt. Diese Listen werden an den Kaiser geschickt, dessen Minister aus denselben sogleich sehen können, in welcher Provinz Mangel zu besorgen, und aus welcher andern Überflusse demselben abzuhelfen sey. Das Aufnehmen jener Verzeichnisse zu erleichtern, und die Mühe zu ersparen, von Haus zu Haus zu gehen, und die Zeit mit Fragen und Antworten zu verlieren, ist jedes Wohngebäude mit einer kleinen Tafel versehen, die jährlich eine gewisse Zeit an der Thüre hängt. Diese Tafeln haben ihre bestimmten Rubriken, neben die jeder Hausherr dann nur die Zahlen zu setzen braucht, z. B. also:

Männer : : :
Weiber : : :
Kinder : : :
Reiß, Waizen, Fleisch,
u. s. w.

Personen unter sechzehn Jahren werden für Kinder gerechnet: Alles, was darüber ist, zu den Männern und Weibern. Andere nähere Nachrichten, die die Regierung zu wissen begehrt, werden auf den Seiten der nämlichen Tafel aufgezeichnet. Auf diese Weise dürfen die, in jedem Bezirke zur Aufnahme der Listen angestellten Beamten bloß an die Thüren gehn, und die auf der

Tafel befindlichen Angaben in ihre Bücher eintragen, ohne den Familien die geringste Ungelegenheit zu machen. Auf falsche Angaben sind Strafen gesetzt, und da die Nachbarn in den meisten Fällen die Richtigkeit derselben beurtheilen können, so dürfen sie dabei keinen Unterschleif wagen. Schwerlich dürfte bei uns eine ähnliche Einrichtung durchzusetzen seyn.

34.

Ueber den Zwist zwischen England und Amerika.

a) An Herrn Dubourg.

London, im October 1770.

Ich sehe mit Vergnügen, daß unsre Gedanken über die Angelegenheiten des englischen Amerika so genau zusammen treffen. Wir Colonisten haben nie verlangt, von den Auflagen frei zu seyn, welche die Bestreitung der gemeinschaftlichen Ausgaben, zu Erhaltung der Wohlfahrt des Reichs, erfordert. Wir behaupten nur, daß, da wir eigene Parlamente, in dem Groß-Britannischen hingegen keine Repräsentanten haben, unsre Parlamente allein fähige Richter sind, zu bestimmen, wie viel wir zu diesem Zwecke beitragen können und sollen, und das englische Parlament habe kein Recht, uns ohne unsre Einwilligung Geld abzunehmen. In der That ist das britische Reich kein einzelner Staat: es besteht aus mehrern,

und ob sich gleich das Parlament von Groß-Britannien die Macht angemaaßt hat, die Colonien zu besteuern, so besitzt es doch dazu nicht mehr Recht, als ihm auf das Hannöver'sche Steuerwesen zugestanden wird. Wir haben Einen König, aber nicht Eine gesetzgebende Macht.

Der Streit zwischen beiden Ländern hat England schon manche Million Pf. Sterl. gekostet, die es in seinem Handel verloren, und Amerika hat in gleichem Verhältnisse gewonnen. Dieser Handel wurde größtentheils mit entbehrlichen Dingen geführt, mit Gegenständen des Luxus und der Mode, ohne die wir recht gut bestehn können; und der Entschluß, den wir gefaßt haben, bis unsern Beschwerden abgeholfen worden, nichts mehr einzuführen, hat mancher neuangelegten Fabrik in unserm Lande Lebenskraft eingeflößt, und es wird nicht leicht seyn, unser Volk zu bewegen, sie wieder aufzugeben, gesetzt auch, daß eine herzlichere Verbindung, als je Statt gefunden, auf diese Unruhen folgen sollte. — Ich zweifle in der That gar nicht, daß das Parlament von England seine jetzigen Ansprüche aufgeben, und uns den ruhigen Genuß unsrer Rechte und Privilegien lassen wird.

B. Franklin.

b) An Lord Howe.

Philadelphia, am 30. Jul. 1776.

Mylord!

Die Briefe, mit denen Ew. Herrlichkeit mich beehrten, habe ich richtig erhalten, und ersuche Sie, meinen Dank dafür anzunehmen.

Die freundschaftlichen Depeschen, worauf Sie mich verweisen, sagen nichts mehr, als was die Parlaments-Acte schon enthielt: sie bieten uns nämlich Vergebung an, wenn wir uns vorher unterwerfen wollen. Es that mir leid, so Etwas darin zu finden: denn es muß Ew. Herrlichkeit empfindlich seyn, daß man Sie in einer so hoffnungslosen Sache so weit geschickt hat.

Ja, es ist ganz im Geist Ihrer stolzen, noch nicht klug gewordenen Nation, den Colonien, die der beleidigte Theil sind, Verzeihung anzubieten, und es beweist, für welche unwissende, gefühllose, niederträchtige Wesen sie uns halten muß. Dieß kann sonst keine Wirkung haben, als daß es unsern Unwillen vermehrt. Wie könnten wir uns einer Regierung unterwerfen wollen, die aus der muthwilligsten Barbarei und Grausamkeit unsre wehrlosen Städte mitten im Winter verbrennt? die die Wilden, die friedlichen Landleute und unsre Sklaven aufwiegelt, ihre Herren zu ermorden, und die jetzt sogar fremde Miethlinge sendet, unsre Pflanzungen mit Blut zu begießen? Diese schändliche Beleidigung hat jeden Funken von Wohlwollen gegen das Mutterland, das uns einst so

theuer war, erstickt. Doch, wär' auch uns es möglich, zu vergeben, so ist es doch Ihnen (ich meine Ihrer Nation) nicht möglich, dem Volke zu vergeben, das sie so schrecklich beleidigt hat. Wie könnte sie wieder zu uns, als Mitunterthanen, Zutrauen gewinnen, oder, uns, denen sie, wie ihr eignes Gefühl sie belehren muß, so viel Grund zu ewiger Feindschaft gegeben, den Genuß gleicher Freiheit verstatten? Nein, dieses Gefühl müßte sie, wären wir einmal wieder unter ihrer Herrschaft, antreiben, unsern Muth durch die härteste Tyrannei zu beugen, und das Wachsthum unserer Kraft und unsers Wohlstandes durch alle in ihrer Hand stehende Mittel zu verhindern.

Ew. Herrl. sprechen von der väterlichen Sorge des Königs für die Beförderung und Sicherung eines dauerhaften Friedens und herzlicher Einigkeit mit den Colonien. Verstehn Sie hier unter dem Worte Frieden eine Versöhnung mit den einzelnen, jetzt im Kriege begriffenen Staaten; hat der König Ihnen Vollmacht ertheilt, mit uns über einen solchen Frieden zu unterhandeln, so dürfte ich, wiewohl nicht vermöge eines förmlichen Auftrags, die Äußerung wagen, daß wir eine Unterhandlung der Art einem fremden Bündnisse vorziehen würden. Ich weiß aber gewiß, daß Sie eine solche Vollmacht nicht haben. Allerdings könnte Ihre Nation, wenn sie diejenigen Statthalter, die die Uneinigkeit nährten, strafen, unsere verbrannten Städte wieder aufbauen, und den uns zugefügten Schaden, soviel möglich, ersetzen wollte, einen großen Theil unserer Achtung und den größten Theil unsers zunehmenden Handels, so wie alle Vortheile der Hülfsquellen, die unsre Freundschaft ihr darbietet, wieder erhalten; allein, ich kenne ihren ausschwei-

fenden Stolz und Mangel an Klugheit zu gut, als daß ich solche heilsame Maaßregeln je von ihr erwarten sollte. Immer wird ihre Eroberungssucht, als kriegerische, ihre Herrschsucht, als ehrgeizige, ihre Begier nach einträglichen Monopolen, als handelnde Nation, sich verbinden, und (wiewohl nichts von alle dem rechtmäßige Ursache zum Kriege ist) sie dennoch, mit Aufopferung ihres eignen wahren Vortheils, immer von Neuem zu diesen schädlichen fernen Zügen anfeuern, die ihr so viel Geld und Menschen kosten, daß sie am Ende eben so verderblich für sie werden müssen, als ehedem die Kreuzzüge den meisten europäischen Nationen wurden *).

*) Bei'm Ausbruche des Krieges zwischen England und seinen Colonien, erschien in London ein kleines Sinnbild, für dessen Erfinder man den Dr. Franklin hielt, weil er zufälliger Weise einige Billets auf Karten geschrieben hatte, auf welche dieses Sinnbild gedruckt war. Es stellte Groß-Britannien, auf einer Weltkugel sitzend, vor. Seine Glieder, die Colonien, lösten sich von ihm ab; die Augen und die verstümmelten Ueberreste erhob es gen Himmel. Der Schild, den es zu regieren unvermögend war, lag ungebraucht neben ihm. Seine Lanze hatte Neu-England durchbohrt, der Lorbeerzweig war der Hand Pensylvaniens entfallen, die englische Eiche hatte ihren Gipfel verloren, und ihr Stamm stand, bis auf einige verdorrte Aeste, nackt da. Dornen und Disteln wuchsen umher, auf den Topmasten der englischen Schiffe steckten Tannenkränze, zum Zeichen, daß sie verkauft werden sollten. Britannia, außer Stand, sich länger im Gleichgewichte zu halten, glitt von der Kugel herab, und zu ihren Füßen stand die Inschrift: „Theilt dem Belisar eine Gabe mit." (Date obolum Belisario). Sicherer, als die Erfindung dieses Sinnbildes, ist folgende moralisch-politische Deutung desselben, die auf einem fliegenden Blatte gedruckt ward, von Franklin:

Ich bin weit entfernt von der Eitelkeit, zu glauben, daß ich Ihnen, Mylord, durch Prophezeihung der Folgen des Kriegs Furcht einjagen könnte: ich weiß zu gut, daß sie in England das Schicksal aller meiner frühern Weissagungen haben, und daß man sie nicht eher glauben wird, als bis der Ausgang sie bestätigt.

„„Der politische Sinn dieses Gemäldes ist leicht entdeckt. Die Geschichte liefert uns viele Beispiele von Staaten, die dadurch zu Grunde gerichtet wurden, daß man Maximen hartnäckig befolgte, die sich mit dem Charakter und Geist ihrer Einwohner nicht vertrugen. Keine Politik ist falscher und verkehrter, als gesetzliche Anordnungen zu machen, die einem Theile der Nation zum Nachtheile, und unter dem Drucke eines andern Theils begünstigen. Jeder Theil ist zu gleichen Ansprüchen auf Schutz, Gerechtigkeit, Freiheiten und Vortheile berechtigt, und sollte sie daher auch genießen. Was hat der Staat für Gewinn, ob der Unterthan an der Themse, oder dem Ohio, in Edinburgh oder Dublin reicher wird, als die übrigen? Solche Einrichtungen erzeugen immer Haß und Eifersucht zwischen den begünstigten und den unterdrückten Theilen. Nothwendig entspringt hieraus am Ende eine gänzliche Trennung der gegenseitigen Neigung, des Interesse, der politischen Verpflichtungen und aller Arten von Verbindung. So wird der ganze Staat geschwächt, und am Ende zu Grunde gerichtet.““ — „Kein Mensch, pflegte Franklin auch in gleichem Geiste zu sagen, kann den ganzen Gang einer Sache vorhersehn; darum habe ich es das wichtigste Geschäfte meines Lebens seyn lassen, die Hauptsache zu sichern, und den Bemühungen entgegengearbeitet, über einen so großen Theil des Britischen Reichs eine willkührliche Regierungsform einzuführen, wodurch der einträglichste Handel, die National-Stärke, Sicherheit und Wohlfahrt, die von Einigkeit und Freiheit abhängen, offenbar wäre auf's Spiel gesetzt worden.“ —

Lange bemühte ich mich mit ungeheuchelten und unermüdetem Eifer dieß zarte und edle Prozellan-Gefäß (das Britische Reich) vor einem Risse zu bewahren: ich wußte, daß es, einmal zerbrochen, in sämmtlichen getrennten Theilen weder die Stärke, noch den Werth behalten könnte, den vorher das Ganze besaß, und daß eine völlige Wiedervereinigung dieser Theile kaum zu hoffen sey. Ew. Herrl. erinnern sich vielleicht noch der Freudenthränen, die meine Wangen netzten, als Sie mir bei Ihrer guten Schwester in London die Hoffnung machten, es könne bald eine Aussöhnung Statt finden. Unglücklicherweise mußte ich diese Hoffnung scheitern, und mich selbst als den Urheber des Unheils, dem ich vorzubeugen strebte, verschrieen sehn. Mein Trost bei dieser unverdienten, und boshaften Behandlung war, daß mir die Freundschaft vieler guten und weisen Männer im Lande, und auch einiger Antheil an der Achtung des Lord Howe blieb.

Die gegründete Hochachtung, und, wenn Sie mir erlauben zu sagen, die Zuneigung, die ich stets zu Ew. Herrl. behalten werde, erwecken in mir ein schmerzhaftes Gefühl, Sie zur Führung eines Kriegs gebraucht zu sehen, dessen Hauptgrund, wie es in Ihrem Briefe heißt, auf der Nothwendigkeit beruht, zu verhüten, daß der amerikanische Handel nicht in fremde Canäle fließe. Mich dünkt, weder die Erwerbung, noch die Erhaltung eines, wenn auch noch so einträglichen Handels, sey ein Gegenstand, der die Menschen berechtige, sich unter einander zu morden; mich dünkt, die wahren und unfehlbaren Mittel, den Handel zu erweitern und zu sichern, sey Güte und Wohlfeilheit der Waaren, und kein Handel könne so einträglich seyn, die Unkosten zu ersetzen, welche

Flotten und Heere erfordern, wenn man ihn mit Gewalt erzwingen und behaupten will. Aus diesen Gründen halte ich den Krieg gegen uns für eben so ungerecht als unbesonnen, und bin überzeugt, die kaltblütige und unpartheiische Nachkommenschaft wird die Anstifter desselben mit Schimpf und Schande belegen, und selbst das Glück und der Erfolg derer, die sich freiwillig zu Werkzeugen desselben brauchen lassen, wird sie nicht ganz gegen alle Schmach sichern.

Das weiß ich: bei Ihnen, Mylord, war die Hoffnung, Friedensstifter zu werden, der Hauptgrund, warum Sie hierher kamen: und ich glaube, sobald Sie es unmöglich finden, unter den Ihnen verstatteten Bedingungen einen Vergleich zu Stande zu bringen, werden Sie keinen Augenblick anstehen, ein so gehäßiges Commando niederzulegen, und in den Schatten eines ehrenvollen Privat: Lebens zurückzukehren.

Mit der aufrichtigsten und tiefsten Verehrung ꝛc.

35.

Ueber den innern Zustand von Amerika.

(Eine zuverlässige Schilderung von dem Interesse und der Politik dieses großen Landes.)

Der Sage nach, hatten die ersten Ansiedler und Bebauer von Neu: England mit vielen Schwierigkeiten und Ungemach zu kämpfen: so wie es immer der Fall ist,

wenn ein cultivirtes Volk den Versuch macht, sich in einer wüsten Gegend niederzulassen. Als gute, fromme Leute suchten sie bei'n. Himmel Hülfe, und trugen Gott dem Herrn ihren Mangel und ihre Kümmernisse an häufigen Fast- und Bettagen vor. Beständiges Nachdenken und Sprechen über diese Gegenstände, erhielt sie traurig und unzufrieden, und Viele von ihnen waren, gleich den Kindern Israel, geneigt, in ihr Aegypten, aus welchem der Verfolgungsgeist sie vertrieben hatte, zurückzukehren. Endlich, als in der Versammlung die Einsetzung eines neuen Fasttags in Vorschlag kam, stand ein vernünftiger Landwirth auf, und bemerkte: die Ungemächlichkeiten, die sie ertragen müßten, und weßhalb sie den Himmel schon so oft mit ihren Klagen belästigt hätten, wären nicht so groß, als man sie wohl hätte erwarten können, auch nähmen sie täglich ab, so wie die Colonie festern Fuß gewänne; die Erde fange an, ihre Arbeit zu belohnen, und reichlichen Unterhalt zu gewähren; man finde, daß die Seen und Flüsse voll Fische, die Luft mild, und das Clima gesund wären, und was mehr werth sey, als alles das, sie genössen einer vollkommnen bürgerlichen und Gewissensfreiheit: er glaube daher, es sey weit zuträglicher, über diese Dinge zu denken und zu sprechen, die sie mit ihrer Lage zufriedner machen müßten, und die Erkenntlichkeit, die sie dem höchsten Wesen schuldig wären, erfordere, statt eines Fasttags, vielmehr die Anordnung eines Dankfestes. Sein Vorschlag ward angenommen, und von dieser Zeit an, bis auf den heutigen Tag, fanden sie jedes Jahr glückliche Ereignisse genug für ein Dankfest, welches daher auch jedes Mal angekündigt und andächtig gefeiert wird.

In den öffentlichen Blättern mehrerer Staaten lese ich oft Klagen über böse Zeiten, Stockung des Handels, Seltenheit des Geldes, ꝛc. Meine Absicht ist nicht, zu behaupten, oder zu beweisen, daß diese Klagen ganz ungegründet wären. Unmöglich kann es ein Land, oder ein Volk geben, unter dem einzelne Personen nicht in einer Lage seyn sollten, die ihnen den Erwerb ihres Unterhalts schwer macht; die kein einträgliches Geschäft für sich finden, bei denen das Geld selten ist; weil sie nichts dagegen zu vertauschen haben; ein kleines Häufchen aber hat es immer in seiner Gewalt, ein großes Geschrei zu machen. Werfen wir dagegen mit kaltem Blute einen Blick auf unsere Lage im Ganzen, so werden wir vielleicht finden, daß die Aussicht doch nicht so düster ist, als wir geglaubt hatten.

Der Hauptnahrungszweig unsers Landes ist der Ackerbau. Für einen Handwerker oder Kaufmann haben wir, glaube ich, wenigstens hundert Landwirthe, von denen bei weitem der größte Theil seine eignen fruchtbaren Äcker baut, von denen viele nicht allein die nöthigen Nahrungsmittel zu ihrem Unterhalte, sondern auch rohen Stoff zu ihrer Kleidung erzielen, so, daß sie fremder Hülfe fast ganz entbehren können. Dabei haben sie einen Überschuß an Erzeugnissen zu freier Verwendung, wovon sie sich nach und nach ein Vermögen sammeln können. Die göttliche Vorsehung hat diese Gegenden so vorzüglich geseegnet, und der Himmelsstrich ist so günstig, daß man, mit Ausnahme der drei oder vier schlimmen Jahre, die unsere Vorfahren bei ihrer Niederlassung hier aushalten mußten, nie wieder von Hungersnoth, oder Mangel unter uns gehört hat; im Gegentheile haben wir, wenn gleich einige Jahre weniger gegeben

haben, als andere, immer Vorrath genug für uns, und dabei noch Überfluß gehabt, den wir ausführen konnten. So vortrefflich auch die Ärnte vergangenes Jahr ausfiel, so ward der Landmann doch nie besser für die Frucht bezahlt, die er dem Kornhändler überlassen konnte, wie dieß die Marktpreise in den Zeitungen zur Gnüge beweisen. Das Land, das er besitzt, steigt nothwendig immer im Werthe, so wie die Bevölkerung zunimmt, und im Ganzen wird er dadurch in den Stand gesetzt, denen, die für ihn arbeiten, so guten Lohn zu geben, daß Alle, die mit dem Zustande der alten Welt bekannt sind, gestehen müssen, daß man in keinem Reiche derselben die arbeitende Klasse der Armen so gut genährt, gekleidet, bezahlt und wohnen sieht, als in den vereinigten Staaten von Amerika.

Gehen wir in die Städte, so finden wir, daß die Eigenthümer der Häuser und Grundstücke seit der Revolution, ihre Einnahme um ein Beträchtliches vermehrt haben: der Miethzins ist zu einer erstaunenden Höhe gestiegen, und damit zugleich die Lust zum Bauen, die, ebenso, wie der vermehrte Luxus und die glänzendere Lebensweise der reicher gewordenen Einwohner, eine Menge Arbeiter beschäftigt. Alle diese Arbeitsleute fordern und erhalten einen ungleich höhern Lohn, als in irgend einem andern Lande der Welt, und werden baar bezahlt. Diese Klasse des Volks hat daher nicht Ursache, über schlimme Zeiten zu klagen, und sie macht einen ansehnlichen Theil der Städtebewohner aus. Bei der Entfernung, in der ich von unsern amerikanischen Fischereien lebe, kann ich mit Zuverlässigkeit nichts von ihnen sagen: doch habe ich nicht gehört, daß der wackere Menschenschlag, der dabei gebraucht wird, für seine

Arbeit schlechter bezahlt werde, oder daß der Handel selbst weniger einträglich sey, als vor der Revolution. Es ist wahr, die Wallfischfänger haben einen Markt für ihren Thran verloren; allein, wie ich höre, wird sich bald ein neuer für sie öffnen, der, wie man hofft, nicht minder vortheilhaft seyn soll. Die Nachfrage nach ihren Wallrathlichtern wird immer stärker, und sie stehen daher viel höher im Preise, als ehedem.

Noch sind die Kaufleute und Krämer übrig. So einen kleinen Theil der ganzen Nation diese auch ausmachen, so beträchtlich und fast zu groß ist ihre Anzahl in Rücksicht auf die Natur ihres Gewerbes: denn der Waarenverbrauch hat in jedem Lande seine Gränzen; die Kräfte des Volks, d. h., sein Vermögen zu kaufen und zu bezahlen, geht nicht über eine gewisse Quantität Fabrikate hinaus. Berechnen nun die Kaufleute dieses Verhältniß falsch und führen sie zu viel ein, so finden sie natürlich, daß der Überschuß sich langsam verkauft, und dann klagen manche von ihnen der Handel stocke. Sie sollten und werden wahrscheinlich durch Erfahrung klüger werden, und weniger einführen. Wenn zu viel Handwerker in der Stadt und Wirthe vom Lande, die sich mit der Hoffnung eines bequemern Lebens schmeicheln, Krämer werden, so wird die ganze Summe des möglichen Absatzes, unter so Viele vertheilt, auf jeden Einzelnen freilich sehr wenig betragen, und nun hört man sie klagen, Handel und Wandel lägen danieder. Diese Leute suchen den Grund davon in der Seltenheit des Geldes; allein das ganze Unglück entsteht nicht sowohl aus der zu kleinen Anzahl von Käufern, als aus der übermäßigen Menge Verkäufer, und wenn jeder krämernde Landwirth und Handwerker zu seinem Pflug und in seine Werkstätte zurück-

kehren wollte, so würden bloß an Wittwen und andern Weibspersonen, Krämer genug übrig bleiben, die die Bedürfnisse befriedigen, und einen guten Verdienst bei ihrem Gewerbe finden könnten.

Wer durch die verschiedenen Theile von Europa gereist ist, und bemerkt hat, wie gering dort die Anzahl der Reichen oder Wohlhabenden, im Vergleiche mit den ganz Unbegüterten und Armen, ist; wer dort die wenigen reichen und stolzen Güterbesitzer und die Menge der armen, elenden, geplagten Bauern, der halbbezahlten und halb verhungerten Taglöhner gesehen hat, und hier die glückliche Mittelmäßigkeit erblickt, die so allgemein in diesen Staaten herrscht, wo der Landmann für sich selbst arbeitet und seine Familie reichlich und anständig erhalten kann — der wird, wie mich dünkt, überflüßigen Grund sehen, der göttlichen Vorsehung für den großen und sichtbaren Unterschied, der so offenbar zu unserem Vortheile ist, zu danken, und überzeugt werden, daß keine uns bekannte Nation einen größern Theil irrdischer Glückseligkeit genießt.

Es ist wahr, in einigen Staaten herrschen Uneinigkeiten und Partheien. Laßt uns aber zurücksehn, und fragen, ob wir je ganz ohne dieselben gewesen sind? Allenthalben, wo es Freiheit gibt, wird es auch Partheien geben; und vielleicht tragen diese zu ihrer Erhaltung bei. Das Zusammenstoßen verschiedner Meinungen lockt Funken der Wahrheit hervor und verbreitet politische Aufklärung. Die verschiedenen Factionen, die uns jetzt trennen, bezielen sämmtlich das allgemeine Wohl: die Verschiedenheit liegt nur in den ungleichen Mitteln, es zu befördern. Sachen, Handlungen, Maaßregeln und

Gegenstände aller Art erscheinen den Menschen in so höchst mannichfaltigem Lichte, daß wir unmöglich Alle, über jeden Gegenstand, zu Einer Zeit gleichförmig denken können, da schwerlich irgend ein Mensch zu allen Zeiten dieselben Ideen darüber behält. Partheien sind daher das allgemeine Loos der Menschheit, und unsere sind auf keine Weise verderblicher, oder weniger heilsam, als die Partheien anderer Länder, Nationen und Jahrhunderte, die in gleichem Grade den großen Seegen politischer Freiheit genossen. Andere von unsern Mitbürgern sind nicht sowohl mit dem gegenwärtigen Zustande unserer Angelegenheiten unzufrieden, als wegen der Zukunft besorgt. Der steigende Luxus macht ihnen bange, und schon dieses Einen Punctes wegen glauben sie, wir wären auf dem Wege zu unserm Untergange. Sie bemerken: ohne Sparsamkeit sey keine Einnahme hinreichend, und die ansehnlichsten Einkünfte eines Volks, aus den natürlichen Erzeugnissen seines Landes, könnten in eitlen und unnöthigen Ausgaben verschwendet werden, und Armuth dann bald an die Stelle des Überflusses treten. — Dieß kann möglich seyn. Gleichwohl ist es nur selten der Fall: denn in jeder Nation scheint immer doch die Summe von Fleiß und Sparsamkeit, die zum Reichthume führt, die Summe von Trägheit und Verschwendung, die Armuth erzeugt, zu übersteigen; so, daß im Ganzen die Masse des Vermögens überall steigt. Man bedenke, was Spanien, Gallien, Teutschland und Britannien zur Zeit der Römer waren, wo diese Länder von Völkern bewohnt wurden, die wenig mehr besaßen, als unsre Wilden, und berechne die Schätze, die sie jetzt in ihren zahlreichen, wohlgebauten Städten, verbesserten Grundstücken, reichen Mobilien, großen Magazinen voll kostbarer Waaren, u. dergl. besitzen; —

des verarbeiteten Silbers, der Juwelen und des gemünzten Geldes nicht zu gedenken; und alles dieß, Trotz ihren schlechten, verschwenderischen, räuberischen Regierungen und ihren tollen, verheerenden Kriegen, und ohne daß Luxus und ausschweifende Lebensart je in diesen Ländern besonders eingeschränkt worden. Von der andern Seite halte man dagegen das schöne Verhältniß fleißiger, sparsamer Landwirthe, die die innern Gegenden dieser amerikanischen Staaten bewohnen, und die den eigentlichen Stamm unserer Nation ausmachen, und entscheide dann, ob sich denken lasse, daß der in unsern Seestädten herrschende Luxus je im Stande seyn werde, ein solches Land zu Grunde zu richten. — Könnte die Einfuhr fremder Waaren des Luxus ein Volk zu Grunde richten, so wären wir es wahrscheinlich längst: denn die britische Nation forderte und besaß das Recht, nicht allein den Überfluß ihrer eignen Erzeugnisse, sondern auch von allen andern Nationen auf der Erde bei uns einzuführen. Wir kauften und verbrauchten sie, und gleichwohl befanden wir uns wohl und wurden reich. Jetzt können unsre unabhängigen Regierungen thun, was wir damals nicht konnten; sie können durch schwere Abgaben, oder Verbote bei hoher Strafe die Einfuhr solcher Waaren beschränken, oder verhüten, und dadurch noch reicher werden — wenn anders, worüber noch viel zu sagen wäre, der Hang, sich mit schönen Kleidern zu putzen, schönen Hausrath, zierliche Wohnungen u. s. w. zu besitzen, nicht gerade dadurch, daß er zur Arbeit und zum Fleiße anspornt, Gelegenheit gibt, daß im Ganzen mehr producirt wird, als die Befriedigung jenes Hanges erfordert.

Der Ackerbau und die Fischereien der vereinigten Staaten sind die großen Quellen unseres zunehmenden

Wohlstandes. Wer ein Saamenkorn in die Erde legt, wird vielleicht durch einen vierzigfältigen Ertrag belohnt, und wer einen Fisch aus unsern Wassern zieht, zieht ein Stück Silber herauf.

Laßt uns auf diese Dinge aufmerksam seyn (wer könnte aber zweifeln, daß wir es thun werden?) und die ganze Macht unsrer Nebenbuhler, mit allen ihren Einschränkungen und Verboten, wird uns wenig schaden. Wir sind Söhne der Erde und Meere, und wenn wir, gleich dem Antäus in der Fabel, bei'm Ringen mit einem Herkules, dann und wann zu Falle kommen, so wird doch die Berührung unserer Ältern uns frische Kraft und Stärke geben, den Kampf zu erneuern.

36.

Bemerkungen über die nord-amerikanischen Wilden.

Wilde nennen wir sie, weil ihre Sitten von den unsrigen abweichen, die wir für den Gipfel der Verfeinerung halten. Sie glauben dasselbe von den ihrigen.

Vielleicht würden wir, wenn es uns möglich wäre, die Sitten der verschiedenen Nationen unpartheiisch zu untersuchen, kein Volk so roh finden, daß es ohne alle Vorschriften der Höflichkeit wäre, noch irgend eines so verfeinert, daß es nicht noch einige Reste der Rohheit an sich hätte.

Die Indianer sind in ihrer Jugend Jäger und Krieger, im Alter Rathgeber; denn ihre ganze Regierung geschieht nach dem Rathe und der Stimme der Weisen. Da ist kein Zwang, da gibt es keine Gefängnisse, keine Beamten, Gehorsam zu erzwingen, oder Strafen auszutheilen. Da der beste Sprecher den meisten Einfluß hat, so legen sie sich alle auf Beredtsamkeit. Die Weiber der Indianer bauen das Feld, besorgen die Küche, säugen und erziehen die Kinder, erhalten und pflanzen auf die Nachwelt das Andenken der öffentlichen Verhandlungen fort. Diese Beschäftigungen der Männer und Weiber gelten für natürlich und ehrenvoll. Da sie wenig künstliche Bedürfnisse haben, so fehlt es ihnen nicht an Muße, sich durch Unterhaltung zu bilden. Unsere arbeitsame Lebensart dünkt ihnen, in Vergleichung mit der ihrigen, sklavisch und niedrig, und die Gelehrsamkeit, worauf wir uns so viel wissen, halten sie für unnützen Tand. Einen Beweis davon erhielt man im Jahr 1744 in Pensylvanien, bei dem Vertrage von Lancaster, zwischen der Regierung von Virginien und den Sechs Nationen. Nachdem die Hauptsache abgethan war, so thaten die Abgeordneten von Virginien den Indianern in einer Rede zu wissen, daß in Williamsburg ein Collegium mit einer Stiftung für den Unterricht junger Indianer vorhanden sey, und daß, wenn die Häupter der sechs Nationen ein halb Dutzend von ihren Söhnen in diese Schule schicken wollten, die Regierung alle Sorge tragen werde, sie wohl zu verpflegen und in allen Künsten der Weißen zu unterrichten. Eine von den Regeln indianischer Höflichkeit gebietet, keinen öffentlichen Vorschlag an demselben Tage, wo er gethan worden, zu beantworten. Dieß hieße ihn, ihrer Meinung nach, als eine Kleinigkeit behandeln: dadurch aber, daß man sich

Zeit nehme, ihn zu überlegen, ehre man ihn als eine wichtige Sache. Sie verschoben daher ihre Antwort auf den folgenden Tag, wo ihr Sprecher ihre tiefe Rührung über die Güte der Regierung von Virginien, die sie durch diesen Vorschlag an den Tag lege, äußerte; „denn wir wissen, sagt er, daß ihr die Künste, die in diesen Schulen gelehrt werden, hoch schätzt, und daß die Unterhaltung unsrer jungen Leute, so lange sie bei euch blieben, sehr kostbar für euch seyn würde. Wir sind daher überzeugt, daß ihr uns durch euern Vorschlag etwas Gutes zu erweisen meint, und wir danken euch herzlich. Allein, als kluge Männer müßt ihr wissen, daß verschiedene Nationen verschiedene Vorstellungen von den Dingen haben, und könnt es daher nicht übel deuten, wenn unsre Begriffe über diese Art der Erziehung von den eurigen abweichen sollten. Wir haben einige Erfahrung davon. Mehrere von unsern jungen Leuten wurden vor Zeiten in den Schulen der nördlichen Provinzen erzogen. Sie wurden in allen euern Künsten unterwiesen; als sie aber unter uns zurückkamen, zeigten sie sich als schlechte Läufer, höchst unwissend in den Mitteln, in Wäldern zu leben, ungeschickt, Kälte oder Hunger zu ertragen; sie wußten nicht, wie sie eine Hütte bauen, ein Wild fangen, oder einen Feind erlegen sollten; sie redeten unsre Sprache dürftig, waren daher weder zu Jägern, Kriegern, noch zu Rathgebern zu brauchen; kurz, sie waren zu nichts gut. Gleichwohl sind wir euch für euer gütiges Anerbieten nicht weniger verbunden, ob wir es schon nicht annehmen können, und, um unser Dankgefühl dafür zu zeigen, erbieten wir uns, wenn die Herren von Virginien uns ein halb Dutzend von ihren Söhnen schicken wollen, große Sorge für ihre Erziehung zu tragen, sie in Allem, was wir

verstehn, zu unterrichten, und Männer aus ihnen zu machen." —

Da sie oft Veranlassung zu öffentlichen Berathschlagungen haben, so ist ihnen große Ordnung und Anstand bei denselben zur Gewohnheit geworden. Die alten Männer sitzen in den vordersten Reihen, in den nächsten die Krieger, und die Weiber und Kinder in den hintersten. Das Geschäft der Weiber ist, auf Alles, was vorgeht, genau zu merken, es ihrem Gedächtnisse einzuprägen, und, da sie keine Schrift haben, es ihren Kindern zu überliefern. Sie sind die Archive der Rathsversammlung, und erhalten die Bedingungen von Verträgen über hundert Jahre in einer Tradition, die, wenn wir sie mit unsern Papieren vergleichen, sich immer vollkommen richtig finden. Wer Lust zu sprechen hat, erhebt sich. Die Übrigen beobachten ein tiefes Stillschweigen. Ist er fertig und setzt sich nieder, so lassen sie ihm fünf oder sechs Minuten Zeit, sich zu besinnen, damit, wenn er Etwas von dem, was er sagen wollte, vergessen, oder Etwas hinzuzufügen hätte, er nochmals aufstehn und es vortragen könne. Einander, auch nur im gewöhnlichen Gespräche, zu unterbrechen, gilt für höchst unschicklich. Wie verschieden ist dieß von dem Betragen des gesitteten Unterhauses in England, wo kaum ein Tag ohne Unruhen vergeht, über die sich der Sprecher heiser zur Ordnung ruft! wie abweichend von der Art der Unterhaltung in manchen gesitteten europäischen Gesellschaften, wo, wenn man seine Worte nicht mit der größten Geschwindigkeit herausstößt, die ungeduldige Geschwätzigkeit derer, mit welchen man sich unterhält, uns mitten im Reden unterbricht und nie zu Ende kommen läßt!

Die Geschliffenheit dieser Wilden in der Unterhaltung fällt freilich oft in's Übertriebene, indem sie ihnen nicht erlaubt, dem, was in ihrer Gegenwart vorgetragen wird, zu widersprechen, oder es zu läugnen. Es ist wahr, sie vermeiden auf diese Weise Zwistigkeiten; allein es ist auch schwer, ihre Meinung, oder was man für einen Eindruck auf sie gemacht, zu erfahren. Die Missionare, die es versuchten, sie zum Christenthume zu bekehren, klagen hierüber, als eine der größten Schwierigkeiten ihrer Sendung. Die Indianer hören geduldig zu, wenn man ihnen die Wahrheiten des Evangeliums erklärt, und geben ihre gewöhnlichen Zeichen von Beifall und Billigung. Man sollte glauben, sie wären überzeugt. Weit gefehlt! Es ist bloße Höflichkeit.

Ein schwedischer Prediger ließ die Oberhäupter der Sasquehannah-Indianer zusammen kommen, und hielt vor ihnen eine Rede über die wichtigsten historischen Thatsachen, worauf unsre Religion gegründet ist: über den Fall der ersten Ältern durch das Essen eines Apfels; über die Menschwerdung Christi, dem Übel abzuhelfen, seine Wunder, sein Leiden, u. s. w. — Da er ausgeredet hatte, stand ein indianischer Redner auf, ihm zu danken. „Was du uns da erzählt hast, sagte er, ist Alles sehr gut. Es ist wirklich sehr schlecht, Äpfel zu essen. Es ist weit besser, Cyder daraus zu machen. Wir danken dir für deine Güte, daß du so weit herkömmst, uns die Dinge, die du von deiner Mutter gehört hast, zu erzählen. Zur Wiedervergeltung will ich dir auch einige, die wir von unsern Müttern gehört haben, mittheilen."

„Im Anfange ernährten sich unsre Väter nur vom Thierfleische, und, wenn ihre Jagd nicht glücklich war,

so mußten sie Hunger leiden. Zwei unsrer jungen Jäger, die ein Wild erlegt hatten, machten ein Feuer im Walde, um einen Theil davon zu braten. Als sie nun eben im Begriffe waren, ihren Hunger zu stillen, sahen sie ein schönes junges Mädchen aus den Wolken herabsteigen, und sich auf jenen kleinen Hügel, welchen du dort zwischen den blauen Bergen erblickst, niederlassen. Sie sagten zu einander: es ist ein Geist, der vielleicht unser kochendes Wildpret gerochen hat, und davon zu essen wünscht; laßt uns ihm was davon anbieten! Sie brachten dem Mädchen die Zunge; der Geschmack derselben behagte ihr, und sie sprach: „Eure Gefälligkeit soll belohnt werden. Kommt nach dreizehn Monaten wieder an diese Stelle, so sollt ihr Etwas finden, das zu eurem und eurer Kinder Unterhalte bis zu den spätesten Geschlechtern vom größten Nutzen seyn wird.“ Sie kamen, und fanden zu ihrem größten Erstaunen Pflanzen, die sie vorher nie gesehen hatten, die aber seit jener fernern Zeit, zu unserm größten Nutzen, beständig unter uns sind angebaut worden. Wo die rechte Hand des Mädchens die Erde berührt hatte, fanden sie indianisches Korn, wo die linke, fanden sie welsche Bohnen, und auf der Stelle, wo sie gesessen hatte, fanden sie Tabak.“

Der gute Prediger, der sich an diesem kindischen Mährchen schlecht erbaute, sagte: „Was ich euch vortrug, waren heilige Wahrheiten; was Ihr mir aber erzählt, sind lauter Fabeln, Erdichtungen und ungereimte Dinge.“ Der Indianer, den dieß verdroß, antwortete: „Mein Bruder, wie es scheint, haben deine Freunde dich bei deiner Erziehung vernachlässigt, und dich in den Regeln der allgemeinen Höflichkeit schlecht unterwiesen. Du sahest, daß wir, die wir diese Regeln verstehn und aus-

üben, alle deine Erzählungen glaubten; warum weigerst du dich also, die unsrigen zu glauben? *) "

*) Folgende wahre Anekdote enthält ein charakteristisches und komisches Beispiel von der Gewissenhaftigkeit der nord-amerikanischen Wilden, jede erzeigte Höflichkeit, selbst zu ihrem größten Schaden, zu erwiedern. Der englische Statthalter, Sir William Johnson, ließ sich, kurz nach seiner Ankunft in Amerika, verschiedene reiche und prächtige Kleider aus London kommen. Heinrich, das Oberhaupt der fünf Mohaker Nationen, war eben bei ihm, als er sie erhielt. Er bewunderte sie sehr, strich ihren Glanz und die Schönheit der Farben heraus, äußerte aber keinen Wunsch darnach. Jedoch nach einigen Tagen kam er zu Sir William, und erzählte, daß er einen Traum gehabt. Dieser erkundigte sich, worin er bestanden, und Heinrich versetzte: „Ich träumte, du machtest mir ein Geschenk mit einem der schönen Kleider, die du neulich aus deinem Lande, jenseits des großen Wassers, erhalten hast." Der Engländer merkte, wo er hinaus wollte, und ließ das prächtigste von jenen Kleidern, das von Scharlach und deßhalb den Augen eines Wilden besonders angenehm war, herbringen. Er schenkte es ihm, und Heinrich ging sehr vergnügt hinweg. Einige Zeit darauf begegnete Sir William seinem wilden Freunde, und redete ihn mit den Worten an: „Heinrich, ich habe diese Nacht auch einen Traum gehabt. — Der war? — Mir träumte, du schenktest mir jenen Strich Landes, den du dort jenseits des Mohaka siehst." Hier zeigte er ihm einen Raum von fünftausend Morgen, einen der reichsten und fruchtbarsten Plätze, die jener Strom benetzt. Heinrich machte keine Schwierigkeit, den Traum wahr zu machen; doch konnte er sich nicht enthalten, zu Sir William zu sagen: „Was geschehn ist, ist geschehn; aber mit dir träume ich nicht wieder. Deine Träume sind mir zu theuer." — Der erwähnte Strich Landes heißt noch jetzt: Sir Williams Traum.

Der Uebers.

Wenn Einige von ihnen in unsre Städte kommen, so versammelt sich unser Pöbel gemeiniglich um sie, gafft sie an, und stört sie, wenn sie allein seyn wollen. Dieses halten sie für große Ungeschliffenheit und Mangel an Unterricht in den Regeln der Höflichkeit und guten Lebensart. „Wir sind, sagen sie, eben so neugierig, als ihr, und sehen eben so gern nach euch, wenn ihr in unsre Orte kommt; allein dazu verstecken wir uns hinter Büschen, wo ihr vorbei müßt, und dringen euch niemals unsre Gesellschaft auf.“

Die Art, wie sie in ihren Dörfern bei einander einsprechen, hat gleichfalls ihre Regeln. Es wird reisenden Fremden als Unhöflichkeit angerechnet, geradezu in ein Dorf zu treten, ohne vorher ein Zeichen von ihrer Annäherung zu geben. So bald sie daher in die Hörweite eines Orts kommen, machen sie Halt, rufen Hollah! und warten, bis man sie einladet, einzusprechen. Gewöhnlich kommen zwei alte Männer heraus, und führen sie hinein. In jedem Dorfe gibt es eine ledige Wohnung, das Fremdenhaus genannt. Hierher bringt man die Reisenden, indeß die alten Männer von Hütte zu Hütte gehen, und den Einwohnern melden, daß Fremde gekommen sind, die wahrscheinlich müde und hungrig wären. Sogleich schickt ihnen Jeder, was er von Lebensmitteln und Häuten zum Nachtlager entbehren kann. Wenn der Fremde sich erfrischt hat, werden Pfeifen und Tabak gebracht, und nun erst, nicht eher, beginnt die Unterhaltung mit Fragen: wer sie sind? wohin sie denken? was es Neues gibt? u. s. w., und gewöhnlich endigt sie sich mit Anerbieten guter Dienste, und Erkundigungen, ob die Fremden einen Wegweiser, oder sonst Etwas zur Fortsetzung ihrer Reise nöthig haben. Für die Bewirthung wird nicht das Mindeste gefordert.

Gleiche Gastfreiheit, die sie überhaupt als eine Hauptugend betrachten, üben einzelne Personen aus. Konrad Weiser, unser Dollmetscher, erzählte mir folgendes Beispiel. Er war unter den Sechs Nationen naturalisirt, und war der Mohaka-Sprache vollkommen mächtig. Bei einer Reise, die er durch das Gebiet der Indianer that, dem Rathe von Onandaga ein Schreiben von unserm Statthalter zu überbringen, meldete er sich vor dem Wohnplatze Canassetego's, eines alten Bekannten, der ihn auf das Freundschaftlichste empfieng, ihn umarmte, Felle zum Sitz für ihn ausbreitete, ihm gekochte Bohnen und Wildpret vorsetzte, und zu seinem Trank Rum mit Wasser vermischte. Nachdem er gegessen, getrunken, sich vollkommen erfrischt und seine Pfeife angezündet hatte, fieng Canassetego eine Unterredung mit ihm an, erkundigte sich: wie es ihm seit den langen Jahren, da sie sich nicht gesehn, ergangen? woher er jetzt komme, was der Zweck seiner Reise sey? u. s. w. Konrad beantwortete alle seine Fragen, und da die Unterredung etwas ermattete, so suchte der Indianer sie wieder zu heben. „Konrad, sagte er, du hast lange unter den weißen Leuten gelebt, und mußt Etwas von ihren Sitten wissen. Ich war oft in Albany *), und habe da bemerkt, daß sie immer den siebenten Tag ihre Läden verschließen und sich alle in dem großen Hause versammlen. Sage mir, wozu das? Was machen sie dort?" „Sie kommen da zusammen, erwiederte Konrad, was Gutes zu hören und zu lernen." „Ich zweifle nicht, versetzte der Indianer, daß sie das für dich sagen; sie haben mir eben das gesagt: aber ich zweifle sehr, daß sie die Wahrheit reden, und ich will dir

*) In New-York, die Hauptniederlage des Pelzwerks.

meine Gründe sagen. Neulich ging ich nach Albany, mein Pelzwerk zu verkaufen, und Weißzeug, Messer, Pulver, Rum, u. dgl. einzuhandeln. Du weißt, daß ich gewöhnlich meinen Handel mit Hans Hanson machte; doch hatte ich fast Lust, es dieses Mal mit einigen andern Kaufleuten zu versuchen. Doch ging ich erst zu Hanson und fragte, was er für die Biber geben wolle? Er sagte, „er könne nicht mehr, als vier Schillinge für das Pfund geben: doch, fuhr er fort, jetzt kann ich nicht weiter von Geschäften sprechen. Heute ist der Tag, wo wir zusammen kommen, was Gutes zu lernen, und ich gehe gleich in die Versammlung." Du kannst also heute doch keine Geschäfte machen; dacht' ich, so willst du mit in die Versammlung gehn — und ich ging mit. Da stand ein schwarzer Mann auf, und fieng an sehr hitzig zu den Leuten zu reden. Ich verstand nicht, was er sagte; da ich aber bemerkte, daß er oft auf mich und Hanson sah, so vermuthete ich, er sey böse, weil ich hier wäre. Ich ging also hinaus, setzte mich ohnweit dem Hause nieder, und wartete, bis die Versammlung aufbrechen würde. Es war mir auch, als hätte der Mann Etwas von Bibern gesagt, und ich vermuthete, daß sie deßwegen zusammenkämen. Wie sie nun heraustraten, ging ich meinen Kaufmann an. „Nun, Hans, sagte ich, ich hoffe, du wirst dich entschlossen haben, mehr als vier Schillinge für das Pfund zu geben?" — Nein, sagte er, ich kann nicht so viel geben; ich kann nicht mehr, als drei und einen halben Schilling geben. — Ich sprach nun mit andern Kaufleuten; aber die pfiffen alle ein Stückchen: Drei und einen halben Schilling; drei und einen halben Schilling! Nun sah' ich deutlich, daß mein Verdacht gegründet war, und daß, so viel sie auch versichern mögen, sie kämen zusammen, was Gu-

tes zu lernen, ihre wahre Absicht doch die sey, sich zu beredern, wie sie die Indianer im Biberhandel betrügen wollen. Ueberlege nur ein Wenig, Konrad, und du wirst mir Recht geben. Wenn sie so oft zusammenkämen, um was Gutes zu lernen, so hätten sie nothwendig bis jetzt Etwas lernen müssen; aber sie sind noch ganz unwissend. Du kennst unsre Gewohnheit. Wenn ein weißer Mann, auf der Reise durch unser Land, in eine von unsern Hütten tritt, so behandeln wir ihn Alle, wie ich dich: wir trocknen ihn, wenn er naß ist; wir wärmen ihn, wenn er friert; geben ihm zu essen und zu trinken, daß er seinen Hunger und Durst stille; wir breiten ihm sanfte Felle unter, daß er darauf ruhen und schlafen kann, und verlangen dafür keine Bezahlung *). Geh' ich aber in Albany in das Haus eines weißen Mannes, und fordere zu essen und zu trinken; so fragen sie: „Wo ist dein Geld?" und wenn ich keins habe, so sagen sie: „Pack dich hinaus, du wilder Hund!" Du siehst, sie verstehn nicht einmal den allerersten Anfang von dem, was Gut ist, und was wir nicht erst in Versammlungen zu lernen

*) Es ist merkwürdig, daß die Gastfreiheit in allen Jahrhunderten und Ländern für die eigenthümliche Tugend derer gegolten hat, die die civilisirten Nationen Barbaren zu nennen belieben. Die Scythen standen deßhalb bei den Griechen in großem Rufe. Die Sarazenen besaßen sie in einem hohen Grade, und noch heutiges Tages ist sie die herrschende Tugend bei den wilden Arabern. Auch der heilige Paulus sagt in der Beschreibung seiner Reise und seines Schiffbruchs an der Insel Melita: „die Barbaren aber erzeigten uns nicht geringe Freundschaft, zündeten ein Feuer an, und nahmen uns Alle auf, um des Regens, der über uns kommen war, und um der Kälte willen." —

brauchen, weil wir es schon, als Kinder, von unsern Müttern lernten. Darum ist es ganz unmöglich, daß ihre Zusammenkünfte die angebliche Absicht, oder eine solche Wirkung haben sollten; nein, sie bereden sich darin bloß, wie sie die Indianer im Biberhandel betrügen wollen."

37.

Nachricht von dem höchsten Gerichtshofe in Pensylvanien, nämlich:

dem Gericht der Presse *).

Macht dieses Gerichts. Es kann Klagen aller Art, gegen alle Personen und Stände der Staatsbürger, and selbst gegen alle niedere Gerichte annehmen.

*) Court of the Press. Einiger wenigen Leser wegen, dürfte es vielleicht nicht ganz unnöthig seyn, zu erinnern, daß dieser angebliche Gerichtshof, wenigstens der Form nach, erdichtet, das Ganze Ironie, die Satyre aber nicht gegen die Preßfreiheit überhaupt, unter deren eifrigste Vertheidiger Franklin selbst gehörte, sondern nur gegen eine gänzlich unbedingte Preßfreiheit gerichtet sey, bei welcher Verfasser, Verleger und Drucker in keinem Falle verantwortlich und bestraft werden, wenn sie sich auch schon der gröbsten und schändlichsten Vergehungen gegen die Wahrheit, den guten Namen der Vorsteher und Bürger des Staats, u. s. w. schuldig machen sollten.

Der Uebers.

und bekannt machen; es kann nicht allein einzelne Privat-Personen, sondern ganze öffentliche Gesellschaften, ꝛc. mit oder ohne vorgängige Untersuchung und Verhör, nach seinem Gutdünken, richten, verurtheilen und ehrlos machen.

Zu wessen Vortheil und Nutzen dieses Gericht eingesetzet worden. Zum Vortheile Eines Bürgers unter fünfhunderten, der durch Erziehung, oder Übung so nothdürftig orthographisch und grammatisch schreiben gelernt, daß sein Geschreibe sich an das Tageslicht wagen darf, oder der auch nur eine Presse und einige Lettern besitzt. Dieser fünfhundertste Theil der Bürger hat das Privilegium, die andern vierhundert und neun und neunzig Theile nach seinem Gefallen zu verklagen und zu lästern; auch kann er andern seine Presse und seine Feder zu diesem Zwecke vermiethen.

Verfahren dieses Gerichts. Keine von den Regeln der gewöhnlichen Gerichtshöfe findet bei ihm Statt. Dem Verklagten wird keine große Jury verstattet, die Zulässigkeit der Klage zu beurtheilen, ehe sie öffentlich angestellt wird; eben so wenig erfährt er den Namen des Anklägers, oder darf hoffen, daß die Zeugen gegen ihn confrontirt würden; denn sie werden genau so, wie bei der spanischen Inquisition, im Dunkeln gehalten. Noch minder ist hier von einer kleinen Jury von Personen seines-Gleichen die Rede, die Wahrheit der Klage zu entscheiden. Überdieß ist das Verfahren oft so schnell, daß ein guter, ehrlicher Bürger sich ganz plötzlich und unerwartet angeklagt, und an Einem Morgen gerichtet, verdammt und für einen Schurken und Spitzbuben erklärt sehen kann. So bald

hingegen irgend einem Beamten dieses Gerichts, wegen irgend eines Vergehens in seinem Amte, der geringste Vorwurf gemacht wird, so beruft er sich sogleich auf die Rechte eines freien Bürgers, die ihm, vermöge der Verfassung, zukommen, verlangt seinen Ankläger zu wissen, die Zeugen confrontirt zu haben, und regelmäßig von einer Jury aus seines Gleichen gerichtet zu werden.

Grund seiner Gewalt. Sie soll sich auf einen Artikel der Constitution des Staats gründen, der die Freiheit der Presse einführte; eine Freiheit für die jeder Pensylvanier streiten und sterben würde, ob ich gleich glaube, daß Wenige von uns deutliche Begriffe von ihrem Wesen und ihrer Ausdehnung haben. Wirklich scheint sie einige Ähnlichkeit mit jener Preßfreiheit zu haben, die das gemeine englische Recht den Missethätern vor der Überführung verstattet, daß sie nämlich wählen können, ob sie gehängt, oder zu Tode gepreßt seyn wollen. Versteht man unter Preßfreiheit nichts, als die Freiheit, die Güte öffentlicher Maaßregeln und politischer Meinungen zu prüfen; o, dann laßt uns ihrer so viel haben, als ihr wollt! Allein, wenn sie so viel bedeuten soll, als Freiheit, daß Einer den Andern lästern, verläumden und schmähen dürfe, so gestehe ich für meinen Theil, daß ich sehr bereit bin, meinen Antheil an dieser Freiheit aufzugeben, sobald es unsern Gesetzgebern gefallen wird, das Gesetz abzuändern; und ich will herzlich gern meine Freiheit, Andere zu mißhandeln, gegen das Privilegium vertauschen, selbst nicht gemißhandelt zu werden.

Von wem dieses Gericht eingesetzt und bevollmächtigt worden. Dieß ist nicht durch

irgend einen Ausschuß der höchsten ausübenden Gewalt geschehen, der zuvor die Geschicklichkeit, Rechtschaffenheit, Kenntnisse, ꝛc. der Personen prüfte, denen das wichtige Geschäfte zukömmt, über den Charakter und den guten Namen der Staatsbürger zu urtheilen: denn dieses Gericht ist noch über jener höchsten Gewalt, die es nach seinem Belieben anklagen, richten und verdammen kann. Auch ist es nicht erblich, wie das Ober-Appellations-Gericht *) unter den englischen Peers: sondern Jedermann, der sich Dinte, Feder und Papier, mit einer Presse, einigen Lettern und ein Paar großen Druckerballen anschaffen kann, erhält dadurch die Befugniß, sich selbst unbedingte Vollmacht zu ertheilen, und sein Gericht besteht sogleich und unmittelbar im vollen Besitze und Ausübung seiner Rechte. Denn, wenn du dir nur die geringste Klage über das Betragen des Richters erlaubst, so streicht er dir, wo er dich antrifft, die Druckerballen in's Gesicht, und, indem er deinen ehrlichen Namen zerreißt, schwärzt er dich zugleich bei dem Publicum, als einen Feind der Preßfreiheit, an.

Von der natürlichen Stütze dieses Gerichts. Seine Stützen liegen in der Verderbtheit solcher Gemüther, die noch nicht durch Religion geläutert, oder durch gute Erziehung gebessert worden. Denn, wie der Dichter sagt: „Es liegt ein Hang im Menschen, den kein Zauber zähmen kann, seines Nachbars Schande laut zu verkündigen" und daher „verewigen sich Ärgernisse und verbreiten sich auf Adlerschwingen, indeß edle Thaten, kaum geboren, schon sterben und vergessen werden." Wem es Verdruß macht, Gutes von seinem Nachbar zu

*) Court of dernier resort.

hören, der wird am Gegentheile Vergnügen finden, und in jeder großen Stadt gibt es Leute genug, die, ohne Hoffnung, sich durch ihre Tugenden emporzuschwingen, nichts glücklicher machen kann, als andere in Eine Tiefe mit sich herabgestoßen zu sehen, und die durch ihr baares Geld einen, oder mehrere dieser Gerichtshöfe erhalten. Ein scharfsinniger Beobachter sagte einst, wenn man an einem Morgen, wo es glatteise, durch die Straßen gehe, so könnte man aus der Asche, die vor den Thüren auf das Eis gestäut wäre, sehen, wo gute Leute wohnten. Wahrscheinlich würde er aus manchen Subscribenten-Listen eine ganz verschiedene Folgerung für den Charakter solcher Leser gezogen haben.

Über die besten zu treffenden Maaßregeln gegen den Mißbrauch der Gewalt in solchen Gerichten. Bis jetzt fehlt es noch ganz daran. Seitdem aber über die Bundes-Constitution so viel geschrieben und gedruckt, und die Nothwendigkeit der Gegengewichte in allen Theilen einer guten Regierung so deutlich und gelehrt erwiesen worden, ist mir gleichfalls ein Licht aufgegangen, und ich vermuthe, daß auch in diesem Puncte ein Gegengewicht nicht überflüßig seyn dürfe: nur wollte mir lange keins einfallen, das man nicht als eine Kränkung der heiligen Preßfreiheit verschreien könnte. Endlich glaube ich doch eins gefunden zu haben, das die allgemeine Freiheit, statt sie zu beschränken, vielmehr erweitern soll, und schlage daher vor, dem Volke ein Recht wiederzugeben, das ihm lange durch unsere Gesetze vorenthalten worden ist, ich meine das Faustrecht. In dem rohen Zustande der Gesellschaft, eh' man noch etwas von Gesetzen wußte, konnte, wenn Einer dem Andern bösen Leumund machte, der beleidigte Theil es durch einen Schlag hinter

die Ohren wett machen, und wenn das nicht half, einen guten Prügel zu Hülfe nehmen, ohne dadurch wider irgend ein Gesetz zu verstoßen: jetzt aber untersagt man ihm das Recht der Selbsthülfe und bestraft dieselbe, als Friedensstörung, indeß das Recht der Verläumdung in voller Kraft geblieben zu seyn scheint; denn die dagegen gegebenen Gesetze werden durch die Preßfreiheit unwirksam gemacht. Mein Vorschlag wäre demnach, die Preßfreiheit unangetastet zu lassen, und ihre fernere Ausübung in voller Maaße, Umfang und Kraft zu gestatten, zugleich aber mit ihr die Freiheit der Faust pari passu gehn zu lassen. So, meine lieben Mitbürger, könnt ihr, wenn ein unverschämter Scribent euern guten Ruf, der euch vielleicht werther ist, als euer Leben, antastet, und seinen Namen unter sein Geschreibe setzt, eben so öffentlich zu ihm hingehen und ihm den Hals brechen. Versteckt er sich dagegen hinter den Drucker, und ihr könnt gleichwohl herauskriegen, wer er ist, so könnt ihr ihm auf ähnliche Weise des Nachts auflauern, von hintenzu angreifen und einen derben Hieb versetzen. Miethet euer Gegner bessere Schriftsteller, als er selbst ist, euch desto nachdrücklicher zu mißhandeln, so dürft auch ihr vierschrötige Lastträger miethen, und euch von ihnen helfen lassen, ihn desto nachdrücklicher auszuprügeln. So weit geht mein Projekt, insofern die Sache Privat-Beleidigung und Wiedervergeltung betrifft. Sollte aber das Publicum (wie es allerdings sollte) durch das Betragen solcher Scribler sich beleidigt finden, so würde ich nicht vorschlagen, sogleich zu solchen harten Mitteln zu schreiten, sondern meine Meinung wäre, wir begnügten uns, sie mit Theer anzustreichen, in Federn umzuwenden, und sodann auf einer Bettdecke zu prellen.

Sollte man aber doch von meinem Vorschlage eine Störung der öffentlichen Ruhe fürchten, so möchte ich es unsern Gesetzgebern, in aller Demuth, an das Herz legen, beide Arten von Freiheit, die der Presse und die der Faust, in Überlegung zu nehmen, durch ein deutliches Gesetz ihre Ausdehnung und Gränzen zu bestimmen, und mit eben dem Eifer, als sie die Bürger des Staats gegen persönliche Anfälle schützen, auch auf die Sicherheit ihres guten Namens bedacht zu seyn.

38.

Gesetze eines Philadelphischen Clubs.

Jedes Mitglied verpflichtet sich, vor jeder Zusammenkunft, folgende Fragen durchzulesen, und sie, so viel Zeit und Umstände erlauben, der Gesellschaft zu beantworten:

„Ist dir in dem Buche, das du zuletzt gelesen, etwas Merkwürdiges, der Mittheilung Werthes, vorgekommen? Besonders etwas, das auf Geschichte, Moral, Poesie, Naturkunde, Statistik, mechanische Künste und ähnliche Theile der Gelehrsamkeit Bezug hat.“

„Hast du vielleicht vor Kurzem eine Geschichte gehört, deren Erzählung der Gesellschaft Vergnügen machen könnte?“

„Hat irgend ein Bürger neulich in seinen Verrichtungen Fehler begangen, und was war, den erhaltenen Nachrichten zu Folge, die Ursache davon?“

„Hast du nicht gehört, ob irgend ein Bürger Glück gemacht, und auf welche Weise?“

„Hast du nicht in diesen Tagen erfahren, wie ein anjetzt reicher Mann, hier oder auswärts, zu seinem Reichthume gekommen?“

„Kennst du nicht Jemand, der ohnlängst eine edle That, die Lob und Nachahmung verdient, verrichtet — oder einen Fehler begangen hat, der zur Warnung und als Wink zur Vorsicht dienen kann?“

„Was hast du neulich für unglückliche Folgen von Unmäßigkeit, Unvorsichtigkeit, Hitze, oder sonst einem Laster oder einer Thorheit bemerkt, oder gehört?“

„Was für glückliche Wirkungen der Nüchternheit, Klugheit, Mäßigung oder irgend einer andern Tugend?“

„Bist du, oder ist einer deiner Bekannten neulich krank, oder verwundet gewesen? Was für Mittel wurden gebraucht, und mit welchem Erfolge?“

„Kennst du Leute, die, im Nothfalle, als hurtige und sichere Boten zu empfehlen sind?“

„Fällt dir Etwas ein, wodurch die Gesellschaft dem menschlichen Geschlechte, ihrem Vaterlande, ihren Freunden, oder sich selbst einen Vortheil verschaffen könnte?“

„Hast du Etwas von einem verdienten Ausländer gehört, der seit der letzten Versammlung in der Stadt angekommen? Was hast du von seinem Charakter und Verdiensten vernommen, oder selbst bemerkt? Wäre die Gesellschaft wohl im Stande, ihm Gefälligkeiten zu erzeigen, oder ihn, nach Verdienste, aufzumuntern?“

„Kennst du irgend einen jungen, geschickten Anfänger, der sich ohnlängst etablirt hat, und den die Gesellschaft auf irgend eine Weise unterstützen könnte?“

„Hast du neulich einen Mangel in den Gesetzen des Vaterlandes bemerkt, dessen Abstellung von der gesetzgebenden Macht zu erbitten rathsam wäre? oder kennst du irgend ein heilsames Gesetz, das noch fehlt?“

„Hast du neulich Eingriffe in die gegründeten Rechte des Volks bemerkt?“

„Hat Jemand deinen guten Namen angegriffen, und was kann die Gesellschaft zur Rettung der Sicherheit desselben thun?“

„Gibt es irgend einen Mann, dessen Freundschaft du suchst, und ist die Gesellschaft, oder ein Glied derselben im Stande, sie dir zu verschaffen?“

„Hast du neulich den Charakter eines Mitglieds angreifen hören, und wie hast du ihn vertheidigt?“

„Hat dich irgend Jemand beeinträchtigt, und kann die Gesellschaft dir Genugthuung verschaffen?“

„In wie fern kann die Gesellschaft, oder ein Glied derselben, dir zu irgend einer löblichen Absicht beförderlich seyn? "

„Hast du irgend ein wichtiges Geschäfte unter der Hand, zu welchem der gute Rath der Gesellschaft dir dienlich seyn könnte? "

„Was für Gefälligkeiten sind dir neulich von einem hier nicht Anwesenden erzeigt worden? "

„Bist du neulich auf irgend eine Schwierigkeit in Dingen gestoßen, die sich auf Meinungen, auf Recht und Unrecht beziehen, und die du auseinandergesetzt zu sehn wünschtest? "

„Findest du in der jetzigen Verfassung und dem Verfahren der Gesellschaft etwas Fehlerhaftes, das verbessert werden könnte? " —

Jedes Glied muß bei der Aufnahme in die Gesellschaft folgende Fragen, stehend, die Hand auf der Brust, beantworten:

„Haben Sie irgend eine besondere Abneigung gegen eines der jetzigen Mitglieder? " — Antwort: Nein!

„Können Sie mit Wahrheit sagen, daß Sie das Menschengeschlecht überhaupt lieben, und keinen Menschen, seiner Religion oder seines Gewerbes wegen, hassen oder verachten? " — Antwort: Ja!

„Glauben Sie, man müsse oder dürfe Jemand, bloß speculativer Meinungen oder der Art seines äußern

Gottesdienstes wegen, an seinem Körper, gutem Namen oder Vermögen kränken?" — Antwort: Nein!

„Lieben Sie die Wahrheit um ihrer selbst willen, und wollen Sie sich bestreben, sie unpartheiisch zu suchen, anzunehmen, und auch Andern mitzutheilen?" — Antwort: Ja!

39.

Vergleichung des Betragens der alten Juden und der Anti-Föderalisten in den vereinten Staaten von Amerika.

Ein eifriger Verfechter der vorgeschlagenen Bundes-Constitution behauptete in einer gewissen öffentlichen Versammlung: „der größte Theil der Menschen habe solch einen Widerwillen gegen eine gute Regierung, daß, glaube er, selbst ein Engel, der eine zu unserm Besten entworfene Constitution vom Himmel herabbrächte, den heftigsten Widerspruch finden würde. — Man tadelte ihn wegen dieser übertriebenen Äußerung, wie man sie nannte, und er vertheidigte sie nicht weiter. — Wahrscheinlich fiel ihm nicht gleich ein, daß ein Versuch der Art wirklich statt gefunden, und daß der Erfolg davon, in der glaubwürdigsten aller Geschichten, der heiligen Schrift, aufbewahrt worden. Mich dünkt, er hätte sonst mit Fug seine Meinung auf diese unwiderlegbare Autorität stützen können.

Dem höchsten Wesen hatte es gefallen, eine einzelne Familie, unter seiner ganz besondern Obhut und Vorsorge, zu einem großen Volke zu erziehen. Sein Diener Moses mußte sie durch eine Menge Wunder aus der Knechtschaft befreien; Jehovah selbst gab, in eigner Person, diesem seinem erwählten Knechte, im Beiseyn der ganzen Nation, eine Constitution und einen Gesetz-Codex für sie, und begleitete und sanctionirte dieselben durch Verheissung großer Belohnungen und Androhen strenger Strafen, als Folgen ihres Gehorsams oder Ungehorsams.

Diese Constitution konnte, obgleich Gott selbst an ihrer Spitze stehen wollte, (weßhalb sie auch von politischen Schriftstellern Theokratie genannt wird), doch nur mittelbar durch seine Diener ausgeübt werden. Aaron und seine Söhne wurden daher, nebst Moses, als das erste Ministerium dieser neuen Regierung eingesetzt.

Man hätte denken sollen, die Anstellung dieser Männer, die sich bei der Gründung der Freiheit ihrer Nation so hervorgethan, und durch ihre öffentliche Widersetzlichkeit gegen den Willen eines mächtigen Monarchen, der die Nation gern in der Sklaverei erhalten mochte, ihr Leben gewagt hatten, müsse einem dankbaren Volke höchst angenehm gewesen seyn, und eine Constitution, die Gott selbst verfaßt, müsse daher eine allgemein günstige Aufnahme gefunden haben. Allein, in jedem der dreizehn Stämme gab es einige mißvergnügte, unruhige Geister, die dem Volke beständig, und zwar aus verschiedenen Gründen, anlagen, die vorgeschlagene neue Verfassung zu verwerfen.

Viele hatten noch immer eine Neigung zu Ägypten, dem Lande ihrer Geburt, und so oft diese, wenn gleich,

vermöge einer natürlichen und unvermeidlichen Folge ihrer veränderten Lage, irgend eine Beschwerde, oder Ungemach zu dulden hatten, schrieen sie gleich gegen ihre Führer, als Urheber ihrer Leiden, und wollten nicht allein nach Ägypten zurückkehren, sondern ihre Befreier selbst steinigen *). Diejenigen, die am Götzendienste hingen, konnten die Zerstörung ihres goldnen Kalbes nicht verschmerzen. Viele von den Höhern glaubten, die neue Verfassung müsse ihrem besondern Interesse nachtheilig werden, die Famitien und Freunde von Moses und Aaron würden die einträglichsten Stellen an sich reißen, und andere von gleich edler Geburt ausschließen **). Aus dem Josephus und dem Talmud erfahren wir einige besondere Umstände, die in der Bibel nicht so ausführlich erzählt sind. Wir lernen dort: „daß Corah nach dem Priesterthume strebte, und es sehr hoch empfand, als es dem Aaron, und zwar, wie er sagte, bloß durch Moses Autorität, ohne die Einwilligung des Volks, übertragen ward. Er beschuldigte Moses, durch verschiedene Kunstgriffe die Regierung betrüglicherweise erhalten und das Volk seiner Freiheiten beraubt zu haben. Moses, behauptete er, suche gemeinschaftlich mit Aaron die Tyrannei in seiner Familie erblich zu machen. Ob nun gleich Corah im Grunde nichts suchte, als Aaron auszustechen, so beredete er doch das Volk, sein Augenmerk sey allein das gemeine Beste, und so fieng es an, durch seine Ein-

*) Viertes Buch Moses, 14. Cap.

**) Ebendaselbst, 16. Cap. 3. V.: „Und sie versammelten sich wider Mosen und Aaron, und sprachen zu ihnen: Ihr macht's zu viel; denn die ganze Gemeine ist überall heilig, und der Herr ist unter ihnen; warum erhebt ihr euch über die Gemeine des Herrn?"

gebungen bewegt, zu schreien: „Laßt uns die gemeinsamen Freiheiten unserer einzelnen Stämme erhalten! Wir haben uns selbst aus der Knechtschaft der Ägypter befreit, und sollten uns nun gutwillig von Moses zu Sklaven machen lassen? Müssen wir einen Herrn haben, so thun wir besser, wir kehren zu Pharao zurück, der uns wenigstens mit Brod und Zwiebeln speiste, als daß wir diesem neuen Tyrannen dienen, der uns durch seine Tollkühnheit in Hungersnoth gebracht hat.“ Nun fiengen sie an, die Wahrheit seines Umgangs mit Gott zu bezweifeln, und stützten sich dabei auf das Geheimnißreiche dieser Zusammenkünfte, auf den Umstand, daß Niemand aus dem Volke bei diesen Gesprächen zugegen seyn, oder sich nur der Stelle nähern dürfe, als auf große Gründe zum Verdachte. — Ferner gaben sie Moses Geldunterschleif Schuld; er habe die goldnen Löffel und die silbernen Schüsseln, die die Fürsten Israels bei der Einweihung des Altars geopfert *), so wie die goldnen Opfer des gemeinen Volks **) und den größten Theil der Kopfsteuer heimlich durchgebracht ***). Aaron beschuldigten sie, viel von dem Golde eingesteckt zu haben, das er vorgeblich zu dem gegossenen Kalbe gebraucht. Außerdem warfen sie Moses seinen Ehrgeiz vor. Zur Befriedigung dieser Leidenschaft, sagten sie, habe er das Volk betrogen, indem er versprochen, sie in ein Land zu führen, wo Milch und Honig fließe, statt dessen habe er sie aus einem solchen Lande geführt, und er küm-

*) Viertes Buch Moses, 7. Cap.

**) Zweites Buch Moses, 35. Cap. 22. V.

***) Viertes Buch Moses, 3. Cap. und Zweites Buch Moses, 30. Cap.

mere sich wenig um all' ihr Ungemach, wenn er sich nur selbst zu einem unbeschränkten Fürsten machen könne *). Um diese neue Würde mit Glanz in seiner Familie zu erhalten, folge nun auf die besondere Kopfsteuer, die schon erhoben und dem Aaron eingehändigt worden **), eine allgemeine ***), die wahrlich von Zeit zu Zeit steigen werde, wenn man ihm verstatte, unter dem Vorwande neu erhaltener Offenbarungen des göttlichen Willens, so lange neue Gesetze einzuführen, bis diese Aristokratie ihr ganzes Eigenthum verschlungen haben werde."

Moses läugnete die Beschuldigung des Geldunterschleifs, und seine Ankläger hatten keine Beweise vorzubringen; obgleich Thatsachen, wenn sie wahr sind, ihrer Natur nach des Beweises fähig sind. „Ich habe, sagte er mit heiligem Bewußtseyn in Gottes Gegenwart, nicht einen Esel von ihnen genommen, und habe nie Einem von ihnen ein Leid gethan." Seine Feinde hatten indeß, und zwar mit einigem Erfolge, die Klage bei'm Pöbel angestellt; denn keine Beschuldigung wird leichter vorgebracht und findet bei Gaunern leichter Glauben, als die Beschuldigung der Gaunerei.

Kurz, nicht weniger, als zwei hundert und funfzig, „der Vornehmsten in der Gemeine, Rathsherren und

*) Viertes Buch Moses, Cap. 16. V. 13.: „Ist's zu wenig, daß du uns aus dem Lande geführt hast, da Milch und Honig innen fleußt, daß du uns tödtest in der Wüsten, du mußt auch noch über uns herrschen?"

**) Ebendaselbst, Cap. 3.

***) Zweites Buch Moses, Cap. 30.

ansehnliche Leute" *) stellten sich an die Spitze des Pöbels, und reizten ihn so, daß er endlich voll Wuth und Erbitterung ausrief: „Steinigt sie, steinigt sie, und sichert dadurch unsre Freiheiten! Laßt uns andere Anführer wählen, daß sie uns nach Ägypten zurückführen, wenn es uns nicht gelingt, die Cananiter zu bezwingen." —

Aus alle dem erhellt, daß die Israeliten ein auf seine jüngst erst erlangte Freiheit eifersüchtiges Volk waren. Diese Eifersucht war an sich kein Fehler; allein da sie dieselbe von arglistigen Menschen, die, unter dem Vorwande des allgemeinen Besten, in der That nichts, als ihren eignen Vortheil vor Augen hatten, mißbrauchen ließen, so wurden sie verleitet, sich der Einführung der neuen Constitution zu widersetzen, wodurch sie sich viel Ungemach und Unglück zuzogen. Ferner sieht man aus jener unschätzbaren Urkunde, daß nach langen Jahrhunderten, als diese Constitution alt geworden war, viele Mißbräuche sich eingeschlichen hatten, und eine Verbesserung derselben in Vorschlag kam, der Pöbel sich eben so benahm, wie das erste Mal. So wie sie Mosen des Ehrgeizes, sich zum Fürsten machen zu wollen, beschuldigt und geschrieen hatten: Steinigt ihn, steinigt ihn! so lästerten sie jetzt, von ihren Hohenpriestern und Schriftgelehrten aufgewiegelt, den Messias, er strebe darnach, König der Juden zu werden, und schrieen: Kreuzige ihn! kreuzige ihn! Aus diesem Allen können wir schließen, daß die Widersetzlichkeit des Volks gegen eine öffentliche Maaßregel kein Beweis für ihre Verwerflichkeit sey, selbst dann nicht, wenn Männer von

*) Viertes Buch Moses, Cap. 16.

Ansehn die ersten Urheber der Opposition sind, und an der Spitze derselben stehn. Doch, eh' ich schließe, bitte ich, mich recht zu verstehen. Ich folgere nicht so: unser General-Convent muß, als er die neue Bundes-Constitution verfertigte, einer besondern göttlichen Offenbarung genossen haben; denn diese Constitution hat heftigen und unvernünftigen Widerspruch gefunden: — ich muß nur gestehn, daß mein Glaube an eine allgemeine Weltregierung durch die Vorsehung zu groß ist, um mich zu überreden, eine Angelegenheit von solcher Wichtigkeit für die Wohlfahrt von Millionen jetzt lebender und künftig existirender Menschen einer großen Nation, könne so gänzlich zu Stande gebracht und abgeschlossen worden seyn, ohne daß jener allmächtige, allgegenwärtige und allgütige Vater, in dem alle niedern Geister leben, weben und sind, sie einigermaaßen seines nähern Einflusses, seiner Leitung und Anordnung, gewürdigt haben sollte.

40.

Rede bei'm Schlusse der allgemeinen Staatenversammlung *).

Herr Präsident! Ich gestehe, daß ich die gegenwärtige Constitution nicht ganz billige; doch wage ich nicht, zu behaupten, ich werde sie nie billigen: denn da

*) Die Amerikaner genossen nach dem Feiedensschlusse, der ihnen die Unabhängigkeit sicherte, nicht sogleich alle die erwarteten Vortheile derselben. Der Credit meh-

ich lange gelebt habe, so ist mir oft der Fall vorgekommen, daß bessere Erkundigung, oder reiferes Nachdenken mich nöthigen, selbst über wichtige Gegenstände, die ich Anfangs für recht hielt, nachher aber nicht so fand, meine Meinung zu ändern. Je älter ich daher werde, desto mißtrauischer werde ich gegen mein eignes Urtheil, und destomehr achte ich die Einsicht Anderer.

Die meisten Menschen, so wie die meisten Religionssekten, glauben, sie wären allein im Besitze der Wahrheit, und andere irrten in allen den Puncten, worin sie von ihnen abweichen. Steel, ein Protestant, sagt in einer Zueignungsschrift an den Pabst: „der einzige Unterschied unserer beiden Kirchen, in Rücksicht auf die Gewißheit ihrer Lehren, besteht darin, daß die römische Kirche unfehlbar ist, und die englische sich niemals irrt.“ Die meisten Menschen halten sich selbst für eben so unfehlbar, als ihre Sekte; nur äußern es wenige so naiv, als jene junge Dame in Paris, die bei einem kleinen Streite mit ihrer Schwester sagte: „Ich weiß nicht, wie es zugeht, Schwester, aber ich kenne Niemand, der immer

rerer Staaten war ungemein gesunken: andere wurden von den Ränken streitender Factionen zerrissen; die Regierung war ohne Kraft und Würde; ihr Handel war in sehr enge Gränzen eingeschränkt, und ihre meisten Kaufleute vom Bankerutt nicht weit entfernt. In dieser Lage der Dinge hielt man es für nöthig, einen General-Convent zusammenzurufen, um eine wirksame Constitution zu bilden. Dieser Convent versammelte sich demnach 1788 zu Philadelphia; Franklin erschien in demselben als Stellvertreter der Provinz Pensylvanien, und hielt am Schlusse seiner Berathschlagungen und nachdem die neue Verfassung decretirt war, nachstehende Rede.

Recht hat, als mich." („Il n'y a que moi, qui a toujours raison.")

Bei jener Überzeugung, Herr Präsident, nehme ich diese Constitution, mit allen ihren Fehlern, wenn sie deren hat, an; denn ich glaube, daß uns eine gemeinschaftliche Regierung unentbehrlich, und daß jede Regierungsform, wenn sie gut verwaltet wird, gut ist; auch bin ich der Meinung, daß die unsrige leicht eine Reihe von Jahren hindurch gut verwaltet werden, und so wie andere ähnliche Verfassungen, nur dann in Despotismus ausarten kann, wenn das Volk so verderbt seyn wird, daß es ohne einen Despoten nicht länger bestehen kann. Überdieß zweifle ich, daß irgend eine andere Versammlung, die wir wählen könnten, im Stande wäre, eine bessere Constitution zu machen. Denn, so oft sich eine Anzahl von Menschen versammelt, die Vortheile ihrer vereinigten Einsichten zu benutzen, so versammeln sich ganz unvermeidlich mit ihnen auch alle ihre Vorurtheile, ihre Leidenschaften, ihre Irrthümer, ihr Local-Interesse und ihre eigennützigen Absichten. Wie dürfte man von solch einer Versammlung etwas Vollkommnes erwarten? Ich bewundere vielmehr, daß unser System sich der Vollkommenheit so sehr naht, als wirklich der Fall ist, und ich denke, auch unsre Feinde sollen sich wundern, die mit Zuversicht zu hören hofften, unsere Berathschlagungen würden ein Ende nehmen, wie die über den Bau des babylonischen Thurms, die da wähnten, unsere Staaten wären im Begriffe sich zu trennen, und nie wieder zu nähern, als in der Absicht, einander den Dolch in's Herz zu stoßen.

So gebe ich denn dieser Constitution meine Stimme, weil ich keine bessere erwarte, und weil ich nicht gewiß

weiß, ob sie nicht wirklich die beste ist? Mein Privat-Urtheil über ihre Fehler opfere ich dem gemeinen Besten auf. Nie habe ich mir außer diesem Saale eine Sylbe über sie entschlüpfen lassen; innerhalb dieser Mauern entstanden sie, hier müssen sie sterben. Wenn Jeder von uns, bei der Rückkunft zu seinen Constituenten, die Einwürfe, die er gegen diese Constitution vorgetragen hat, wiederholen und sich bemühen wollte, Anhänger zu ihrer Unterstützung zu gewinnen, so könnte es leicht geschehn, daß sie nicht allgemein angenommen würde, und dadurch die heilsamen Wirkungen und großen Vortheile verloren gingen, die sowohl bei fremden Nationen, als unter uns selbst, die natürliche Folge von unserer wahren, oder auch nur scheinbaren Eintracht seyn müssen. Die Stärke und das Vermögen jeder Regierung, das Glück des Volks zu gründen und zu sichern, beruht größtentheils auf Glauben, auf dem allgemeinen Glauben an die Güte dieser Regierung, und die Weisheit und Rechtschaffenheit der Regenten.

Ich hoffe daher, wir Alle werden uns, unserer selbst willen, als eines Theiles vom Ganzen, und dann auch zum Besten unserer Nachkommen, mit Herz und Mund vereinigen, diese Constitution, so weit unser Wirkungskreis sich erstreckt, zu empfehlen, und für die Zukunft all' unser Tichten und Trachten auf die Ausmittelung zweckmäßiger Maaßregeln richten, die Vollziehung derselben in gute Hände zu bringen.

Vor allen Dingen aber, Herr Präsident, kann ich mich des Wunsches nicht erwehren, daß jedes Glied des Convents, das vielleicht noch einige Einwendungen hat, bei dieser Gelegenheit, so wie ich, seiner Unfehl-

barkeit nicht zu viel trauen, und, zum Zeugniß unsers Einmuths, seinen Namen unter diese Urkunde setzen möge. — —

Auf einen vorgängigen Antrag ward nun einstimmig beschlossen, der Urkunde noch folgende Worte beizufügen:

„So geschehen im Convent mit einmüthiger Zustimmung, u. s. w.“

41.

Unterricht für die, welche nach Amerika auswandern.

Eine Menge Personen in Europa äußerten gegen den Verfasser dieses Aufsatzes, der Nord-Amerika genau kennt, sowohl mündlich, als schriftlich ihr Verlangen, nach diesem Lande zu gehen und sich dort niederzulassen. Die Meisten hegten, aus Unkunde, ganz falsche Begriffe und Erwartungen von dem Glücke, das dort zu finden sey; er glaubt also, nichts Unnützes zu thun, wenn er einen Versuch macht, die herrschenden Vorstellungen von jenem Welttheile zu berichtigen, und Manchem, der dort seine Rechnung unmöglich finden könnte, eine schädliche Übereilung und eine kostspielige und fruchtlose Reise zu ersparen.

Wie er bemerkt hat, stehn Viele in dem Wahne, die Bewohner von Nord-Amerika wären reich, im

Stande und geneigt alle Arten freier Künste zu belohnen; dabei gänzlich unbekannt mit allen Wissenschaften, so, daß Ausländer mit Talenten für Poesie, schöne Künste u. dergl. hoch geschätzt und so gut bezahlt würden, daß sie mit leichter Mühe selbst reich werden könnten. Sie glauben, man habe eine Menge einträglicher Ämter zu vergeben, zu denen die Eingebornen nicht die nöthige Geschicklichkeit besäßen, und, da sie wenig Personen von Familie unter sich hätten, so ständen Fremde von Geburt in hoher Achtung, könnten folglich mit leichter Mühe die besten dieser Stellen erhalten, und so Alle ihr Glück machen. Sie glauben, auch die Regierungen bezahlten nicht allein, um die Einwanderungen aus Europa zu befördern, die Kosten des persönlichen Transports, sondern vertheilten auch umsonst Ländereien an die Fremden, Neger, die für sie arbeiten müßten, Haus- und Ackergeräthe, Zucht- und Lastvieh. Alles das sind leere Träume; und wer mit Erwartungen, die sich hierauf gründen, nach Amerika geht, der wird sich zuverlässig sehr getäuscht finden.

Die Sache verhält sich so. Es gibt zwar in diesem Lande nur wenig so ganz elende Menschen, wie die Armen in Europa, aber auch nur sehr Wenige, die man dort reich nennen würde: vielmehr herrscht im Ganzen eine glückliche Mittelmäßigkeit. Es gibt wenig große Grundbesitzer und wenig Pachter und Taglöhner: die Meisten bauen eignes Feld, treiben ein Handwerk, oder Handel; nur sehr Wenige sind reich genug, von ihren Renten oder Einkommen müßig zu leben, oder die hohen Preise zu bezahlen, die man in Europa für Gemälde, Bildsäulen, schöne Gebäude und andere Kunstwerke gibt, die mehr für den Liebhaber, als zum nöthi-

gen Gebrauche sind. Leute von Genie zu diesen Künsten, die Amerika selbst hervorgebracht hat, sind daher auch ohne Ausnahme nach Europa ausgewandert, wo sie angemessenere Belohnung für sich finden. Allerdings werden Wissenschaften, und besonders mathematische Kenntnisse, hier geschätzt, allein, sie sind keinesweges so selten, als man sich einbildet; denn schon jetzt bestehen neun Collegien oder Universitäten, nämlich, vier in Neu-England, und in den Provinzen Neu-York, Neu-Jersey, Pensylvanien, Maryland und Virginien, in jeder eine, die sämmtlich mit gelehrten Professoren besetzt sind; eine Menge kleinerer Akademien ungerechnet. In diesen erhalten eine große Anzahl junger Leute Unterricht in denjenigen Sprachen und den Wissenschaften, die Geistlichen, Advocaten und Richtern, Ärzten ꝛc. ꝛc. unentbehrlich sind. Fremde sind zwar keinesweges von der Ausübung dieser Professionen ausgeschlossen, und die überall schnell nachwachsende Bevölkerung gibt ihnen so gut, als den Eingebornen, Hoffnung, unterzukommen: bürgerliche Ämter oder Stellen aber gibt es nur wenige; keine entbehrlichen, wie in Europa; und in einigen Staaten ist sogar durch Gesetze verordnet, kein öffentliches Amt so einträglich werden zu lassen, daß man sich der Einkünfte wegen darum bemühe. Der sechs und dreißigste Artikel der Constitution von Pensylvanien sagt ausdrücklich: „da jeder freie Mann zu Erhaltung seiner Unabhängigkeit (wenn er nicht hinlänglich eignes Vermögen hat) sich irgend einem Gewerbe, Beruf, Handel oder Pachtung widmen muß, womit er sich ehrlich und anständig nähren kann, so ist es weder nöthig, noch nützlich, einträgliche Ämter zu errichten, da die gewöhnlichen Folgen davon, sowohl bei den Besitzern, als Expectanten, Abhängigkeit und sklavischer Sinn, der keinem

freien Manne geziemet, Factionen, Uneinigkeit, Bestechung und Unordnung bei dem Volke sind. Sobald demnach irgend ein Amt durch Anwachs der Sporteln, oder auf sonst eine Weise, so einträglich wird, daß mehrere anfangen, darnach zu streben, so soll die gesetzgebende Gewalt die Einkünfte desselben herabsetzen. "

Da diese Ideen in allen vereinigten Staaten mehr oder weniger herrschen, so wäre es große Thorheit, wenn Jemand, der in seinem Vaterlande zu leben hat, in der Hoffnung auswandern wollte, einen einträglichen Civil-Dienst in Amerika zu bekommen; Stellen bei'm Militair aber haben mit dem Kriege ein Ende, da die Armeen sogleich entlassen werden. Noch weniger kann man Jemand rathen, dorthin zu gehn, der keine andere Eigenschaft zur Empfehlung hat, als seine Geburt. In Europa hat sie freilich ihren Werth, ist aber eine Waare, die auf keinen schlechtern Markt verführt werden kann, als nach Amerika, wo die Leute, wenn von einem Fremden die Rede, ist, nicht fragen: Was ist er? sondern: Was kann er? Besitzt er eine nützliche Geschicklichkeit, so ist er willkommen; übt er sie aus, und führt sich dabei gut auf, so wird er sich von Allen, die ihn kennen, geachtet sehn; ein bloßer Mann von Geburt aber, der deßhalb auf Unkosten des Staats von einem Ehrenamte oder einer Pension leben will, wird verachtet und nicht angesehn. Der Landwirth und selbst der Handwerker stehen dort in Ehren, weil ihre Beschäftigungen nützlich sind. Die Leute in Amerika haben ein Sprüchwort: Gott der Vater sey selbst ein Handwerker, der größte, den es gebe, und man verehrt und bewundert ihn mehr wegen der Mannichfaltigkeit, der Kunst und des Nutzens von seiner Hände

Werk, als wegen seiner uralten Familie. Sie ergötzen sich sehr an jener Bemerkung eines Negers und führen sie oft an: „Die Boccarorra *) laß die schwarz Mann arbeit, laß die Pferd arbeit, laß die Ochs arbeit, laß all' Thier' arbeit, nur die Schwein' nicht. Sie, die Schwein, arbeit nicht; sie ißt, sie trinkt, sie geht spaßir, sie geht zu Bett, wenn sie will; sie lebt wie die Edelmann." — Bei diesen Begriffen der Amerikaner, würde Jeder einem Genealogisten mehr Dank wissen, der ihm beweisen könnte, daß seine Vorfahren und Verwandte seit zehn Geschlechtern, Ackerleute, Schmiede, Zimmerleute, Drechsler, Weber, Böttcher, Schuster, oder Schneider, folglich nützliche Glieder der Gesellschaft gewesen, als wenn er bloß darthun könnte, daß sie Edelleute gewesen, die nichts gethan, was der Mühe lohnte, sondern im Müßiggange von der Arbeit Anderer gelebt, eitel:

Fruges consumere nati **)

und nicht eher zu Etwas nutzten, als bis nach ihrem Tode ihre Güter, gleich dem gestochnen hochadlichen Schweine unsers Negers, zerlegt wurden.

Was die Unterstützung der Fremden von den Regierungen betrifft, so schränkt sich diese allein auf die Vortheile der Freiheit, und guter Gesetze ein. Ausländer sind willkommen, weil für sie alle Raum genug ist, und die alten Einwohner folglich nicht eifersüchtig auf sie sind. Die Gesetze schützen sie hinreichend, so, daß sie

*) So nennen die Neger die Weißen.

**) Geboren, die Früchte der Erde zu verzehren.

der Gunst vornehmer Herren ganz entbehren können, und Jeder sicher ist, den Ertrag seines Fleißes zu genießen. Bringt er aber kein Vermögen mit sich, so muß er, wenn er leben will, arbeiten und fleißig seyn. Ein Aufenthalt von zwei oder drei Jahren im Lande, gibt ihm alle Rechte eines Bürgers; heut zu Tage aber geben die Regierungen den Leuten kein Handgeld mehr, um sich anzusiedeln, (wenn es auch sonst geschehen seyn sollte) bezahlen keine Überfahrt, geben weder Land, noch Neger, noch Geräthe, noch Vieh oder sonst irgend eine Art von Unterstützung. Mit Einem Worte, Amerika ist das Land der Arbeit, und keinesweges das, was die Franzosen pays de Cocagne, die Teutschen Schlaraffenland nennen, wo die Straßen mit Raspelbrödchen gepflastert, die Häuser mit Pfannenkuchen gedeckt sind, und die jungen Hühner gebraten herumfliegen und rufen: Kommt, eßt mich!

Was für Leuten könnte man nun aber die Auswanderung nach Amerika anrathen? und worin bestehn die Vortheile, die sie vernünftigerweise erwarten dürfen?

Bei den weiten, noch unbewohnten Wäldern, die schwerlich in dem nächsten Jahrhunderte ganz besetzt werden dürften, ist das Land dort so wohlfeil, daß das Eigenthum von hundert Morgen fruchtbaren, mit Holz bewachsenen Bodens, in den Gränzgegenden an manchen Orten für acht, oder zehn Guineen verkauft wird; junge, arbeitsame und starke Leute also, die den Ackerbau und die Viehzucht, welche von der europäischen Art und Weise wenig abweichen, verstehn, können sich dort leicht niederlassen. So lange sie für Andre arbeiten, erhalten sie einen so guten Lohn, daß sie bequem so viel ersparen

können, sich ein Stück Land zu kaufen und eine Pflanzung anzulegen, wobei ihnen der gute Wille der Nachbarn und etwas Credit zu statten kömmt. So sind eine Menge armer Leute aus England, Irland, Schottland, und Teutschland, die in ihrem Vaterlande, wo jeder Fußbreit Landes besetzt, und der Gesindelohn niedrig ist, ewig in dem armseligen Zustande, worin sie geboren wurden, hätten bleiben müssen, in einer Zeit von wenig Jahren in Amerika wohlhabende Landleute geworden.

Wegen der gesunden Luft, des heilsamen Clima's, des Überflusses an guten Nahrungsmitteln und der Aufmunterung zu frühen Ehen durch die Gewißheit, mit dem Anbaue der Erde seinen Unterhalt zu gewinnen, vermehren sich die Einwohner von Amerika durch natürliche Zeugung äußerst schnell, und noch mehr durch das Zuströmen von Ausländern; daher ist beständig Nachfrage nach allerlei nöthigen und nützlichen Handwerkern, um diese Landanbauer mit Häusern, Geräthe und gröberem Werkzeuge, das so leicht nicht aus Europa eingeführt werden kann, zu versehen. Leidlich gute Arbeiter in irgend einer von diesen mechanischen Künsten sind sicher, Beschäftigung zu finden, und für ihre Mühe gut bezahlt zu werden, indem man nichts von lästigen Einschränkungen weiß, die den Ausländern wehren, irgend eine Kunst, die sie verstehn, auszuüben, wozu man hier keines Menschen Erlaubniß bedarf. Sind sie arm, so fangen sie als Knechte, oder Taglöhner an, und, wenn Einer mäßig, fleißig und sparsam ist, so kann er bald sein eigner Herr werden, sich auf seine Hand niederlassen, ein Gewerbe anfangen, heurathen, eine Familie erziehn, und ein angesehener Staatsbürger werden. Auch Personen von mittelmäßigem Vermögen und kleinen Ca-

pitalen, die eine Anzahl Kinder zu versorgen haben, die sie gern zu fleißigen Menschen erziehen und denen sie dereinst ein gutes Auskommen sichern möchten, finden in Amerika zu diesem Zwecke bessere Gelegenheit, als in Europa. Dort können sie ein einträgliches Handwerk lernen und treiben, ohne daß sie sich desselben zu schämen brauchen; im Gegentheile ist mit Geschicklichkeiten dieser Art Achtung und Ehre verbunden. Ein kleines Capital, an Grundstücke gelegt, die bei der zunehmenden Volksmenge täglich im Werthe steigen, eröffnet dort eine glänzende und sichere Aussicht auf ein reichliches Vermögen für ihre Kinder. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat mehrere Beispiele erlebt, daß große Striche Landes an der damaligen Gränze von Pensylvanien, von denen hundert Morgen für zehn Pfund Sterling verkauft wurden, nach zwanzig Jahren, wo die Ansiedlungen sich viel weiter hinaus erstreckten, ohne daß sie die geringste Verbesserung erhalten hatten, ohne Schwierigkeit, der Morgen zu drei Pfund verkauft wurden. Der Acker in Amerika ist eben so groß, als der Acker *) (acre) in England oder der Normandie.

Personen, die die amerikanische Verfassung kennen zu lernen wünschen, werden wohl thun, wenn sie die Constitutionen der verschiedenen Staaten, und den Unions-Vertrag lesen, der das Ganze zu gemeinschaftlichen Zwecken, unter der Leitung einer Versammlung, die der Congreß heißt, verbindet. Diese Constitutionen sind auf Befehl des Congresses in Amerika gedruckt worden; auch in London hat man zwei Ausgaben davon gemacht,

*) Ein acre enthält 43,560 Englische oder 38,285 Pariser Quadratfuß.

und ohnlängst ist eine gute französische Übersetzung derselben in Paris erschienen.

Verschiedene Fürsten in Europa haben seit einiger Zeit, in der Meinung, es sey ein großer Vortheil, wenn alle Bedürfnisse und Manufacturen in ihren eignen Gebieten verfertigt würden, so, daß die Einfuhr derselben vermindert, oder gar entbehrt werden könne, sich viel Mühe gegeben, Arbeiter aus andern Ländern durch große Besoldungen, Privilegien, ꝛc., herbeizulocken. Eine Menge Leute, die in verschiedenen wichtigen Manufacturen besondere Erfahrungen zu besitzen vorgaben, und sich einbildeten, auch Amerika könne derselben nicht entbehren, und der Congreß werde sich geneigt finden lassen, dem Beispiel jener Fürsten zu folgen, ließen ihm den Vorschlag thun, unter der Bedingung hinüber zu kommen, daß man ihre Überfahrt bezahle, ihnen Land gebe, Besoldungen und ausschließende Privilegien für mehrere Jahre ertheile, u. s. w. Wenn diese Personen den Unions-Vertrag lesen, so werden sie finden, daß dem Congresse zu solchen Zwecken weder Gewalt verliehen, noch Geld in die Hände gegeben worden, und daß, wenn ja einzelne Unterstützungen der Art bewilligt worden, dieß von der Regierung irgend eines besondern Staats geschehen seyn muß. Zuverlässig aber ist dieß in Amerika selten der Fall gewesen, und wenn es geschah, so glückte es doch selten, Manufacturen in Aufnahme zu bringen, für die das Land noch nicht reif genug war, um Privat-Personen zu Anlage derselben auf eigne Kosten zu ermuntern. Die Arbeit ist nämlich im Ganzen zu theuer; es fällt schwer, die Hände beisammen zu behalten, da Jeder sich sehnt, sein eigner Herr zu werden, und die Wohlfeilheit des Landes Manche veranlaßt, ihr

Handwerk mit dem Ackerbaue zu vertauschen. Einige haben allerdings Fortgang gehabt, und wurden mit Vortheile betrieben; diese sind aber durchaus von der Art, daß sie nur wenig Hände erfordern, oder daß die größte Arbeit durch Maschinen verrichtet werden kann. Grobe Waaren von so geringem Werthe, daß sie die Kosten der Fracht nicht abwerfen, können oft im Lande wohlfeiler verfertigt werden, als man sie einführt, und die Verfertigung solcher Waaren kann einträglich werden, wenn hinlängliche Nachfrage nach denselben ist. Die Landwirthe in Amerika erzeugen wirklich eine ziemliche Menge Wolle und Flachs, die nicht ausgeführt, sondern sämmtlich verarbeitet wird: dieß geschieht aber nicht fabrikmäßig, sondern in den Familien selbst, zu eignem Gebrauche. Zu wiederholten Malen hat man in verschiedenen Provinzen den Versuch gemacht, Vorräthe von Wolle und Flachs in der Absicht aufzukaufen, Spinner, Weber, ꝛc. anzustellen, große Anlagen zu machen, und wollene und leinene Waaren in großer Quantität zum Verkaufe verfertigen zu lassen; alle diese Projecte aber sind ohne Ausnahme gescheitert, weil Waaren von gleicher Güte wohlfeiler eingeführt werden. Und so oft man die Regierungen angegangen ist, Unternehmungen der Art durch Prämien in Geld, oder durch Auflagen auf die Einführung solcher Waaren zu unterstützen, haben sie es immer abgeschlagen, dem Grundsatze zu Folge: sobald das Land für die Manufactur reif sey, so würden Privat-Personen auch ohne Hülfe sie mit Vortheile unternehmen; wonicht, so sey es Thorheit, die Natur zwingen zu wollen. Große Fabriken setzen eine Menge armer Leute voraus, die für geringen Lohn arbeiten: dergleichen Arme gibt es in Europa, wird es in Amerika aber nicht eher geben, als bis alles Land

besetzt und angebaut und der Überfluß von Menschen, die kein Eigenthum bekommen können, sonst keine einträglichere Beschäftigung finden wird. Seiden-Manufacturen, sagt man, wären Frankreich von Natur so angemessen, als England die Tuch-Manufacturen, weil jedes Land das rohe Product in Überfluß erzeuge: wollte nun aber England eben sowohl eine Seiden- als Tuch-Manufactur, und Frankreich sowohl eine Tuch- als Seiden-Manufactur haben, so müßten diese widernatürlichen Operationen durch wechselseitige Verbote, oder durch hohe Auflagen auf die Waare des andern Theils unterstützt werden. Durch solche verkehrte Einrichtungen wird nichts erreicht, als daß die Arbeiter in den Stand kommen, den einheimischen Verzehrer durch einen höhern Preis zu besteuern, indeß der stärkere Lohn, den sie bekommen, sie selbst weder glücklicher, noch reicher macht, da sie nun bloß mehr trinken und weniger arbeiten. Deßwegen thun auch die Regierungen in Amerika nichts zur Unterstützung solcher Projecte. Auf diese Weise wird das Volk weder von dem Kaufmanne, noch von dem Fabrikanten besteuert. Will der Kaufmann an seinen eingeführten Schuhen zu viel Profit nehmen, so kauft es bei dem Schuhmacher; und fordert dieser einen zu hohen Preis, so geht es zum Kaufmanne: so halten Beide einander im Zaume. Indeß hat doch der Schuhmacher im Ganzen in Amerika einen ansehnlichen Gewinn von seiner Arbeit, da er zu seinem Preise eine Summe schlagen kann, die sämmtlichen Fracht- und Commissions-Kosten, dem Risico oder der Assecuranz, u. s. w., die der Kaufmann nothwendig tragen muß, beinahe gleich kömmt. Dasselbe gilt von den Arbeitern in allen übrigen mechanischen Künsten. Daher leben Handwerker überhaupt besser und bequemer in Amerika,

als in Europa, und die guten Haushalter unter ihnen legen ein ansehnliches Stück Geld für ihre alten Tage und ihre Kinder zurück. Leute dieser Art können sich deßhalb mit Vortheil nach Amerika begeben.

In den alten, langbewohnten Ländern von Europa sind alle Künste, Gewerbe, Professionen, Pachtungen, u. s. w., so überfüllt, daß es einem armen Manne schwer fällt, seine Kinder so anzubringen, daß sie sich ein anständiges Auskommen verschaffen, oder es sich zu verschaffen lernen können. Die Handwerker, die sich künftige Nebenbuhler in ihrem Gewerbe zu erziehen fürchten, nehmen Lehrlinge nur für Lehr- und Kostgeld, oder unter Bedingungen an, die die Ältern zu erfüllen außer Stande sind. So kömmt es, daß die jungen Leute aufwachsen, ohne ein einträgliches Geschäft zu erlernen, und, bloß um zu leben, Soldaten, Bediente, oder Diebe werden müssen. In Amerika verhindert der schnelle Anwachs der Volksmenge diese Besorgniß, sich einen schädlichen Nebenbuhler zu ziehn, und die Professionisten nehmen gern Lehrlinge auf, weil der Ertrag ihrer Arbeit, während der festgesetzten Lehrjahre, nachdem sie den nöthigen Unterricht erhalten, ansehnlich genug ist. Daher wird es armen Familien leicht, ihren Kindern etwas lernen zu lassen; denn die Handwerker sind so begierig auf Lehrlinge, daß viele von ihnen sogar den Ältern Geld bieten, ihre zehn- und funfzehnjährigen Knaben bis zum ein und zwanzigsten Jahre in die Lehre zu bekommen; und viele arme Ältern haben bei ihrer Ankunft hier sich auf diese Weise Geld genug zusammengebracht, um ein Stück Land zu kaufen, das hinreichend war, sich anzusiedeln, und sich und ihre übrige Familie vom Feldbaue zu ernähren. Diese Contracte für Lehrlinge werden vor der

Obrigkeit gemacht, die die Bedingungen nach Vernunft und Gerechtigkeit festsetzt; und, da sie die Bildung eines künftigen nützlichen Staatsbürgers im Auge hat, so nöthigt sie den Meister, sich durch ein schriftliches Versprechen verbindlich zu machen, den Lehrling während der bestimmten Lehrzeit nicht allein gehörig mit Essen, Trinken, Kleidern, Wäsche, Wohnung, und nach Ablauf derselben mit einem vollständigen neuen Anzuge zu versehen, sondern ihm auch lesen, schreiben und rechnen lehren zu lassen, und vor allen Dingen ihn in seiner eignen Kunst und Gewerbe, oder in irgend einer andern vollkommen zu unterrichten, so, daß er sich dereinst seinen Unterhalt verdienen, und gleichfalls mit der Zeit im Stande seyn möge, eine Familie aufzubringen. Der Lehrling, oder seine Verwandten, erhalten eine Abschrift von diesem Versprechen, und die Obrigkeit verwahrt das Protocoll darüber, auf welches man sich berufen kann, wenn der Meister sich in irgend einem Puncte von seinen Verbindlichkeiten loszählen will. Dieser Wetteifer unter den Meistern, viel Hände für sich beschäftigt zu haben, macht, daß sie oft sogar die Überfahrt junger Leute, beiderlei Geschlechts, aus Europa bezahlen, die bei ihrer Ankunft sich verbindlich machen, ihnen ein, zwei, drei oder vier Jahre zu dienen. Diejenigen, die schon ein Handwerk gelernt haben, verpflichten sich im Verhältniß ihrer Geschicklichkeit und des folglich unmittelbaren Werthes ihrer Dienste auf eine kürzere Zeit: Andere, die noch nichts verstehn, machen sich auf längeee Zeit verbindlich, in Betrachtung, daß sie nun ein Handwerk lernen, wozu sie in ihrem Vaterlande, aus Armuth, nicht gekommen wären.

Die fast allgemeine Mittelmäßigkeit des Vermögens, die in Amerika herrscht, und die Bewohner zwingt, zu ihrem Unterhalte ein Gewerbe zu treiben, verhütet zugleich größtentheils jene Laster, die gewöhnlich aus Müßiggang entstehn. Fleiß und beständige Beschäftigung sind große Erhaltungsmittel der Tugend und guten Sitten bei einer Nation. Schlechte Beispiele sind deßhalb seltner in Amerika *): ein Umstand, der allein schon Ältern großen Muth machen muß! Hierzu kann man mit Wahrheit fügen, daß ächte Religiosität, unter ihren verschiedenen Benennungen, nicht allein geduldet, sondern geachtet, und geübt wird. Atheismus ist dort unbekannt; Unglaube selten und verborgen; so daß Jemand ein hohes

*) „In dieser Behauptung kann ich Franklin nicht beistimmen. In Amerika herrscht weniger Kunstfleiß, als in den gebildeten Staaten Europens: und schon aus diesem Umstande allein läßt sich folgern, daß die Jugend vertrauter mit Lastern und bösen Sitten wird. In dem größten Theile von Amerika, den ich durchreist bin, sah' ich die Kinder der Einwohner, der reichen sowohl, als der armen, ohne alle Erziehung aufwachsen, einige aus Nachlässigkeit der Aeltern, andere wegen der außerordentlichen Schwierigkeit, sich gute Lehrer zu verschaffen. Dieß ist unläugbare Thatsache, und hierzu kömmt noch, daß, wenn auch der arme Eingeborne sein Kind ein Handwerk lehren läßt, dieses doch selten ein guter Arbeiter wird: denn die Meister geben immer denen, die (ihrem Ausdrucke nach) aus dem alten Lande kommen, den Vorzug, und wenn Einer von diesen sich etablirt, so benachrichtigt er das Publicum sorgfältig, daß er aus Europa gekommen sey, was hier eine große Empfehlung ist." Mémoires de la Vie priv. de B. Franklin. P. II. p. 106.

Alter erreichen kann, ohne daß seine Frömmigkeit durch Zusammentreffen mit einem erklärten Gotteslängner, oder Ungläubigen, geärgert wird. Ja, das höchste Wesen selbst scheint sein Wohlgefallen über die gegenseitige Verträglichkeit und Milde, womit die verschiedenen Sekten einander behandeln, durch den vorzüglichen Seegen, womit es seiner Güte gefallen hat, das ganze Land zu begünstigen, an den Tag zu legen.

* * *

*) „Leute, die sich in den Wäldern niederlassen, haben gewöhnlich ihr Vermögen und ihren Credit in den cultivirten Theilen des Staats überlebt. Der Monat April ist die beste Zeit zu dieser Wanderung. Die erste Sorge bei ihrer Ankunft ist, sich aus dicken Zweigen eine kleine Hütte für ihre Familie zu bauen. Der Fußboten dieser Hütte ist von Erde, und das Dach von kleinen Bretern. Licht erhält sie durch die Thüre, bisweilen durch ein kleines Fenster von geöltem Papiere. Hierauf errichtet der Pflanzer neben seiner Hütte ein zweites, noch plumperes Gebäude, wohin er eine Kuh und zwei Ziegen stellt. Ist diese Arbeit geendigt, so fängt er

*) Zur Erläuterung und Berichtigung des vorhergehenden Aufsatzes (in welchem der Zustand der ersten Anbauer des neuen noch mit Bäumen bedeckten Landes in einem viel zu glänzenden Lichte gezeigt wird) aus einer lehrreichen, kleinen Schrift gezogen: „Bemerkungen eines Bürgers von Philadelphia über die Fortschritte der Bevölkerung, des Ackerbaues, der Sitten u. s. w. von Pensylvanien, in einem Briefe an seinen Frennd in England."

Der Uebers.

an, die Bäume einige Acker weit um die Hütte her auszuroden, indem er um jeden Stamm die Erde zwei oder drei Fuß tief im Zirkel ausgräbt. Diesen Boden pflügt er sodann, und säet indianisches Korn. Die Zeit dazu ist ohngefähr der 20. Mai. In der neuen Erde wächst dieses Korn gewöhnlich ohne große Wartung und trägt im October zwischen 40 — 50 Maaß auf dem Acker. Vom ersten September an liefert es dem Pflanzer und seiner Familie reichliche Nahrung, indem es da in voller Grüne steht. Den Sommer hindurch leben sie von Fischen, Wildpret und einer kleinen Quantität Früchte, die sie mitbringen. Die Ziegen und Kühe nähren sich von wilden Kräutern, oder saftigen Baumsprossen."

„Im ersten Jahre hat dieser Pflanzer viel von Hunger, Kälte und andern zufälligen Übeln zu ertragen: selten klagt er jedoch, und eben so selten erliegt er darunter. Da er in der Nachbarschaft der Indianer wohnt, so nimmt seine Lebensart bald merklich die Farbe der ihrigen an. Seine Arbeit ist schwer, so lange sie dauert, doch hat er lange Zwischenzeiten von Ruhe. Sein einziger Zeitvertreib ist Jagd und Fischfang. In seiner Hütte ißt, trinkt und schläft er in Schmuz und Lumpen. In seinem Verkehre mit Andern verräth er ganz die Arglist, welche die Indianer unsers Landes auszeichnet. In dieser Lage bringt er zwei, oder drei Jahre zu. So wie aber die Bevölkerung um ihn wächst, wird ihm seine Wohnung zuwider. Sonst ließ er sein Vieh frei und ohne Hut umherschweifen, jetzt deuten ihm seine Nachbarn an, es in seinen Pfählen eingeschlossen zu halten. Sonst nährte er seine Familie mit Wildpret: jetzt hat er nur über Hausthiere zu schalten, und die Zucht

derselben ist ihm beschwerlich. Vorzüglich empört er sich gegen die Gesetze, und kann sich nicht entschließen, für alle die Wohlthaten, die er von der Regierung empfängt, ein einziges von seinen natürlichen Rechten aufzugeben. So verläßt er seine kleine Pflanzung, und sucht eine andere waldige Öde, wo er sich von Neuem allen erwähnten Mühseligkeiten unterwirft. Man hat Beispiele von Leuten, die auf diese Weise wohl viermal weitergezogen sind, immer in entlegenere Theile des Staats. Dieses Wegziehen reißt, wie man bemerkt hat, vorzüglich dann ein, wenn ein Geistlicher in die Gegend kömmt, dessen Lehren sich mit der ungebundenen Lebensart dieser Menschen nicht vertragen. Ist der Pflanzer Eigenthümer des Stückes Land, das er angefangen hat anzubauen, so verkauft er es, und immer mit ansehnlichem Gewinne, seinem Nachfolger: ist er aber, wie dieß oft der Fall zu seyn pflegt, bloß Pachter eines reichen Einwohners, so verläßt er gewöhnlich die Pachtung verschuldet. Da er jedoch fast immer eine gewisse Anzahl Sachen, die er nicht mitnehmen kann, zurückläßt, so übernimmt ein zweiter Pflanzer gewöhnlich die Wohnung. "

„Dieser zweite Pflanzer ist meistens ein Mann, der einiges Eigenthum besitzt. Bei'm Einzuge in seine Pflanzung, die aus drei bis hundert Ackern (acres) besteht, bezahlt er das Drittheil, oder Viertheil baar, und den Rest in Fristen. Die erste Sorge von diesem ist, neben die Hütte ein Haus von Holzstämmen zu setzen. Hier sind die Fußboten von Bretern, und die Dächer von dicken Eichenplanken. Diese Häuser haben gemeiniglich ein Unter- und ein Oberstock, jedes von zwei Abtheilungen, auch einen gemauerten Keller. Die Hütte

wird nun als Küche gebraucht. Sind diese Vorbereitungen geendigt, so beschäftigt sich der neue Pflanzer, sein Land ein wenig zu reinigen. Er legt einen Obstgarten von zwei bis dreihundert Stämmen an, vergrößert seinen Stall, und nach einem, oder zwei Jahren baut er eine lange Scheuer, gewöhnlich mit einem Strohdache. Dann dehnt er sein Ackerland weiter aus, und statt des indianischen Korns, säet er Waizen und Dinkel. Der letzte wird fast nur zum Brantweinbrennen gebraucht.“

„Auch dieser zweite Pflanzer zieht bei Weitem nicht allen Vortheil aus seinem Lande, den er daraus ziehen könnte. Er pflügt schlecht und erhält nur sehr mäßige Ärnten. Oft bricht sein Vieh durch die schlechte Verzäunung, verwüstet die Saat und zerstört die Hoffnung des Jahres. Die Pferde arbeiten nur halb soviel, als sie bei besserm Futter thun würden, und da es ihm oft an hinlänglichem Vorrathe fehlt, so stirbt sein Hornvieh nicht selten im Frühjahre, eh' es wieder frisches Futter gibt. Im Hause und um dasselbe verräth Alles die Muthlosigkeit des Besitzers: die Fensterscheiben sind zerbrochen, und die Löcher mit alten Hüten, Kissen u. s. w. verstopft. Auch dieser Pflanzer will selten etwas von Religion, oder den Pflichten des Bürgers hören; er weigert sich, zum Unterhalte seiner Kirche beizutragen, und, den Kopf voll hoher Freiheitsideen, glaubt er sich nicht verbunden, auf die festgesetzten Fristen zur Bezahlung der erhaltenen Vorschüsse zu achten. Dabei ist er ein Liebhaber von Gesellschaft, trinkt hitzige Getränke, oft bis zum Übermaaß, und verderbt in jeder Woche zwei, drei Tage in Zusammenkünften mit seinen Nachbarn, Zeitungen zu lesen und die Welthändel zu schlich-

ten. So stürzt er sich in Schulden, die ihn nach wenig Jahren, wenn er keinen Credit mehr findet, nöthigen, die Anlage einem Pflanzer der dritten und letzten Klasse zu verkaufen." „Dieser ist gewöhnlich ein wohlhabender Mann, von gutem Rufe, bisweilen der Sohn eines reichen Landwirths aus einem ältern und innern Theile des Staats. Seine erste Sorge ist, den ganzen Theil seines Landes, wohin er Wasser bringen kann, zur Wiese zu machen, und dieser Theil ist gewöhnlich der fruchtbarste seiner Pflanzung. Bald baut er eine Scheuer von Steinen, die theils mit zum Stalle dient. Dieses Gebäude hat bisweilen hundert Fuß in die Länge und vierzig in die Breite. Die Mauern sind dick, um im Winter die Kälte besser abzuhalten: denn die Leute haben in der Gegend die Bemerkung gemacht, daß ihre Pferde und ihr übriges Vieh viel weniger fressen, wenn sie warm stehen, als wenn sie der Kälte ausgesetzt sind. Diese Methode erspart ihm auch Holz: denn im harten Winter wärmt er sich selbst im Stalle. Er bessert die Verzäunungen aus, und vermehrt die Anzahl der Artikel, die er baut und zieht. Er begnügt sich nicht, Korn, Gerste und Waizen zu säen, sondern legt auch einen Gemüsegarten an, wo er Kohl, Erdäpfel u. dergl. pflanzt. Die neuangebauten Stellen bringen ihm Rübsaamen in Überfluß: bei'm Eintritte des Frühlings, wo es Wasser genug gibt, legt er ein Milchhaus an, und verbessert seinen Obstgarten. Das ganze Jahr über arbeiten seine Söhne, ihm zur Seite; zur Ärntezeit lassen Frau und Töchter das Milchfaß und Spinnrad stehn, und helfen schneiden und einfahren. Der letzte Gegenstand seines Fleißes ist die Erbauung eines Hauses, womit er nicht selten sein ganzes Leben zubringt, und oft überträgt er im Testamente seinem Sohne, oder einem andern Erben die Sorge, es zu

vollenden. Daher ist bei ihnen das Sprüchwort entstanden: „Der Sohn muß immer da anfangen, wo der Vater aufgehört hat"; das heißt, sich ein bequemes, dem Werthe der Pflanzung angemessenes Haus bauen. „Die Emigranten aus Pensylvanien wandern immer gegen Süden. Der Boden und das Clima der abendlichen Striche von Virginien, der beiden Carolinen und Georgiens, verschaffen dem trägen Pflanzer ein bequemeres Leben, als der weniger freigebige, aber dauerhaftere Boden von Pensylvanien. Hier muß das Land, wenn es fruchtbar werden soll, tief und mehr als einmal gepflügt werden: dort braucht man die Erde nur aufzukratzen, um eine leidlich gute Ärnte zu bekommen. In Pensylvanien ist der Landmann genöthigt, bei dem langen und harten Winter, für die Nahrung seines Viehstandes schwere Arbeiten zu übernehmen: in den mittäglichen Provinzen hingegen findet das Vieh, den größten Theil des Winters über, hinreichende Weide im freien Felde und in den Wäldern. Daher kömmt es, daß die meisten Einwohner der abendlichen Gegenden dieser Provinzen ursprünglich aus Pensylvanien sind. Im letzten Kriege wurde die Miliz der Grafschaft Orange, in Nord-Carolina, gemustert, und man fand darunter 3500 Mann, die alle aus Pensylvanien ausgewandert waren *)."

*) Pensylvanien ist der große Haven, wo alle europäischen Ankömmlinge einlaufen. Die besten und fleißigsten darunter werden hier, gleichsam wie in einem Siebe, festgehalten; den Rest schickt diese Provinz den übrigen Staaten zu, die ihrer Trägheit und den Lastern derselben angemessener sind. Vorzüglich lockend für die Faulheit sind die südlichen Provinzen, besonders das

42.

Rhapsodien.

Alles, was lebt, braucht Unterhalt, und dieser Unterhalt kostet Etwas. Wer arbeitet, bringt durch seinen Fleiß Etwas hervor, was seinem Unterhalt gleich kömmt, und wodurch er ihn bezahlt. So ist er keine

mittägliche Carolina, seines ungesunden und vornehmlich den Fremden gefährlichen Clima's ohngeachtet. Der schon erwähnte, anonyme Verfasser eines Lebens von Franklin, führt davon verschiedene merkwürdige Beispiele an. „Das Clima von Carolina, sagt er, ist in der That fürchterlich. Im August 1785 war ich in Charlestown: die Luft glühte fast; ein Thermometer, nach Fahrenheit, stand auf 105 Grade. In dieser schlimmen Jahreszeit kam das Schiff, Georg, von Belfast mit 227 Passagieren, nach einer Reise von zehn Wochen an. Da keine dieser Personen je noch eine so brennende Luft geathmet hatte, so ward der größte Theil von ihnen krank, und in einer einzigen Woche wurden funfzig von diesen armen Emigranten zu Grabe getragen. Es ist bei Weitem nicht genug bekannt, wie gefährlich die mittäglichen Provinzen Amerika's von jeher den Europäern gewesen sind. Jährlich wanderten sie zu Tausenden hierher aus. Der größte Theil von ihnen starb, und ward vergessen. Die letzten dreißig Jahre daher ist das Auswandern aus England doch nicht so stark gewesen, als aus Schottland und Irland. Ich erinnere mich, daß kurz vor der Revolution ein Dutzend englischer Familien fast zu gleicher Zeit nach Carolina giengen. Sie bestanden sämmtlich aus jungen, rüstigen Personen voll Muth, alle von der Hoffnung beseelt, ein großes Glück zu machen: allein, sie starben größtentheils in den ersten fünf Jahren, und vor dem zehnten Jahre war von ihnen keine Spur mehr da."

Last für die Gesellschaft. Der Unthätige hingegen verursacht eine Ausgabe, die durch nichts ersetzt wird.

Jede Beschäftigung, die verrichtet werden kann, ohne daß es schadet, wenn sie unterbrochen wird; wo man die Arbeit den Tag über mehrmals in die Hand nehmen und wieder weglegen kann, als Spinnen, Stricken, Weben, u. s. w., ist ungemein vortheilhaft; denn durch sie können so zu sagen, alle Brocken der Zeit gesammelt werden, die in jedem Haushalte zwischen den nothwendigern und anhaltendern Geschäften, womit das weibliche Geschlecht sich abgibt, nothwendig ausfallen: z. B. die Zeit zwischen dem Aufstehn und der Besorgung des Frühstücks; zwischen diesem und der Beschickung des Mittagsessens, u. s. w. Der Betrag aller dieser Brocken macht in jeder Familie im Jahre etwas Ansehnliches aus: wie viel mehr für den ganzen Staat! Und deßhalb ist es sehr nützlich, jenen göttlichen Wink immer vor Augen zu haben: „Sammlet die Brocken, daß nichts umkomme.“ Verlorne Zeit ist verlorne Nahrung, folglich ein verlorner Schatz.

Manche Familie, die sich auf die Benutzung dieser Brocken verstand, verfertigte im Jahre viele Ellen Leinwand: da eine andere eben so zahlreiche, welche dieselben vernachlässigte, gleichen Aufwand und weniger Vortheil hatte.

Vortrefflich ist daher der Gedanke jenes Kaisers von China: „Wo möglich, werde ich keinen Müßigänger in meinem Gebiete dulden; denn für jeden Menschen, der müßig geht, muß ein anderer Hunger oder Kälte leiden.“ Ich verstehe nämlich diese Äußerung so: wenn

die Arbeit, die jedes einzelne Glied dem Staate schuldig ist, von dem Trägen nicht verrichtet wird, so fällt sie natürlich auf die Andern, die darunter leiden müssen, zurück.

In hochgelegenen, von der See entfernten Ländern, mit kleinen Flüssen, die nicht landein-, sondern auswärts fließen (wie z. B. in der Schweiz) können ein Paar schlechte Ärnten nach einander große Noth verursachen, wenn die öffentlichen Magazine nicht gut versorgt und wohl gefüllt sind. Ehedem, wo die Schifffahrt noch nicht so allgemein, die Schiffe minder zahlreich, und die Handelsverbindungen weit unvollkommner waren, litten sogar an der See liegende Länder durch schlechte Ärnten Noth. Jetzt aber ist der Verkehr unter mehrern Staaten so erleichtert, daß ein freier Handel sie sämmtlich zur Gnüge versorgt. Nur da, wo eine Regierung so unklug seyn könnte, sich am eingeführten Getraide zu vergreifen, die Ausfuhr desselben zu verbieten, oder gewisse Verkaufspreise festsetzen zu wollen, könnte die Nation in Gefahr gerathen, Hunger zu leiden, weil die Kaufleute ihre Häven vermeiden würden. Da hingegen, wo der Handel stets frei und der Kaufmann vollkommen freie Hände hat, wie in Holland, wird es nie an genugsamer Zufuhr fehlen. Steht das Korn in fremden Ländern in hohem Preise und nimmt daher die Ausfuhr zu, so entsteht gewöhnlich ein Geschrei, wir würden uns dadurch im Lande selbst eine Hungersnoth zuziehn. Sodann folgt ein Verbot, das sich auf die eingebildete Noth der Armuth gründet. Allerdings sollte man dem Armen, wenn er Noth leidet, helfen; muß man aber deßhalb dem Landmanne, der sein Getraide, wenn es von Ausländern gesucht wird, zu hohem Preise los wer-

den kann, durch ein Ausfuhrverbot zwingen, nicht nur von dem Armen, sondern von Jedem, auch dem Reichsten, einen niedrigen Preis zu nehmen? Die Pflicht, dem Armen beizustehn, kömmt dem Reichen zu; durch diese Vorkehrung aber wird die ganze Last dem Landmanne aufgebürdet, der, nächst den Armen, auch die Reichen freihalten muß. Diejenigen Armen, die von den Gemeinden ernährt werden, können nicht fordern, daß der Landmann sich aufopfere, und da sie auf alle Fälle Brod bekommen, so kann es ihnen gleichviel seyn, ob es wohlfeil, oder theuer ist. Aber auch die Klasse arbeitender Armen, die jetzt vier oder fünf Tage in der Woche arbeiten, haben noch kein Recht sich zu beschweren, und vom Staate Unterstützung zu fordern, wenn gleich das Brod so theuer werden sollte, daß sie nun, wie die zehn Gebote befehlen, sechs Tage lang arbeiten müßten. Im Verhältniß bleiben also in jeder Gegend gewiß nur einige wenige Familien übrig, die bei Krankheiten, bei einer großen Menge Kinder, u. s. w. durch einen hohen Fruchtpreis so gedrückt werden, daß sie auf Unterstützung Anspruch hätten; für diese sollte man aber durch besondere Wohlthaten sorgen, ohne den Vortheil des Landmanns zu beschränken.

Diejenigen, die da besorgen, durch die Ausfuhr des Getraides könne das Land so erschöpft werden, daß wir am Ende selbst verhungern müßten, fürchten Etwas, das nie geschah, und nie geschehen kann. Mit gleichem Grunde könnten sie bei der Ebbe des Meeres fürchten, das Wasser werde ganz verlaufen. Der Kornpreis wird schon, so wie das Wasser, sein richtiges Verhältniß finden. Je mehr wir ausführen, desto theurer wird es bei uns: je mehr sie im Auslande bekommen, desto

wohlfeiler wird es dort: sobald die Preise gleich werden, legt sich die Ausfuhr. Da die Witterung in verschiedenen Ländern verschieden ist, so kann das Unglück eines Mißwachses nie allgemein seyn. Ständen nur alle Häven immer offen, und wäre aller Handel frei, so würde jedes an der See liegende Land Brod zu einem Mittelpreise, nach dem Verhältnisse sämmtlicher Ärnten, haben. Wahrscheinlich würde sich von selbst Alles besser ausgleichen, als wir es durch unsere künstlichen Anstalten bewirken können, und der Ackerbau würde weit kräftigere Aufmunterung erhalten, als unsere Prämien, ꝛc. sind. Die ganze Nation würde ihr Brod um diesen Mittelpreis essen: ein Volk aber, das zu irgend einer Zeit auf eine unmenschliche Weise sich weigert, fremdes Elend zu erleichtern, verdient kein Mitleid, wenn es selbst in Noth ist.

Der Pöbel arbeitet nie aus Vergnügen, immer nur aus Noth. Wohlfeile Lebensmittel machen ihn träge: es geschieht dann weniger; die Arbeit wird verhältnißmäßig theurer bezahlt, und gewöhnlich steigt der Preis der Fabrikate. Theurung der Lebensmittel hingegen nöthigt den Fabrikanten mehrere Tage und mehrere Stunden zu arbeiten; so wird mehr verfertigt, als der gewöhnliche Verbrauch erfordert; die Arbeit wird wohlfeiler, und mit ihr die Manufacturen.

Vielleicht wäre es im Ganzen weit besser, wenn die Regierung sich nicht weiter mit dem Handel abgäbe, als daß sie ihn schützte, und ihm seinen Lauf ließe. Die meisten Acten, Verordnungen, Beschlüsse und Placate der Parlamenter, Fürsten und Staaten zur Einrichtung, Leitung oder Einschränkung des Han-

dels sind entweder politische Sünden, oder Speculationen schlauer Köpfe zu ihrem eignen Vortheile, die sie unter dem Vorwande des allgemeinen Besten durchsetzten. Als Colbert einige alte und verständige französische Kaufleute zusammenkommen ließ, und ihren Rath verlangte, wie er dem Handel am Besten aufhelfen könne, so gaben sie, nach einiger Überlegung, ihr Gutachten mit drei Worten: „Laissez nous faire!" („Lassen Sie uns machen!") Ein sehr gründlicher Schriftsteller eben dieser Nation versichert, derjenige sey in der Politik weit gekommen, der die Maxime: „Pas trop gouverner," (Nicht zu viel regieren,) in ihrer ganzen Bedeutung einsehe. Ihre Anwendung auf den Handel würde vielleicht nützlicher seyn, als auf irgend eine andere Angelegenheit, und es wäre wohl zu wünschen, der Handel möchte zwischen allen Nationen der Erde eben so frei seyn, wie zwischen den verschiedenen Grafschaften von England; so würden sie alle durch gegenseitige Mittheilung mehr Annehmlichkeiten des Lebens genießen. So wenig jene Grafschaften sich durch freien Handel schaden, so wenig würden die Nationen einander schaden. Nie ward eine Nation durch Handel, war es auch offenbar der nachtheiligste, zu Grunde gerichtet. Überall, wo entbehrliche Dinge gesucht und eingeführt werden, erhält der Fleiß einen Sporn und erzeugt Überfluß. Dürfte man nur nöthige Dinge kaufen, so würden die Menschen nicht mehr, als sie hierzu brauchten, arbeiten.

Hätten die Spanier und Portugiesen den Zweck ihrer thörigten Gesetze zur Einsperrung des Guckgucks (wie Locke sich ausdrückt) erreicht; hätten sie alle ihr Gold und Silber bei sich behalten, so

würden diese Metalle jetzt nicht vielmehr, als Blei oder Eisen gelten. Die Menge hätte nothwendig den Werth vermindert. Wir erkennen die Thorheit jener Verordnungen; sind aber unsere eignen verbietenden und einschränkenden Gesetze, die mit der bestimmten Absicht gegeben werden, eine uns günstige Balance des Handels mit andern Nationen zu bewirken, und diese zu nöthigen, uns mit baarem Gelde zu bezahlen — sind Gesetze, welche die unvermeidliche Geldausfuhr verhindern sollen, und die, wenn ihre Befolgung zu erhalten wäre, den Werth des Geldes, eben seines Überflusses wegen, so sehr herabsetzen müßten — sind diese und ähnliche Gesetze mit jenen spanischen nicht Geschwisterkinder? nicht Thorheiten aus einer Familie?

Haben wir gegen die Erzeugnisse fremder Länder nicht Producte unseres eigenen Landes, oder unsers Fleißes zu vertauschen, so können wir uns dieselben schwerlich anders, als durch Betrug und Raub verschaffen. Haben wir Gold- und Silberbergwerke, so können wir Gold und Silber unsere Landesproducte nennen; besitzen wir dergleichen nicht, so können wir uns diese Metalle ehrlicherweise nur dadurch verschaffen, daß wir Producte unsers Landes, oder Fleißes, für sie geben. Diese Metalle sind gleichsam Producte und Fleiß, nur unter einer andern Gestalt. Wir geben sie, wenn der Handel es fordert, im Tausche für die Producte eines andern Landes, welches uns Dinge liefert, die wir nöthiger brauchen, oder wonach wir mehr verlangen. Haben wir mehr Gold und Silber ausgegeben, als wir füglich entbehren können, so wird unser Fleiß von Neuem angereizt, mehr von ihnen zu erwerben, um durch sie die nämlichen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten zu erhalten.

Bekriegen Regenten einander durch Handelsverbote, so schadet sich jeder selbst eben so sehr, als dem Feinde. Kaufleute, die durch ihre Geschäfte das allgemeine Beste des Menschengeschlechts so gut, als Ackerleute, Fischer u. dergl. befördern, sollten nie in ihren Verrichtungen gehindert oder gekränkt werden, sondern im Kriege eben sowohl, als im Frieden, alles Schutzes genießen. Diese Politik wird fast ganz von Leuten, die wir Barbaren nennen, befolgt. Die handeltreibenden Unterthanen aller Mächte, mit denen der Kaiser von Marocco Krieg führt, werden, so lange sie sich auf der Hin- und Herreise im Gesicht seines Gebietes befinden, nicht aufgebracht, noch in die Gefangenschaft geschleppt; im Gegentheile genießen sie einer unbeschränkten Freiheit, in seinen Staaten zu wohnen und zu handeln.

Bei'm Handel ist es nicht, wie bei'm Spiele, wo ein Theil nothwendig verlieren muß, wenn der andere gewinnen soll. Der Gewinn kann hier für beide gleich seyn. Hat A. mehr Korn, als er verbrauchen kann, dabei aber Mangel an Vieh; B. hingegen umgekehrt Überfluß an Vieh und Mangel an Korn; so gewinnen Beide bei'm Tausche, und so wird durch ihn der Lebensgenuß vermehrt.

Keine Regierung ist im Stande, den Papier-Credit, der gewöhnlich unsicher ist, einzuschränken, oder ihm Gränzen zu setzen. Sie könnte eben so gut jedem Individuum für sein ganzes Leben Vorschriften geben, was es in jedem Falle thun und glauben solle. Jedes fühlbare, entstehende und vorübergehende Übel führt, der Natur der Sache nach, sein Gegengift bei sich, und heilt sich am Ende selbst.

VII.

Aesthetische Aufsätze.

43.

Ueber Musik.

(Auszug eines Briefs an Lord Kaims, zu Edinburgh.)

Am 2. Jan. 1762.

— — Sogleich nach meiner Ankunft in Amerika las ich Ihr vortreffliches Werk: Grundsätze der Kritik *), das mir viel Vergnügen gewährte. Nur wünschte ich wohl, Sie hätten das, was die Musik betrifft, tiefer untersucht und gezeigt, daß das Vergnügen, welches Tonkünstler bei'm Anhören der meisten Compositionen im neuesten Geschmacke empfinden, nie das reine, natürliche Vergnügen ist, welches aus der Melodie, oder Harmonie der Töne entspringt, sondern in Eine Klasse

*) Die dritte, von mir durchgesehene und vermehrte Ausgabe der teutschen Uebersetzung desselben erschien zu Leipzig 1790. 3 Bände. gr. 8.

Der Uebers.

Bekriegen Regenten einander durch Handelsverbote, so schadet sich jeder selbst eben so sehr, als dem Feinde. Kaufleute, die durch ihre Geschäfte das allgemeine Beste des Menschengeschlechts so gut, als Ackerleute, Fischer u. dergl. befördern, sollten nie in ihren Verrichtungen gehindert oder gekränkt werden, sondern im Kriege eben sowohl, als im Frieden, alles Schutzes genießen. Diese Politik wird fast ganz von Leuten, die wir Barbaren nennen, befolgt. Die handeltreibenden Unterthanen aller Mächte, mit denen der Kaiser von Marocco Krieg führt, werden, so lange sie sich auf der Hin- und Herreise im Gesicht seines Gebietes befinden, nicht aufgebracht, noch in die Gefangenschaft geschleppt; im Gegentheile genießen sie einer unbeschränkten Freiheit, in seinen Staaten zu wohnen und zu handeln.

Bei'm Handel ist es nicht, wie bei'm Spiele, wo ein Theil nothwendig verlieren muß, wenn der andere gewinnen soll. Der Gewinn kann hier für beide gleich seyn. Hat A. mehr Korn, als er verbrauchen kann, dabei aber Mangel an Vieh; B. hingegen umgekehrt Überfluß an Vieh und Mangel an Korn; so gewinnen Beide bei'm Tausche, und so wird durch ihn der Lebensgenuß vermehrt.

Keine Regierung ist im Stande, den Papier-Credit, der gewöhnlich unsicher ist, einzuschränken, oder ihm Gränzen zu setzen. Sie könnte eben so gut jedem Individuum für sein ganzes Leben Vorschriften geben, was es in jedem Falle thun und glauben solle. Jedes fühlbare, entstehende und vorübergehende Übel führt, der Natur der Sache nach, sein Gegengift bei sich, und heilt sich am Ende selbst.

VII.

Aesthetische Aufsätze.

43.

Ueber Musik.

(Auszug eines Briefs an Lord Kaims, zu Edinburgh.)

Am 2. Jan. 1762.

— — Sogleich nach meiner Ankunft in Amerika las ich Ihr vortreffliches Werk: Grundsätze der Kritik*), das mir viel Vergnügen gewährte. Nur wünschte ich wohl, Sie hätten das, was die Musik betrifft, tiefer untersucht und gezeigt, daß das Vergnügen, welches Tonkünstler bei'm Anhören der meisten Compositionen im neuesten Geschmacke empfinden, nie das reine, natürliche Vergnügen ist, welches aus der Melodie, oder Harmonie der Töne entspringt, sondern in Eine Klasse

*) Die dritte, von mir durchgesehene und vermehrte Ausgabe der teutschen Uebersetzung desselben erschien zu Leipzig 1790. 3 Bände. gr. 8.

Der Uebers.

mit dem Vergnügen gehört, welches Luftspringer und Seiltänzer verschaffen, wenn sie schwere Künste und erstaunliche Sprünge machen. Ich, für mein Theil, glaube, daß Beides ganz auf Eins hinausläuft, und bin gewiß, daß Personen, die keine Kenner der Tonkunst sind, folglich diese Schwierigkeiten gar nicht bemerken, bei dieser Gattung von Musik auch wenig, oder kein Vergnügen empfinden können. Die meisten Compositionen dieser Art sind nichts als gewaltsame Wendungen. Oft traf es sich, daß ich in Concerten, wo die Gesellschaft, wie gewöhnlich, sehr gemischt war, so zu sitzen kam, daß ich fast alle Anwesenden im Gesichte hatte; gleichwohl konnte ich während der Aufführung einer Menge solcher Stücke, — die Bewunderung der spielenden Tonkünstler! — bei den Zuhörern keine Spur von Vergnügen bemerken. Eine alte, ganz einfache schottische Arie hingegen, welche die Musiker verachteten, und die zu spielen man sie kaum bewegen konnte, verursachte augenscheinlich allgemeines Vergnügen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihrem Satze: „Melodie und Harmonie sind, jede für sich, angenehm, und in der Vereinigung entzückend" etwas mehr Ausdehnung gebe, und Ihnen meine besondere Meinung über den Grund vorlege, warum die altschottischen Arien sich so lange erhalten haben, und wahrscheinlich immer erhalten werden, wenn sie anders der Gefahr entgehen können, von den gezwungenen Zierathen der neuern Spieler erstickt zu werden. Diesen Grund finde ich einzig und allein darin, daß sie in der That Compositionen sind, in denen sich Melodie und Harmonie vereinigen, oder richtiger, weil ihre Melodie eine wahre Harmonie ist. Ich rede bloß von den simpeln, einstimmigen Arien. Da dieß etwas paradox klingt, so muß ich mich näher erklären.

Freilich nennt man nach der gemeinen Bedeutung bloß die Folge angenehmer Töne Melodie, so wie die gleichzeitige Existenz solcher Töne Harmonie: weil wir aber, vermöge der Gedächtnißkraft, im Stande sind, einige Augenblicke lang, eine vollkommene Vorstellung von den Schwingungen eines vergangenen Tones festzuhalten, ihn mit dem darauf folgenden Tone zu vergleichen, und ihre Harmonie, oder Dissonanz zu beurtheilen, so wird dadurch ein Gefühl von Harmonie zwischen einem gegenwärtigen und einem vergangenen Tone, die eben so angenehm ist, als zwischen zwei gegenwärtigen Tönen, möglich und wirklich. Nun ist die Einrichtung der alten schottischen Arien von der Beschaffenheit, daß alle Haupttöne, die auf einander folgen, Terzen, Quinten, Octaven, kurz solche Töne sind, die mit dem vorhergehenden Tone accordiren. Die Terzen sind die gebräuchlichsten, weil es sehr angenehme Accorde sind. Ich brauche das Wort Hauptton, um die Noten, auf denen man bei'm Anfange einer Arie aushält, von den kleinen Verbindungsarten zu unterscheiden, die, wie die grammatischen Artikel in der gewöhnlichen Sprache, zur Verbindung der Redetheile dienen.

Wenn ich sage, wir hätten eine ganz vollkommene Vorstellung von einem eben aufgehörten Tone, so berufe ich mich dabei auf das Zeugniß eines Jeden, der Etwas von Musik versteht. Man weiß, wie leicht es ist, einen Ton, den man eben gehört hat, zu wiederholen. Eben so leicht kann ein gutes Ohr bei'm Stimmen eines Instruments entscheiden, ob zwei Saiten stimmen, man mag sie zusammen, oder jede einzeln anschlagen. Eben so leicht ist die Entscheidung vom Gegentheile: ich glaube sogar, die Dissonanz ist merklicher und leichter zu finden,

wenn man jeden Ton einzeln angibt. Denn, schlägt man beide Saiten zusammen an, so hört man zwar, daß die eine höher ist, als die andere; allein, man kann nicht sagen, welche?

Ich habe das Vermögen, die Höhe eines gegenwärtigen, mit der Höhe eines vergangenen Tons zu vergleichen, der Erinnerungskraft zugeschrieben. Sollte aber, wie wohl möglich wäre, im Ohre etwas Ähnliches von dem Statt finden, was wir im Auge bemerken; so würde dieses Vermögen nicht jener Kraft allein zustehen. Vielleicht dauern die, den Nerven des Gehörs, durch irgend einen Ton, mitgetheilten Schwingungen noch einige Zeit fort, wenn auch die Ursache derselben aufgehört hat, und die Vergleichung derselben hilft uns vielleicht das Stimmen oder Nichtstimmen des folgenden Tons besser unterscheiden. Der Eindruck, den ein leuchtender Gegenstand auf die Sehenerven macht, dauert zwanzig bis dreißig Secunden. Sieht man an einem heitern Tage, wenn man im Zimmer sitzt, eine Zeitlang in die Mitte eines Fensters, und schließt sodann die Augen, so bleibt die Gestalt des Fensters eine Zeitlang im Auge, und zwar so deutlich, daß man im Stande ist, die einzelnen Fächer zu zählen. Merkwürdig ist bei dieser Erfahrung der Umstand, daß der Eindruck der Form sich besser erhält, als der Eindruck der Farbe. Denn, sobald man die Augen schließt, scheinen die Glasfächer, wenn man das Bild des Fensters anfängt wahrzunehmen, dunkel, die Querhölzer der Kreuze aber, die Rahmen und die Wand umher weiß oder glänzend. Vermehrt man jedoch die Dunkelheit der Augen dadurch, daß man die Hände über sie hält, so erfolgt sogleich das Gegentheil. Die Fächer erscheinen leuchtend, und

die Querhölzer dunkel. Zieht man die Hand weg, so erfolgt eine neue Veränderung, die Alles wieder in den ersten Stand setzt. Ein Phänomen, das ich so wenig zu erklären weiß, als folgendes. Hat man lange durch eine gemeine grüne oder sogenannte Conservations-Brille gesehn, und nimmt sie nun ab, so sieht das weiße Papier eines Buchs röthlich aus, so wie es grünlich aussieht, wenn man lange durch rothe Brillen gesehen hat. Dieß scheint eine noch nicht erklärte Verwandtschaft der grünen und rothen Farbe anzuzeigen.

Ich komme wieder auf meinen ersten Gegenstand zurück. Betrachten wir die Urheber jener alten Arien, und die Art, wie sie Anfangs gespielt wurden, so finden wir, daß diese harmonischen Tonfolgen natürlich und sogar dieser Succession nothwendig waren. Sie wurden von Minstrels gesetzt, in Begleitung der Stimme auf der Harfe gespielt zu werden. Die Harfe war damals mit eisernen Saiten bezogen, die einen lang anhaltenden Ton von sich geben, und hatten nicht die Vorrichtungen unserer neuen Clavecins, keine Dämpfer, wodurch man den Ton der vorhergegangenen Note in eben dem Augenblick aufhält, als der folgende anfängt. Um also einen wirklichen Mißlaut zu vermeiden, mußte nothwendig die folgende Hauptnote mit der vorhergehenden stimmen, weil sie zusammentönten. Auf diesem Umstande beruht die Schönheit dieser Arien, die so lange gefallen haben, und stets gefallen werden, wenn man gleich kaum an das denkt, wodurch sie gefallen. Meine Vermuthung, daß jene Arien ursprünglich für die Harfe (und zwar für die einfachste Gattung derselben, welche bloß die halben Töne der natürlichen Scale und nur zwei Octaven von E bis C hatte) gesetzt wurden, wird noch durch einen

andern Umstand bestätigt. Keine von diesen wirklich alten Arien enthält nämlich auch nur einen einzigen künstlichen halben Ton, und in den Arien, da, wo es der Stimme bequemer gewesen wäre, die Töne in der Mitte der Harfe zu brauchen und den Schlüssel in F zu setzen, wird das b, das ein halbbetontes b hätte seyn müssen, wenn es gebräuchlich gewesen wäre, immer ausgelassen, und man springt über dasselbe durch eine Terze hinweg. Die Kenner der neuen Musik, die Virtuosen, werden sagen, ich besitze keinen Geschmack. Dennoch erkühne ich mich, hinzuzufügen, daß ich überzeugt bin, unsere Vorfahren empfanden ein lebhafteres Vergnügen, wenn sie ein deutlich ausgesprochnes, nach einer dieser Melodien gesungenes, mit der Harfe begleitetes Liedchen hörten, als unsre meisten neuen Opern geben können, bei denen das größte Vergnügen aus den Decorationen und Tänzen geschöpft wird. Da den meisten Arien von neuer Composition jene natürliche Harmonie, sammt ihrer Melodie, fehlt, so hat man seine Zuflucht zur künstlichen Harmonie eines Basses und anderer Begleitung genommen *). Die alten Melodien konnten, meines Bedün-

*) Der berühmte Jean Jacques Rousseau scheint, nach seinem Dictionnaire de Musique zu schließen, ähnliche Ideen von der Harmonie der Neuern gehegt zu haben. Er drückt sich darüber also aus: „Rameau behauptet, Discante, von einer gewissen Einfachheit, gäben ihre Bässe von selbst an, und Jeder, der nur ein richtiges, wenn gleich ungeübtes, Gehör habe, könne mit bloßer natürlicher Anlage diesen Baß sehr leicht finden. Allein das ist ein Vorurtheil dieses Tonkünstlers, welches mit aller Erfahrung streitet. Wer weder Baß, noch Harmonie gehört hat, wird nicht allein von selbst weder

kens, dieser Nothhülfe entbehren, die in ihnen mehr Unordnung verursacht, als Annehmlichkeit erzeugt haben würde.

diesen Baß, noch diese Harmonie finden: sie werden ihm sogar, wenn er sie hört, mißfallen, und er wird den bloßen Einklang weit vorziehen. — — Wenn man bedenkt, daß unter allen Bewohnern der Erde, die sämmtlich Musik und Gesang kennen, die Europäer die Einzigen sind, die eine Harmonie und Accorde haben, und diese Mischung schön finden; wenn man bedenkt, daß die Welt so viele Jahrhunderte gestanden hat, ohne daß Eine von allen den Nationen, die sich mit den schönen Künsten beschäftigten, auf diese Harmonie gerathen ist; daß kein Thier, kein Vogel, kein Wesen in der Natur einen andern Accord hervorbringt, als den Einklang, noch eine andere Musik, als die Melodie; daß die so in's Ohr fallenden, so musikalischen morgenländischen Sprachen, das so feine, empfindliche und in der Kunst geübte griechische Ohr, diese so empfindsamen und wollüstigen Völker nie auf unsere Harmonie gebracht haben; daß die Musik, ohne sie, sonst so wunderbare und jetzt, mit ihr, nur so schwache Wirkungen hervorbringt; daß es endlich nordischen Völkern, deren gröbere und rohe Organe mehr von dem Geräusch und der Stärke der Stimmen, als von der Annehmlichkeit der Accente und den lieblichen Wendungen der Melodie gerührt werden, vorbehalten blieb, diese große Entdeckung zu machen, und sie als Richtschnur aller Regeln der Kunst aufzustellen — bedenkt man alles das, so kann man sich der Vermuthung nicht erwehren, unsere ganze Harmonie sey nichts, als eine gothische und barbarische Erfindung, die uns nie in den Sinn gekommen wäre, wenn wir für wirkliche Kunstschönheit und natürliche Musik mehr Empfänglichkeit gehabt hätten."

Schwerlich wird Jemand, der sie von Jacob Oswald auf seiner Violine spielen hörten, mir dieß abstreiten wollen. Mehr als einmal sah' ich, wie seinen Zuhörern Freudenthränen in die Augen traten. Ja, ich bin überzeugt, er würde durch seinen Vortrag von dergleichen Arien noch weit entzückenderes Vergnügen erregt haben, wenn er sie mit weniger neuem Aufputze gespielt hätte.

44.

Ueber eine Ballade.

(An Herrn Johann Franklin, zu New-York in Neu-England.

Lieber Bruder! Deine Ballade hat meinen Beifall, und ich finde, daß sie ihrem Zwecke, den Geschmack an thörigen Verschwendungen zu tadeln, und zum Fleiße und häuslicher Sparsamkeit aufzumuntern, vollkommen entspricht. Kannst Du es dahin bringen, daß sie in Deiner Provinz durchgehends gesungen wird, so muß sie wahrscheinlich einen guten Theil der Wirkung hervorbringen, die Du von ihr erwartest. Da es aber Deine Absicht war, sie in Jedermanns Hände zu bringen, so nimmt mich's desto mehr Wunder, daß Du eine so ungewöhnliche Versart gewählt hast, die sich für ein Lied, das von Jedermann gesungen werden soll, schwerlich schickt. Hättest Du das Metrum nach einer alten, wohlbekannten Melodie eingerichtet, so würde sie sich ohne

fehlbar ungleich schneller verbreitet haben, als jetzt selbst mit der besten Melodie, die Du ausdrücklich dafür setzen kannst, schwerlich geschehen wird. Auch glaube ich, wenn Du Deine Ballade einem jungen Bauermädchen aus einem Thale von Massachusets gäbest, die, außer den Kirchenliedern, dem Chevichase *) The children in the wood, La Dame Espagniole, oder sonst einem alten schlichten Gesange, nie eine Musik gehört, dabei jedoch von Natur ein gutes Ohr hätte, sie würde wahrscheinlich eine angenehmere, und für den Zweck Deines Gedichts passendere Volksmelodie wählen, als irgend einer unsrer größten Virtuosen. Dieser Zweck würde nämlich weit vollständiger erreicht werden, wenn man, indem man die Ballade singen hörte, nicht allein kein Wort davon verlöre, sondern auch bei'm Singen eben so gut, als bei'm Lesen, den Nachdruck, den Du auf gewisse Worte gelegt haben willst, bemerken könnte: denn von diesen Umständen hängt die Wirkung und der Eindruck, den ein Gesang hervorbringen soll, größtentheils ab. Doch will ich versuchen, eine, so viel möglich, passende Melodie setzen zu lassen.

*) Chevy-Jagd, (chevy-chase). Diesen Namen führt dieses alte Lied von der Jagd, die der Graf Percy von Northumberland in dem Gebirge Chevy oder Cheviat, im Gebiete des schottischen Grafen Douglas, mit dem er in Feindschaft lebte, anstellte, und welche zu dem kleinen Kriege zwischen beiden Grafen, den es besingt, Anlaß gab. Dieses alte Lied ist die Lieblings-Ballade des gemeinen Volks in England, und Br. Johnson pflegte zu sagen, er möchte es lieber gemacht haben, als alle seine Werke.

Der Uebers.

Glaube nicht, ich suche die Geschicklichkeit unserer Componisten zu verkleinern. Ihre Werke sind für Kenner vortrefflich, und sie verschaffen sich einander gegenseitig den schönsten Genuß; nur in der Composition der Volkslieder scheint der Geschmack ganz außer der Natur, oder vielmehr wider die Natur zu seyn: gleichwohl lassen sie sich alle, einer oder zwei ausgenommen, von dem Strome hinreißen.

Du suchst, ganz im Geiste der alten Gesetzgeber, durch den Einfluß der mit Tonkunst vereinigten Poesie, Deinem Vaterlande Sitten zu geben. So weit man von den alten Gesängen urtheilen kann, war ihre Musik einfach, und stimmte von selbst in Ansehung der Mensur, der Cadencen, des Accents, u. s. w. mit der gewöhnlichen Aussprache der Wörter überein, ohne je durch Verkürzung langer, oder Verlängerung kurzer Sylben der Sprache Gewalt anzuthun. Singen war bei ihnen nichts, als eine angenehmere, melodische Art zu sprechen. Ihr Gesang war aller Annehmlichkeit der declamirenden Prosa fähig, womit er noch das Vergnügen der Harmonie verband. Bei einem neuen Gesange hingegen, fallen alle diese Eigenschaften und Schönheiten der gemeinen Rede hinweg, und an deren Stelle treten Fehler und kindische Schnirkel, die für Reize verkauft werden. Da es Dir vielleicht Überwindung kosten dürfte, mir auf mein Wort zu glauben, so muß ich einen förmlichen Beweis führen. Hier ist das erste, beste Lied, das mir in die Hände fällt. Es ist von der Composition eines unserer größten Meister, des unsterblichen Händel: und zwar nicht etwa ein jugendlicher Versuch, ehe sein Geschmack gereift war; nein, er hat es verfertigt, als er schon den Gipfel seines Ruhms erreicht hatte.

Alle Anhänger dieses Künstlers bewundern es, und wirklich ist es auch, in seiner Art, vortrefflich. Ich meine den berühmten Gesang aus dem Nachtrage zum Judas Maccabäus. Unter den vielen Mängeln und Versündigungen gegen die Sprache, bemerke ich nur folgende:

1) Den schlecht angebrachten Accent, der auf unbedeutenden Worten, oder auf falschgebrauchten Sylben, steht.

2) Das Schleppen, wodurch die Aussprache der Worte und Sylben über ihr natürliches Maas ausgedehnt wird.

3) Das Stammeln, indem er aus Einer Sylbe mehrere macht.

4) Die Unverständlichkeit, die aus den drei angegebenen Umständen zusammen entsteht.

5) Die Tautologie, oder unnütze Wiederholung; endlich

6) der volle Ausbruch der Instrumente, ohne Zweck.

Man gebe einem großen Sänger eine unsrer schönsten Arien, und lasse sie ihm in einer Gesellschaft singen, die sie nicht schon kennt, so wird man finden, daß die Leute von zehn Worten sicher nicht drei verstehn. Daher die Gewohnheit, daß man in Conzerten und Opern, in den Händen derer, die dasjenige, was die besten

Sänger singen, gern verstehen mögen, Bücher sieht. Nimmt man dagegen einen von diesen schönen, mit Noten überfüllten Gesängen und liest die Worte desselben, ohne die Wiederholungen, so findet man die Zahl derselben sehr gering, diese aber mit einem Schwall von Noten überladen. Vielleicht gestehst Du mir zu, lieber Bruder, daß in den alten Gesängen die Worte die Hauptsache gewesen; daß man dagegen in den neuern, wo sie, so zu sagen, bloß als Veranlassung zur Composition eines Singstücks angesehen werden, sie kaum einiger Aufmerksamkeit würdigt.

Ich bin unwandelbar

Dein

zärtlicher Bruder

B. Franklin.

Nachschrift.

Noch hätte ich die undeutliche Aussprache unter die Zahl der Fehler gegen die Sprache setzen können, die in den neuen Gesängen für Schönheiten gelten. Allein, da dieses mehr Fehler der Sänger, als der Componisten zu seyn scheint, so habe ich hier, wo ich bloß von der Composition sprach, desselben nicht gedacht. Ein geschmackvoller, d. h. ein modischer Sänger, den ich kenne, läßt alle harten Mitlauter aus, und mildert alle harten Sylben der Wörter, die doch dazu dienen, sie von einander zu unterscheiden. Auf diese Weise hört man

bloß eine bewundernswürdige Kehle, und versteht das, was gesungen wird, eben so wenig, als wenn die Arie auf irgend einem Instrumente gespielt würde. Sonst bemühten sich die Tonkünstler, Instrumente zu machen, die die Menschenstimme nachahmten: jetzt thun sie gerade das Gegentheil, indem sie aus der Stimme gern ein bloßes Instrument machen möchten. So verfertigte man die Perrucken Anfangs zur Nachahmung von schönem, natürlichem Haupthaare: nachdem sie aber, zum Theil unter sehr unnatürlichen Formen, allgemein Mode worden waren, so erlebten wir's, die natürlichen Haare so frisirt zu sehn, doß man sie für Perrucken halten möchte.

45.

Der Triumph der Künste.

(Eine Ode auf die Stiftung der Königlichen Akademie der Künste zu London, am 1. Januar 1769) *).

Als Zwietracht jüngst ihren tödlichen Athem auf die schönen Reiche der Kunst und Wissenschaft hauchte, neigte der vernachlässigte Genius sein sinkendes Haupt, und erfüllte jedes tonvolle Herz mit Kummer. Apoll beweinte die zerbrochene Leier; er weinte, als er das traurige Chor seiner geliebten Musen, verbannt, und auf ihren Sitzen Alekto herrschen sah.

Aber siehe! Britannia trug ihren Jammer vor den Thron der Güte, wo nie der Schmerz unerhört weinte, nie das gekränkte Verdienst vergebens flehte. Der Monarch vernahm ihre gerechte Bitte; er sah', er fühlte, und er half. Schnell stimmt' er mit Meisterhand die Saiten, und aus Zwietracht geht Harmonie hervor. So fließt, auf den Wink des Himmels, aus Bösem Gutes; so entstand einst aus dem Chaos die Schöpfung, da Ordnung mit Verwirrung sich vereinte, und streitende Elemente sich verbanden, durch gegenseitige Kraft den großen Plan zu zieren, und die Gottheit des Architekten zu verkündigen.

*) Dieses Gedicht ward am Tage der Eröffnung der Societät, bei einem Gastmahle, in Gegenwart vieler Großen des Reichs abgesungen.

Indeß morgenländische Tyrannen auf ihren trophäenbeladenen Wagen die rothe Fahne des zerstörenden Krieges schwingen, wärmt eine edlere Flamme Georgens Brust; ein schönerer Ehrgeiz erwacht in ihm — einheimisches Verdienst zu pflegen, den verborgenen Saamen des Genies hervorzulocken, den erbitterten Factionen Schweigen zu gebieten, und die sanften Künste des Friedens zu nähren.

Und siehe! Von diesem deutungsvollen Tage an verbreitet die Sonne der Wissenschaft einen reinern Strahl: seht, eine glänzendere Reihe von Jahren beginnt, ein neues Augustisches Alter. Die Zeit wird kommen, und schon naht sie, da Englands geschmackvolle Jugend nicht mehr zu Italiens klassischem Ufer wandern, nicht unter fremden Himmeln mehr umherschweifen wird, Muster zu suchen, die sie besser in der Heimath findet. Mit Entzücken sieht die prophetische Muse den aufblühenden Ruhm des Vaterlandes; schon sieht sie, Bewunderung im Aug', unsre Titiane, unsre Guido sich erheben, sieht neue Palladio's die Jahrbücher zieren, und britische Raphaele ein künftiges Jahrhundert entzücken.

Unterdeß, ihr Söhne der Kunst, bringt eure Opfer dar, euern Beschützer und König zu ehren! Gebietet der Sculptur, seinen gepriesenen Namen in Marmor zu graben, der so lange daure, wie sein Ruhm! Gebietet dem magischen Pinsel der Malerei, die Gestalten seines geliebten Stammes zu zeichnen, und laßt ihn, so wie er die ganze königliche Linie hindurch fließt, von

höherer Wärme und göttlicher Kraft glühen! Kann die stolze Baukunst noch ihrer alten Schöpferkraft sich rühmen, so heißt sie ein majestätisches Gebäude aufführen, seiner würdig und euer; wo Kunst mit Natur und Sinn sich vermähle, Glanz mit Anmuth, Pracht mit Geschmack, wo, zum vollkommenen Bilde der Seele des Meisters, Schönheit sich mit Stärke verbinde!

Und o! wenn die Muse es wagen darf, ihren niedrigen Gesang mit dem harmoniereichen Chore zu vermischen, so vergönnt ihr, in euerm fröhlichen Gefolge zu erscheinen, und willig, wenn gleich arm, aufrichtig, wenn gleich roh, den König zu preisen, den ihr Herz sich erwählt hat, und den Künsten, die sie liebt, diesen Tribut zu zollen!

Religiose Aufsätze.

46.

Glaubensartikel. Gottesverehrung.

Ich glaube an Ein höchstes, allervollkommenstes Wesen, Urheber und Vater der Götter selbst.

Denn ich glaube, nicht der Mensch allein ist das vollkommenste Wesen, sondern es giebt noch um viel Grade höhere Wesen, als er ist.

So auch, wenn ich mit meiner Einbildung durch und über unser Planetensystem, über die sichtbaren Standsterne selbst hinaus, in jenen durchaus unendlichen Raum dringe und ihn mit Sonnen, wie die unsere, jede wieder mit einem, stets um sie sich bewegenden Weltenreigen bevölkert sehe, scheint mir dieser kleine Ball, worauf wir weben, fast nichts, ich selbst weniger, als nichts und durchaus unbedeutend.

Denke ich so, so halt' ich es für große Eitelkeit, zu wähnen, das allervollkommenste Wesen achte nur im mindesten auf so ein unbedeutendes Nichts, wie den Menschen; um so mehr, da ich gar keinen klaren Begriff vom Unendlichen und Unbegreiflichen habe. Ich kann mir nichts Anderes denken, als daß der unendliche Vater von uns nicht nur keinen Dienst und Preis erwartet oder fordert, sondern darüber sogar unendlich erhaben ist.

Da jedoch in allen Menschen ein gewisser Naturzug ist, der auf Andacht, oder Verehrung einer unsichtbaren

Macht geht; da die Menschen vor allen übrigen Geschöpfen, die wir in dieser Welt kennen, mit Vernunft begabt sind: so denke ich, es wird von mir gefordert und ist meine Pflicht, als Mensch, einem Etwas göttliche Ehrfurcht zu weihen.

So denke ich dann, der Unendliche hat viel Wesen, oder Götter geschaffen, die weit höher stehen, als der Mensch, die seine Vollkommenheiten besser begreifen, ihn vernünftiger und rühmlicher preisen können, als wir. Wie auch unter uns Menschen ein geistreicher Maler, oder Baukünstler sich mehr durch den Beifall weiser Männer und Künstler geehrt und geschmeichelt fühlt, als durch das Lob der Unwissenden, oder Kinder.

Diese erschaffenen Götter mögen unsterblich seyn, oder auch nach vielen Zeitaltern wechseln und von andern ersetzt werden.

Wie dem sey, ich denke, jeder von ihnen ist überaus weise, gut und sehr mächtig; jeder hat für sich eine glorreiche Sonne mit einem schönen und bewundernswürdigen Planetensystem gemacht.

Diesen besondern, weisen und guten Gott, den Urheber und Eigenthümer unseres Systems, stelle ich mir als Gegenstand meines Preises und meiner Anbetung vor.

Denn ich denke, er hat manche von den Leidenschaften, die er in uns gelegt, in sich, und, da er uns Vernunft gegeben, wodurch wir seine Weisheit in der Schöpfung beobachten können, so ist er auch nicht darüber hinaus, für uns zu sorgen, freut sich unsers Lobes, wird beleidigt wenn wir ihn gering achten, oder seinen Ruhm vernachlässigen.

Ich denke aus vielen Gründen, er ist ein gutes Wesen; und da ich glücklich seyn würde, wenn ich ein so weises, gutes und mächtiges Wesen zum Freunde hätte, so laßt mich erwägen, wie ich wohl mich ihm am angenehmsten machen möchte.

Nächst dem, seiner Weisheit gebührenden und aus ihr entspringenden Lobe, glaub' ich, er freut und ergötzt sich am Glück derer, die er geschaffen; und, da ein Mensch ohne Tugend in dieser Welt nicht glücklich seyn kann, so glaub' ich fest, es freut ihn, mich tugendhaft zu sehen, weil es ihn freut, mich glücklich zu sehen.

Da er viele Dinge, wie es scheint, lediglich zum Vergnügen des Menschen geschaffen, so glaube ich, es beleidigt ihn nicht, wenn er seine Kinder sich irgend wie unschuldig erfreuen sieht; ich halte aber kein Vergnügen für unschuldig, das Menschen schadet.

Ich liebe ihn also um seiner Güte willen, und bete ihn an um seiner Weisheit willen.

Laßt mich also meinen Gott stets preisen! Denn das gebührt ihm und ist alles, was ich ihm für seine viele Gunst und große Güte erwiedern kann; laßt mich entschlossen tugendhaft seyn, damit ich glücklich sey, damit ich ihm gefalle, der sich freut, mich glücklich zu sehen! Amen.

Anbetung.

Da ich bedenke, daß, ehe ich mich an meine Gottheit wende, meine Seele still und heiter, frei von Leidenschaft und Störung, oder von vernünftiger Freude und Wonne gehoben seyn muß, so muß ich in einer Haltung

erscheinen, die kindliche Achtung mit einer Art Lächeln, das innerliche Freude, Zufriedenheit und Bewunderung ausdrückt.

O weiser Gott, mein guter Vater! Du siehst die Aufrichtigkeit meines Herzens und meiner Ergebenheit; schenke mir fort und fort deine Gunst!

1. O Schöpfer, Vater! Ich glaube, du bist gut und freust dich der Freude deiner Kinder. Dein Name sey gepriesen immerdar!

2. Durch deine Macht hast du die glorreiche Sonne und ihre ihr anhängenden Welten gemacht; durch die Kraft deines mächtigen Willens erhielten sie zuerst ihre wundergleiche Bewegung und durch deine Weisheit hast du ihnen die Gesetze ihrer Bewegung vorgeschrieben. — Dein Name ꝛc.

3. Durch deine Weisheit hast du alle Dinge gebildet, hast den Menschen erschaffen, ihm Leben und Vernunft geschenkt, und an Würde über deine andern irdischen Geschöpfe gestellt. — Dein ꝛc.

4. Deine Weisheit, Macht und Güte zeigen sich überall deutlich, in der Luft und im Wasser, am Himmel und auf der Erde. Du sorgest für die vielen beschwingten Vögel und die unzähligen Bewohner der Gewässer; giebst Kälte und Wärme, Regen und Sonnenschein zu ihrer Zeit und den Früchten der Erde ihr Wachsthum! — Dein ꝛc.

5. Du verabscheuest an deinen Geschöpfen Trug und Verrath, Bosheit, Rache, Unmäßigkeit und jedes schädliche Laster; aber du liebst Gerechtigkeit und Aufrichtig-

keit, Freundschaft und Wohlwollen und jegliche Tugend. Du bist mein Freund, mein Vater, mein Wohlthäter. — Dein Name ꝛc.

Hierauf wird es nicht unpassend seyn, etwas aus einem Buche, wie Rays Weisheit Gottes in der Schöpfung, oder Blackmore über die Schöpfung und des Erzbischofs von Cambray Beweis des Daseyns Gottes ꝛc. zu lesen, oder einige Minuten in ernstem Schweigen und Anschauen dieser Gegenstände zu verharren. Dan singe man

Miltons Hymnus an den Schöpfer.

Glorreich ist all dein Werk, des Guten Vater!
Allmächt'ger, dein dieß ganze Weltgebäu,
So wunderschön! Du selbst — wie wunderbar!
Sprecht — ihr vermögts am beßten, Lichtes Söhne,
Engel! Ihr schaut ihn an, ihr kreiset freudig
Mit Sang und Vollaut, einen ewgen Tag,
Um seinen Thron. All' ihr Geschöpf' im Himmel,
Auf Erden, eint euch, ihn allein zu preisen,
Zuerst, zuletzt, immitten, sonder Ende!

Du schönster Stern, im Nachtgefolge letzter,
Wenn du der Dämm'rung nicht vielmehr gehörst,
Tags sichres Pfand, der du den lächelnden Morgen
Mit deinem Strahlenringe krönst, erheb ihn,
Mit Tagsanbruch, in süßer Morgenstunde!
Du Sonne, Seel' und Aug' der großen Welt,
Erkenn' in ihm den Größern, tön' ihm Preis
In deinem ewgen Lauf, so wenn du steigst,
Als wenn du Mittagshöh' erreicht und fällst!
Mond, der du bald aufgehnder Sonn' begegnest,

Bald mit der Standstern' flücht'gem Kreise fliehst,
Und ihr fünf andern Wandelfeu'r, bewegt
In mystischem klangreichen Tanze, tönt
Ihm Preis, der Taglicht rief hervor aus Dunkel!
Luft, und ihr Elemente, der Natur
Urält'ste Kinder, die zu vier, vielförmig,
Gemischt in Kreisgang immerfort hinwandelnd,
All Ding ernähren, zollet sonder Rast
Stets neu und wechselnd unserm Schöpfer Preis!
Ihr Dünst und Nebel, die empor sich heben
Aus Bergen und aus dunkelgrauen Seen,
Bis euern Wollsaum golden malt die Sonne,
Zu Welturhebers Ehre steigt empor,
Ob ihr mit Wolken deckt farblosen Himmel,
Ob durstges Erdreich netzt mit Regenschauern,
Im Fall, wie steigend, fördert seinen Preis!
Preist ihn, ihr Winde, blasend aus vier Kreisen,
Weht heftig, oder sanft! nickt, Bäum' und Pflanzen,
Nickt allzumal zum Zeichen der Verehrung!
Ihr Quellen, die melodischen Gemurmels
Hinfließen, murmelt seinen Preis allein!
Was athmet, eine sich zum Lob! Ihr Vögel,
Die singend auf zum Himmelsthore schweben,
Auf Tönen, Schwingen tragt sein Lob empor!
Was schlüpft im Wasser, wandelt auf der Erde,
Staatlich einhertritt, oder kreucht am Boden,
Zeugt, wenn ich schweige, zeuget früh und spät,
Auf Berg, im Thal, am Quell, in Schattenkühle,
Daß mein Gesang euch weckt', ihn preisen lehrte!

(Hier werde ein Buch, oder ein Stück gelesen, was von Tugend spricht, oder zu ihr ermuntert.)

Bitte.

Inwiefern wir, unserer Unwissenheit halber, nicht gewiß seyn können, ob Manches, was wir in den Bitten der Menschen an die Gottheit oft hören, wenn es uns nun zu Theil würde, auch wirkliches Gut sey, und da ich mit Grund hoffe und glaube, die Güte meines himmlischen Vaters werde mir mein bescheiden Theil zeitlicher Güter nicht versagen, wenn ich durch ein tugendhaftes und heiliges Leben mir seine Gunst und Liebe erwerbe, so will ich nicht um derlei Dinge bitten, sondern lieber demüthig und aufrichtigen Herzens den ernsten Wunsch aussprechen, er möge gnädig meinem stäten Streben und Entschluß, das Laster zu meiden und die Tugend zu umfassen, beistehen. Diese Art zu flehen wird mich zugleich feierlich meines Pflichtenumfangs erinnern.

Daß ich vor Gotteslängnerei, Gottlosigkeit, und unheiligem Frevelsinn bewahrt werde, daß ich, wenn ich zu dir mich wende, sorgfältig Unehrerbietung und Prahlerei, Förmlichkeit und verhaßte Heuchelei meide — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich meinem Fürsten und meinem Vaterlande treu und ergeben, besorgt für sein Beßtes, tapfer in seiner Vertheidigung, gehorsam seinen Gesetzen, so Verrath, als Tyrannei verabscheue — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich meinen Obern pflichgetreu, demüthig und unterwürfig sey, Stolz, Unehrerbietigkeit und Starrsinn meide — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich meinen Untergebenen freundlich mild, herablassend, vergebsam sey, Gnade übe, unschuldig Leidende

schütze, Grausamkeit, Härte, Druck, Uebermuth und unzeitige Strenge meide — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich mich vor Verläumdung und Ehrenschmälerung wahre, Betrug und Neid, Hinterlist, Schmeichelei und Haß, Bosheit, Lüge und Undank verabscheue und meide — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich aufrichtig in Freundschaft, treu in Aufträgen, unpartheiisch im Urtheil, wachsam gegen Stolz und Zorn, diese augenblickliche Tollheit, sey — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich gerecht in allem Wandel, mäßig im Vergnügen, offen und ohne Falsch, menschlich und wohlwollend sey — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich dankbar gegen meine Wohlthäter, großmüthig gegen meine Freunde, liebthätig und freigebig gegen die Armen, barmherzig gegen den Elenden sey — das gieb, o Vater!

Daß ich rechten und schlichten Sinnes, entschlossen in Noth, tapfer in Trübsal, pünctlich im Versprochenen, friedfertig und klug in meinem Benehmen sey — das gieb, o Vater!

Daß ich zart gegen den Schwachen, ehrerbietig gegen das Alter, gütig gegen meine Nachbarn, heiter gegen meine Gefährten, gastlich sey gegen Fremde — das gieb, o Vater!

Daß ich mich wende von List und Bevortheilen, Erpressung, Meineid, und alle Verkehrtheit meide — das gieb o Vater!

Daß ich ehrlich und offenherzig, sanft, mild und gut, frohes Muthes sey, mich über Anderer Gutes freue — das gieb, o Vater!

Daß ich stets auf Ehre und Redlichkeit halte, eine vollkommene Unschuld und ein gutes Gewissen bewahre und endlich wahrhaft tugendreich und großherzig werde — das hilf, guter Gott, hilf, o Vater!

Und, da Undank eines der häßlichsten Laster ist, so werde ich nicht säumig seyn, die vom Himmel mir erzeigte Gunst dankbar anzuerkennen.

Danksagung.

Für Frieden und Freiheit, für Nahrung und Kleidung, Getraide und Wein, und Milch und allerlei gesunde Nahrung — dank' ich dir, guter Gott!

Für die gemeinsame Wohlthat der Luft und des Lichts, für nützliches Feuer und köstliches Wasser — danke ich dir, guter Gott!

Für Kenntniß und Schriftwesen und alle nützliche Kunst, für meine Freunde und ihr Glück, für meine wenigen Feinde dank' ich dir — guter Gott!

Für all deine unzähligen Wohlthaten, für Leben und Vernunft und Gebrauch der Sprache, für Gesundheit und Freude und jede angenehme Stunde — danke ich dir, mein guter Gott!

(Das Weitere fehlt.)

47.

Parabel über brüderliche Liebe.

In jenen Tagen war kein Eisenarbeiter im ganzen Lande. Und die Kaufleute von Midian zogen vorüber mit ihren Kameelen, die Gewürz und Myrrhen, und Balsam und Eisenwaaren trugen.

Und Ruben kaufte eine Axt von den Ismaelitischen Kaufleuten, die er gar hoch hielt; denn es gab keine in seines Vaters Hause.

Und Simeon sagte zu seinem Bruder Ruben: leih mir deine Axt, ich bitte dich. Er aber weigerte sich dessen und wollte nicht.

Und Levi sprach auch zu ihm: Mein Bruder, leih mir deine Axt, ich bitte dich; und er verweigerte sie ihm auch.

Da kam Juda zu Ruben und bat ihn und sprach: Ei, du liebst mich und ich habe dich stets geliebt; schlag mir deine Axt nicht ab!

Aber Ruben wendete sich ab, und schlug sie ihm ebenfalls ab.

Nun begab sich's, daß Ruben Bauholz zimmerte am Ufer des Flusses, und seine Axt fiel hinein und er konnte sie nicht wieder finden.

Da kam Ruben zu Simeon und sagte: Sieh, ich habe meine Axt verloren, meine Arbeit ist unvollendet; leih mir deine, ich bitte dich.

Und Seineon antwortete und sprach: du mochtest mir deine Axt nicht leihen, so leih ich dir denn auch nicht die meine.

Da gieng er zu Levi und sprach: mein Bruder, du kennst meinen Verlust und meinen Bedarf; leih mir, ich bitte dich, deine Axt!

Und Levi schalt ihn und sprach: Du wolltest mir deine Axt nicht geben, als ich es wünschte; ich will aber besser seyn, und dir die meine leihen.

Ruben aber ärgerte sich über Levis Vorwurf; schämte sich, kehrte sich ab, und nahm die Axt nicht, sondern suchte seinen Bruder Juda.

Und er als Juda nahte, sah dieser sein Gesicht mit Schmerz und Schaam bedeckt, kam ihm also zuvor und sprach: mein Bruder, ich kenne deinen Verlust; warum aber wolltest du dich darob härmen? Sieh! hab' ich nicht eine Axt, die dir und mir dienen kann? Nimm sie, ich bitte dich und brauche sie, wie deine eigene!

Und Ruben fiel ihm um den Hals und küßte ihn mit Thränen und sprach: Deine Gefälligkeit ist groß, aber deine Güte, womit du mir vergiebst, ist größer. Wahrlich, du bist mein Bruder und so lange ich lebe, will ich dich sicher lieben.

Und Juda sprach: laß uns auch unsere Brüder lieben; sieh, sind wir nicht alle eines Bluts?

Und Joseph sah dieß Alles und erzählte es seinem Vater Jacob.

Da sprach Jacob: Ruben that Unrecht, aber es reuete ihn. Auch Simeon that Unrecht und Levi war auch nicht tadelsfrei.

Aber Juda's Herz ist fürstlich. Juda hat die Seele eines Königs. Seines Vaters Kinder sollen sich neigen vor ihm und er soll herrschen über seine Brüder.

Vermischten Inhalts.

48.

Der Vielgeschäftige.

(Aus dem Americ. wöchentlichen Merkur vom 28. Jan. bis zum 4. Febr. 1728 — 9.)

Herrn Andreas Bradford.

Mit Folgendem denke ich Ihnen zu melden, daß ich, nachdem ich lange Ihr geneigter Leser gewesen, endlich auf den Gedanken gekommen bin, selbst Schriftsteller zu werden; nicht im mindesten aber aus Eitelkeit, das versichere ich, noch um eine Rolle zu spielen, sondern lediglich aus Liebe zu meinem Vaterlande.

Ich habe nämlich oft mit Bedauern bemerkt, daß Ihr Merkur nicht immer gleich unterhaltend ist. Das

Ausbleiben erwarteter Schiffe, und der Mangel an Neuigkeiten aus Europa machen ihn häufig gar unergötzlich; und ich finde, das Einfrieren unseres Stroms hat auf Neuigkeiten, wie auf Handel gleichen Einfluß. Mit noch mehr Bedauern aber hab ich stets die zunehmenden Laster und Thorheiten meiner Landsleute beobachtet; und wiewohl Reformation im Grunde Jedermanns Werk ist, d. h. Einer den Andern bessern sollte, so ist doch in diesem Falle auch wieder wahr, daß, was aller Welt Geschäft ist, Niemands Geschäft ist, und damit ist die Sache abgethan. Nach reiferer Ueberlegung also gedenke ich aller Welt Geschäft ganz selbst zu übernehmen und aus Eifer für das allgemeine Beßte, mich selbst zu einer Art von censor morum zu machen; und da möchte ich denn, mit Ihrer Erlaubniß, den wöchentlichen Merkur als Mittel brauchen, meine Ausstellungen in die Welt zu bringen.

Ich weiß wohl, daß ich damit ein gar undankbares Geschäft übernommen habe, und erwarte, außer meiner Arbeit, nichts für meine Mühe. Ja wahrscheinlich mißfalle ich sogar einer Menge Ihrer Leser, die nicht gern zehn Schilling jährlich werden zahlen wollen, um sich von ihren Fehlern vorreden zu lassen. Da jedoch die meisten Menschen das Mustern und Tadeln gern haben, wenn sie nur nicht selbst der Gegenstand sind, so verspreche ich, wenn Jemand dadurch, daß ich seine besondern Fehler ausstelle, beleidigt wird, er die Genugthuung haben soll, in gar kurzer Zeit seine guten Freunde und Nachbarn in demselben Falle zu sehen.

Das schöne Geschlecht aber versichern Sie nur, daß ich es und seine Angelegenheiten mit äußerster Achtung und Anstand behandeln werde. Ich gedenke, von Zeit

zu Zeit seinem Dienst ein ganzes Capitel zu weihen; und wenn meine Vorlesungen zu Verschönerung der Frauen Gemüther und Schärfung ihres Verstandes irgendwie beitragen, ohne ihre Bescheidenheit zu verletzen, so zweifle ich nicht, ihre Gunst und Aufmunterung zu erlangen.

Es ist ausgemacht, kein Land in der Welt erzeugt von Natur schönere Geister, als das unsere, Männer von Genie für jede Art von Wissen, und fähig, jede Eigenschaft, die unter den Menschen geschätzt wird, bis zur Vollendung auszubilden. Da aber Wenige hier zu Lande gute Bücher nützen können, weßhalb gute Unterhaltung immer seltener wird, so würde es unstreitig Ihren Lesern sehr willkommen gewesen seyn, wenn Sie, statt eines alten, abgedroschenen Artikels aus Moskau oder Ungarn, sie lieber mit einem gutgewählten Auszug aus einem guten Schriftsteller unterhalten hätten. Dieß werde ich zuweilen thun, wenn ich selbst nichts Besseres zu sagen habe. Zuweilen gedenke ich Aufsätze über ethische und philosophische Gegenstände zu liefern, und, weil ich von Natur einen Hang habe, mich in Dinge zu mengen, die mich nichts angehen, so werde ich manchmal auch politisiren. Kann ich nun es so weit bringen, daß ich dem Publicum wöchentlich eine Unterhaltung gewähre, welche bei einer vernünftigen Ergötzlichkeit zugleich mit belehrt, so werde ich meine Mussestunden gut angewendet zu haben glauben. Machen Sie dieß bekannt, so lade ich damit zugleich alle geistreiche Männer und Andere, die so ein Unternehmen billigen, zu Beiträgen ein.

Vermuthlich sind Sie neugierig meinen Namen und Charakter zu erfahren. Da ich nicht nach dem Lobe der Menge geize, so bin ich entschlossen, unbekannt zu bleiben;

es giebt dermalen von unserer Familie und Verwandten so viele im Lande, daß, wiewohl ich meinen Namen lang und breit unterzeichne, ich doch nicht im mindesten besorge, daran erkannt und unterschieden zu werden. Meinen Charakter — ja den möchte ich Ihnen wohl gern schildern; aber ich möchte mich nicht gern selbst loben, damit man nicht etwa sage, mein Lobredner sey todt; und zu meinem Nachtheil Etwas zu sagen, find ich mich vor der Hand nicht gemuthet.

Gewöhnlich sprechen Schriftsteller bei ihren ersten Leistungen also zu ihren Lesern: findet dieß eine gehörige Aufnahme, oder gebührende Aufmunterung, so soll in der Folge erscheinen ꝛc. Damit aber verrathen sie nur, wie viel Werth sie auf ihre Sache legen, und denken, die Leser zum Beifall zu zwingen durch die Drohung, daß, wenn man das bereits Gegebene nicht lobe, so wollen sie nichts wieder schreiben; und es ist doch wohl gleichviel, ob sie schreiben, oder es bleiben lassen. Da ich nun bemerkt habe, daß Kunstrichter darum nicht günstiger urtheilen, so werde ich nie Etwas der Art sagen, und schließe damit daß, wenn Sie mir eine Flasche Tinte und ein Buch Papier durch Ueberbringer senden wollen, so können Sie sich darauf verlassen, mehr zu hören von ihrem ergebensten Diener

dem Vielgeschäftigen.

49.

Herr von Rochefoucault sagt irgendwo in seinen Denkmürdigkeiten, Prinz Condé habe sich sehr am Lächerlichen gefreut, und häufig sich zu halben Tagen auf seinem Zimmer mit einem Liebling eingeschlossen, absichtlich, um sich an der schwachen, oder lächerlichen Seite jeder ausgezeichneten Person am Hofe zu ergötzen. Derselbe Liebling sagte nachher in einer Gesellschaft, er hielt nichts für Lächerlicher, als eben wieder diesen Humor des Prinzen; und ich bin beinahe der Meinung auch. Der allgemeine Hang zu dieser Ausschmückung unter uns (welche, fürcht' ich, nur zu oft meine lieben Landsleute statt Witzes gröblich hintergangen hat) und der Beifall, den sie unter dem aufblühenden Geschlecht findet, machen mich für den künftigen Ruf meines Vaterlands besorgt. Ein junger bescheidener Mann — und Bescheidenheit ist immer Beweis großer Fähigkeiten — wird dadurch abgeschreckt, im Leben irgendwie aufzutreten; seine Besorgniß, ausgelacht zu werden, zwingt ihn, eher in unruhiger Dunkelheit zu bleiben, ohne daß er Gelegenheit bekommt, sein Verdienst selbst kennen zu lernen, oder der Welt zu entdecken, als daß er an einer Stelle auftreten sollte, wo ein Witzwort, oder ein drolliger Einfall für Verstand, Lärm für Vernunft gilt, und die Stärke der Gründe nach der Kraft der Lungen ermessen wird. Unter dergleichen witzigen Herrn wollen wir doch einmal Ridentius betrachten. Welche verächtliche Figur spielt er mit seinem Troß winziger Bewunderer! Dieser Wicht kann sich stundenlang mit der Hutspitze eines anderen, seinem Absatz am Schuh, einem unbeachteten Ausdruck im Gespräch, oder gar einem persönlichen Gebrechen unter-

halten; und der Höhepunct seines niederen Ehrgeizes ist, Einen aus der Gesellschaft roth zu machen, der vielleicht eben so viel, als er, zur Zeche zahlen muß. Wenn solch ein Gesell das Lachen zum einzigen Zweck und Ziel seines Lebens macht, wenn es zu seiner Constitution unumgänglich gehört, oder er Lust hat, schnell fett zu werden, laßt ihn immerhin essen; laßt ihm nachweisen, wo etwa ein Paar alberne Tröpfe für ein vier Penny Quart sich auslachen lassen; aber, wo Freunde zu Unterhaltung und anständiger Erhohlung von Geschäften zusammenkommen, einen zum Zielpunct der Gesellschaft, und vier auf Kosten des Fünften lustig zu machen, das ist doch roh und unanständig.

Wie ganz anders ist dagegen der gutartig heitere Eugenius! Er sprach noch nie anders, als in der Absicht zu ergötzen und zu gefallen, und hat das auch noch nie verfehlt. Er bringt viel lieber den Witz seiner Freunde an, als daß er sich bewundern ließe; und ist einer in der Gesellschaft so unglücklich, ein wenig zu nah getroffen zu werden, gleich dreht er sinnreich die Spitze des Lächerlichen anders wohin, und macht sich lieber selbst lächerlich, als daß er seinen Freund in Verlegenheit setzte.

Unter die Lacherzunft rechne ich die Herrlein, die Satyren schreiben und in der Tasche mit sich herumführen, und überall, wo sie hinkommen, vorlesen. Sie nehmen den übeln Geschmack der Stadt wahr, und machen sich durch ein Bündel winzigen gemeinen Unsinns berühmt, wofür Jeder, der nur ein bischen Feinheit hat, sie eher mit Füßen treten, als bewundern sollte. Diese halte ich für die Unverbesserlichsten meiner Leser; ja ich erwarte sogar, daß sie über den Vielgeschäftigen selbst Possen reißen. Da

bittet er sie denn nur um die Gefälligkeit, wenn sie durchaus ihren übermäßigen Schreibkitzel nicht besiegen können, ihn nur gradehin mit beißenden Liedern anzugreifen; denn eine Satyre fürchtet er nicht halb so sehr, als einen Anlauf zu einem Lobgedicht.

50.

Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida, nec auster,
Dux inquieti turbidus Adriae,
Nec fulminanlis magna Jovis manus.

Hor.

Man sagt, die Perser hätten in ihrer alten Verfassung öffentliche Schulen gehabt, wo Tugend als freie Kunst, oder Wissenschaft gelehrt worden sey. Und allerdings ist es wesentlich vortheilhafter, daß Einer seine Leidenschaften, trotz der Versuchung, beherrschen, in seinem Wandel gerecht, in seinen Vergnügungen mäßig seyn, im Unglück sich tapfer, in allen Geschäften und Verhältnissen des Lebens klug halten lerne, als daß er Meister in allen andern Künsten und Wissenschaften sey.

Tugend allein genügt, groß, ruhmvoll und glücklich zu machen. Wer Cato kennt, wie ich, kann durchaus nicht anders denken und wird anerkennen, daß er diesen Namen verdient, ohne daß er damit beehrt wird. Cato ist ein Mann, den der Zufall in den unberühmtesten Theil des Landes geworfen. Seine Verhältnisse sind so, daß er nur über den Nothbedarf erhaben ist, ohne darum

im Ueberfluß zu leben; aber wer ist größer als Cato? Noch vor einigen Tagen kam ich zufällig in ein Haus in der Stadt, wo unter andern die ausgezeichnetsten Männer waren. Cato hatte mit Einigen zu thun und pochte an die Thür. Meines Erachtens geben die unbedeutendsten Handlungen eines Mannes, wie die kleinsten Gesichtszüge, einem scharfen Beobachter auch immer einen Begriff von seinem Gemüth. Mir schien er so ganz eigen zu pochen, als ob ein Mann da wäre, der Zutritt gleich sehr verdiente, wie wünschte. Er erschien in der schlichtesten Landmannstracht; sein Oberkleid war grob, sah alt und fadenbloß aus; seine Leinwand war selbstgesponnen, sein Bart stand vielleicht sieben Tage; seine Schuhe waren dick und plump, und so sein ganzer Anzug. Warum würde dieser Mann mit so einmüthiger Ehrerbietung von Allen, selbst denen, die ihn vorher nie gekannt, oder gesehen, empfangen? Es war nicht etwa eine auffallende Gestalt, oder ein großartiger Putz, der uns in Verwunderung setzte. Ich glaube, langgewohnte Tugenden prägen sich sichtbar auf dem Gesichte ab; es lag Etwas in dem seinen, das seine wahrhafte Geistesgröße kund gab, die ebenfalls aus allem, was er sprach, aus seinem ganzen Betragen hervorleuchtete und uns mit einer Art von Verehrung zu ihm aufzublicken zwang. Es liegt so viel Milde, Menschlichkeit und Wohlwollen darin, und doch wieder auch so kecke Entschlossenheit, gleich wenig mißtrauische Blödigkeit, wie unziemliche Zuversicht. Das Bewußtseyn seines angeborenen Werths und seiner unerschütterten Rechtschaffenheit macht ihn ruhig und unerschrocken den Größten und Mächtigsten gegenüber und in den außerordentlichsten Fällen. Seine strenge Gerechtigkeit und anerkannte Unpartheilichkeit machen ihn zum Schiedsrichter aller Zwiste meilenweit um ihn her, ohne

daß er seine Nachbarn drückte, in Verlegenheit setzte, oder in ungewisse Rechtsstreite verwickelte. Er sagt immer, was er meint, ohne sich zu schämen, oder zu fürchten, weil er weiß, er meint es immer gut, und braucht darum nie zu erröthen, noch in die Verlegenheit zu gerathen, daß man ihn auf einer Unwahrheit ertappe. Er thut nie Böses gegen seine Nächsten, darum hat er nie einen lauernden, argwöhnischen Blick. Eine Mischung von Unschuld und Weisheit macht ihn immer alles Ernstes liebevoll. Seine edle Gastlichkeit gegen Fremde nach Vermögen; seine Güte, Mitleid, Muth in der Sache der Unterdrückten, seine Treue in der Freundschaft, seine Demuth, Ehrlichkeit, und Aufrichtigkeit, seine Mäßigung und seine Pflichtmäßigkeit gegen die Regierung, seine Frömmigkeit, Mäßigkeit, Menschenliebe, Großmuth, Gemeinsinn, kurz seine vollendete Tugend machen ihn mit allem Recht zum Stolz seines Vaterlandes.

Die Wackern scheuen nie das Licht;
Sie denken richtig, offen ist ihr Sinn;
Frei, ungeheuchelt lieben sie und hassen;
In Tagesantlitz siehst du stets sie wandeln,
Und ihre Thaten richtet Mensch und Himmel.

Rowe.

Wer, wenn er wählen könnte, möchte nicht lieber diese Schilderung verdienen, als der reichste, gelehrteste oder mächtigste Mann der Landschaft seyn ohne dieß?

Fast Jeder hat von Natur den heißen Wunsch von Andern geachtet und geschätzt zu werden; aber mit Bedauern und Schmerzen seh ich, wie so Wenige den rechten und unfehlbaren Weg dazu einschlagen. Dieser le-

benswerthe Ehrgeiz wird nur zu häufig falsch und oft schlecht angewendet. Manche trachten, um angesehen zu werden, nach Gelehrsamkeit; Manche nach Reichthum; Einige mögen gern für witzig gelten, Andere mühen sich bloß, sich hübsch zu machen; aber was ist Witz, Reichthum, Gestalt oder Gelehrsamkeit im Vergleich zu Tugend? Es ist wahr, wir lieben das Schöne, geben dem Gelehrten unsern Beifall, und fürchten den Reichen und Mächtigen; aber wir verehren, ja beten an den Tugendhaften. Das ist gar nicht befremdlich; denn tugendhafte Männer sind so selten, so gar selten. Bemühten wir uns eben so sehr, gut, als groß zu werden, wir würden wirklich durch Güte groß und die Zahl achtungswerther Menschen erhielt einen Zuwachs; aber es ist ein gewaltiger Irrthum groß werden zu wollen ohne Güte, und ich spreche es doch als ganz ausgemacht aus, noch gab es nie einen wahrhaft großen Mann, der nicht auch zugleich ein wahrhaft tugendlicher gewesen wäre.

O Cretico, du finsterer Philosoph, du verschmitzter Staatsmann, du magst listig seyn, weise bist du nicht. Wann wirst du wohl wie Cato geachtet, geehrt und geliebt werden? Wann wirst du unter deinen Geschöpfen diese unverstellte Achtung und die warme Zuneigung finden, wie er? Wirst du denn nimmer einsehen, daß das kriechende, kleinliche, unterwürfige Wesen deiner Untergebenen, wie die Verehrung des Teufels bei den Indiern, mehr Furcht vor dem Schaden, den du ihnen thun könntest, als Dankbarkeit für genossene Gunst ist? Du bist nicht aller Tugend baar, man erzählt sich von dir manches Gute. Laß dir von deinem Freunde rathen, laß die muffigen Schriftsteller, laß sie in Staub und Moder in ihren Schaalen, und lege dich auf ein förderlameres

Studium — die Kenntniß des Menschen und deiner selbst!

Soviel als ernstliches Verbot des Vielgeschäftigen, daß hinfüro Niemand, weß Alters, Geschlechts, Standes, Ranges, Amtes oder Namens er sey, unter welcherlei Vorwand es sey, frage, wer Vf. dieses Aufsatzes ist, bei Strafe seines Mißfallens — bloß seine nahen theuern Verwandten ausgenommen.

Zu bemerken ist, daß wenn etwa schlechte Charaktere im Verlauf dieser Aufsätze ausgestellt werden sollten, kein Einzelner gemeint ist, wenn es nicht ausdrücklich gesagt wird.

Eben so, daß der Vf. keiner Parthei anhängt, sondern allgemeiner Vermittler ist.

NB. Cretico lebt in einer benachbarten Landschaft.

51.

Ne quid nimis!

In meinem ersten Aufsatz lud ich geistreiche und gelehrte Männer ein, sich mit mir für meinen Zweck zu vereinigen. Ich thue es nochmals. Ich wünschte, solche Männer ergriffen diese Gelegenheit, indem sie ihre Gabe zu schreiben versuchten, sich und ihre Freunde zu unter-

halten und den Geschmack der Stadt zu bilden. Und weil ich gern jeden guten Kopf unseres Landes aufmuntern möchte, so verspreche ich hiemit, jeden kleinen für das Publicum geeigneten, nicht schimpflich von andern erborgten Aufsatz über einen moralischen, oder Andern Gegenstand, herzlich anzunehmen und beßtmöglichst anzubringen. Es wäre doch arg, wenn wir in unserm ganzen Lande nicht soviel gesunden Sinn sollten aufbringen können, daß wir dem Vielgeschäftigen mindestens ein Jahr aushülfen. Ich meines Theils habe bereits erklärt, daß ich hiemit das Beßte meines Vaterlandes, ohne die mindeste unglimpfliche Nebenabsicht, im Herzen und vor Augen habe; indem mein einziger Zweck ist, die edlen Grundsätze der Tugend einzuschärfen und Laster aller Art herabzusetzen. Da ich aber weiß, der Pöbel haßt Belehrung und die Menge würde nicht mehr als die erste Zeile lesen, wenn meine Aufsätze wirklich nichts, als heilsame Lehren und Warnungen enthielten, so muß ich sie zuweilen in ihrer eigenen Manier kurzweilen. Es giebt eine Art berühmter Namen in der Provinz, die allgemein bei'm Volke übel angeschrieben stehen. Kann ich mich nun dann und wann überwinden und einen dieser Herren ein wenig durchziehen, so wird Mancher, der sonst sogleich zu den auswärtigen Nachrichten übergienge, in Erwartung, etwas für seinen Gaumen zu finden, mich lesen. Da ich fest überzeugt bin, die größten Männer unter uns lieben ihr Vaterland aufrichtig, trotz seinem Undank und den Einflüsterungen der neidischen und boshaften Gegner, so zweifle ich nicht, sie werden mir gütigst meine Freiheit zu obenerwähntem Zweck zu gut halten.

Bis jetzt hab ich noch wenig Mitarbeiter, aber sie fangen allmählich an sich zu mehren. Folgender, beim

Drucker für mich abgegebener Brief ist einer der ersten, und ich halte ihn um so höher, weil er von Einer aus dem schönen Geschlecht ist, und weil ich selbst öfter von der darin gerügten Unart gelitten habe.

An den Vielgeschäftigen.

„Mein Herr! Da Sie sich zum censor morum, so hieß es ja wohl, mithin zum Sittenverbesserer aufgeworfen haben, so kenne ich Niemanden, an welchen man sich um Abstellung aller Beschwerden, die man über Mangel an Sittten unter einem Volke führen muß, wenden könnte. Sie sollen wissen, ich bin ein lediges Weib und habe hier in der Stadt ein Gewerb und einen Laden, wovon ich lebe. Nun ist da eine Nachbarin, sonst eine recht angenehme Gesellschafterin, mit der ich auch eine ziemliche Zeit recht vertraut gewesen bin; aber seit einiger Zeit besucht mich das Weib sogar häufig, und hält sich stets so lange auf, daß ich alle Gedult verliere. Ich habe keineswegs Zeit für mich selbst; und Sie müssen als ein kluger Mann nothwendig einsehen, daß doch jedes seine kleinen Geheimnisse und Heimlichkeiten hat, die sich auch dem nächsten Freunde nicht immer mittheilen lassen. Nun darf ich auch nicht das Geringste von der Welt thun, sie muß es wissen; ein Wunder, daß ich noch Zeit habe, Ihnen diesen Brief zu schreiben. Unglücklicherweise achte ich sie recht sehr und weiß gar nicht, wie ich es ihr ohne Unhöflichkeit beibringen soll, daß ich mich freuen würde, wenn ich ihre Gesellschaft weniger genösse; denn deutete ich Etwas der Art an, so fürcht' ich, sie möchte dieß so übel nehmen, daß sie mein Haus nie wieder beträte. Doch leider hab ich Ihnen damit nur die Hälfte meines Ungemachs geklagt. Sie hat zwei Kinder, die gerade groß

genug sind, umherzulaufen und leidlichen Schaden anzurichten; diese sind immer bei der Mama, in meinem Zimmer oder Laden, wenn ich etwa Kunden, oder Leute in Geschäften bei mir sehe. Zuweilen werfen sie mir die Waaren vom Tische auf die Erde, vielleicht gar dahin, wo eben eines sich verunreinigt hat. Meine Freundin hebt das Zeuch auf und ruft: „ei du kleiner garstiger ungezogener Schelm! Nun, nun, es hat nicht viel auf sich; es ist ein ganz klein wenig naß", und legt es wieder auf den Tisch. Zuweilen gerathen sie über mein Geldkörbchen hinter dem Zähltisch und erlustigen sich, zu meinem großen Verdruß, damit, daß sie meine Zehn-, Acht- und Vierpennystücke untereinander werfen. Ich suche meinen Aerger soviel als möglich zu verbergen und sortire sie wieder mit ernstem Blick. Da ruft sie, „bemühen Sie sich doch nicht, liebe Nachbarin, lassen Sie sie ein bischen spielen; eh' ich fortgehe, will ich Alles wieder in Ordnung bringen." Aber das geschieht immer so wenig, daß ich, wenn sie fort sind, immer vollauf zu thun habe. So, mein Herr, hab ich alle Noth und Plage von Kindern, ohne die Freude, sie mein nennen zu können, und sie sind jetzt bei mir so eingewohnt, daß sie anderwärts nicht gern seyn mögen. Hätte sie nur die Artigkeit gehabt, ihre Besuche täglich auf zehen zu beschränken, und jeden auf eine halbe Stunde, so hätt' ich mir's gefallen lassen, und Sie vermuthlich nicht behelligt. Aber noch diesen Morgen haben sie mich so gepeinigt, daß ich es nicht länger aushalten konnte; denn, während die Mutter zwanzigerlei ungebührliche Fragen an mich that, gerieth der jüngste über meinen Geldkorb und verstreute das Geld händeweis mit großer Freude auf den Boden und der andere machte mit einem Hammer ein so furchtbares Getös auf meinem Zähltisch, daß ich halb unsin-

nig war. Ich war eben daran, mir eine neue Spitzenhaube zu machen, aber im Aerger und der Verwirrung verschnitt ich mir ein ganz Stück des feinsten Musselins. Sagen Sie mir, liebster Herr, was soll ich thun? Sprechen Sie im nächsten Aufsatz ein wenig über dergleichen unvernünftiges Besuchen; wiewohl ich sie nicht gerade mit mir entzweien möchte, denn ich liebe sie und ihre Kinder so aufrichtig, als eine Nachbarin nur kann, und sie kauft jährlich viel bei mir. Nur sollte sie überlegen, daß sie doch unbarmherzig mit mir umgeht, wenn auch aus Gedankenlosigkeit. Aber ich habe Ihnen außerdem noch zwanzigerlei zu sagen: da ist ein hübscher Herr, der ganz unbezweifelt mir den Hof machen möchte, aber er kann nur nicht dazu kommen. — Ach Lieber, da ist sie schon wieder! ich muß schließen.

Ihre ꝛc.

Dulderin."

Da es sich gerade so trifft, so mag es darum seyn, daß sie diese Klage abbricht, die, meines Erachtens, lang genug ist, und sonst vermuthlich noch einmal so lang ausgefallen wäre. Aber bedauern muß ich meine Briefstellerin ganz gewiß, und um ihrentwillen die Besucherin ermahnen, jener Worte des weisen Mannes zu gedenken: „halte deinen Fuß fern von Nachbars Hause, damit er dein nicht überdrüssig werde und also dich hasse!" Es ist wohl ein kitzliches und schweres Ding, Besuche so einzurichten, daß man nie durch zu seltenes, oder zu häufiges Kommen, zu plötzliches Gehen, oder zu langes Verweilen verletzt. Im Allgemeinsten aber halte ich es doch für räthlichst, wenn man nicht gern verletzen will, selten zu besuchen und sich nur kurze Zeit aufzuhalten.

trotz allen dringenden, zuweilen doch unaufrichtigen, Einladungen. Und sollte man uns auch gern länger bleiben sehen, so ist doch Sprödigkeit ein verzeihlicherer Fehler, als das Gegentheil.

Die Menschen ziehen sich mancherlei Unannehmlichkeiten zu, bloß weil sie nicht ein bischen Muth haben, der doch im gewöhnlichen Leben so nöthig ist, als in einer Schlacht. Wie viel Unziemliches dulden wir täglich mit großem Verdruß, weil wir nicht den Muth haben, unser Mißvergnügen auszusprechen? Warum sollte man denn seinen Freunden nicht dreust und frei herausſagen, daß ihre langen Besuche lästig werden? Bei dieser Gelegenheit ist es für manche Leser vielleicht unterhaltend, wenn ich ihnen erzähle, wie die Türken ihre Besuche abwarten. Ich habe das von einem unbestreitbar wahrhaften Schriftsteller, der uns versichert, daß die Türken der Höflichkeit und Schmeichelkünste gar nicht so unkundig sind, nur daß sie dieselben nicht so genau wie andere Völker üben können.

„Besucht man eine Standesperson und hat sein Geschäft, oder die Grüsse, oder was man sonst anzubringen hatte, abgethan und gesprochen, so läßt sie Etwas zur Bewirthung kommen, welches gewöhnlich ein wenig Zuckerwerk, eine Portion Sorbett, und eine Portion Kaffee ist; Alles wird auf einmal von Bedienten hereingebracht und allen Gästen reihum sorgfältigst und ehrerbietigst gereicht. Zuletzt kommt es an das Barträuchern der Gesellschaft, womit es folgendermaaßen gehalten wird. Man hat dazu ein kleines silbernes Becken mit einem durchlöcherten Deckel, das auf einem zierlichen Silberteller steht. Darein werden einige glühende Kohlen, und darauf ein Stück

Aloeholz geworfen, dann wird es zugemacht, und der Rauch erhebt sich sehr wohlduftend durch die Löcher des Deckels. Diesen Rauch hält man Jedem unter das Kinn, und ist dieß gleichsam ein, dem Barte gebrachtes Rauchopfer. Der borstige Götze nimmt die Huldigung an und zieht den Harzdampf so reichlich ein, daß er lange nachher zum Blumenstrauß dienen kann."

„Dieser Brauch scheint vielleicht, wenn man zum erstenmale davon hört, lächerlich, aber unter den Türken gilt er für eine große Artigkeit. Und zu seiner Ehrenrettung will ich auch sagen, der Zweck ist sehr weise und nützlich. Denn es ist eine Art höflicher Entlassung der Besuche, wodurch ihnen angedeutet wird, daß der Herr vom Hause zu thun, oder andere Abhaltungen hat, worauf ihnen denn, sobald sie wollen, zu gehen frei steht, und je eher nach dem Brauch, desto besser. So kann man jederzeit lästige und unzeitige Besuche los werden, wenn man zu thun hat, und braucht nicht, wie es gewöhnlich in der Welt ist, heuchlerisch diejenigen länger aufzuhalten, die man vielleicht, weil sie uns bereits so lange beschwert, weit weg wünscht."

So weit mein Schriftsteller. Ich meinerseits finde soviel Geschmack an dieser Türkischen Mode, daß ich in Zukunft etwas Aehnliches einführen werde. Ich habe für Männer eine Flasche ächt Französischen Branntwein, und für die Frauen Citronenwasser aufgehoben. Wenn ich davon ein Gläschen und eine Prise meines beßten Schnupftabaks gereicht habe, so werden hoffentlich meine Besuche sich entfernen und mich meine Studien zum Wohl des Ganzen fortsetzen lassen.

Ankündigung.

Ich sammle jetzt und denke in Kurzem die wahrhafte Geschichte der Entstehung, des Wachsthums und Fortschritts der berühmten Zechgesellschaft herauszugeben. Wer irgend mit Thatsachen, Umständen Charakteren, Verhandlungen ꝛc. bekannt ist, die zur Vervollkomnung und Verschönerung besagten Werks beitragen können, wird ersucht, dieselben dem Verf. mitzutheilen und die Briefe an den Drucker zu richten.

Der Brief mit der Bezeichnung „Möchte gern" ist eingegangen.

52.

Vos, o patricius sanguis, quos vivere fas est
Occipiti caeco, posticae occurrite sannae.

Persius.

Da dieß Blatt den Zweck hat, Böse zu schrecken, Gute dagegen zu loben, so macht es mir im Stillen Freude, zu sehen, daß mein Unternehmen von Gerechten und Guten gebilligt wird und Wenige gegen mich sind, außer solche, welche mich zu fürchten Ursach haben.

Es giebt kleine Thorheiten im Betragen der meisten Menschen, welche ihre beßten Freunde zu rügen zu zart sind; dann giebt es kleine Laster und Verbrechen, welche das Gesetz nicht berücksichtigt, oder nicht abwehren kann;

wiederum giebt es auch so starke Stücke von Rohheit, die zuweilen so listig ausgeführt, und so umsichtlich bewacht werden, daß das Gesetz die Thäter nicht in Anspruch nehmen kann. All diese und ähnliche Dinge fallen in meine Rügamts-Behörde, und ich bin entschlossen, in dem, was ich mir zugetraut, nicht nachlässig zu seyn, sondern mein Amt treufleißigst zu verwalten.

Damit aber Jedermann einsehe, wie menschlich und gerecht ich verfahre, und damit auch meine Feinde überzeugt werden, daß es mir keine Freude macht, in dem widrigen und verächtlichen Leben lasterhafter Menschen zu wühlen; und damit die Furcht Mancher beruhigt und das schreckliche Leben, was sie neulich gefühlt und erlitten haben und noch erleiden, gestillt werde, so erlasse ich hiemit eine allgemeine Verzeichnißurkunde für alle Beleidigungen, Verbrechen und Misverhalten aller Art, die vom Jahre 1681 an bis auf den Tag, wo mein erstes Blatt erschien, begangen worden, und verspreche bloß mit denen mich zu befassen, die seitdem begangen worden und künftig noch begangen werden. Ich werde keine Kunde nehmen, wer früherhin durch Betrug und Druck, oder durch Hinterlist und Heuchelei sich ein Vermögen erworben; nicht, welche Frau ihres guten Ehemanns Bett befleckt, oder welcher Mann mit rohem Betragen, oder Vernachlässigung das Herz eines treuen Weibes gebrochen, seine Gesundheit und sein Vermögen verschlemmt und vergeudet hat; welcher Nichtswürdige seinen Freund betrogen, seine Ehrlichkeit für Geld verkauft, oder welcher noch Nichtswürdigere ihn erst bestochen, und dann den Handel geschlossen hat. Dieß Alles, und noch viel mehr dieser Art will ich vergessen und schweigen; dann aber fordere und erwarte ich auch allgemeine und plötzliche Besserung.

Diese meine Drohungen sollen hoffentlich von guten Folgen seyn, und wenn beachtet, eine Menge Thorheiten und Schlechtigkeiten Anderer verhüthen, mir aber eine Menge Unannehmlichkeiten sparen. Damit aber Niemand die Hoffnung hege, sein Mißverhalten meiner Kunde zu verbergen und darum im Uebelthun beharren zu können, so muß ich melden, daß ich jüngst in vertraute Verhältnisse mit dem Verf. folgendes, mir vor einiger Zeit zugekommenen, Briefs getreten bin, der eine gar wundersame Fähigkeit hat, das allerheimlichste Unbill zu entdecken und mir also in meinem beabsichtigten Verbesserungswerke von großem Nutzen seyn kann.

„Mein Vielgeschäftiger!

Ich freue mich, daß Sie mir Gelegenheit gegeben, Ihnen und durch Sie dieser Landschaft Dienste leisten zu können. Sie müssen wissen, mein Leben war der Art, und meine Geburt mit so wunderbaren Verhältnissen gepaart, daß ich nicht bloß die Handlungen Abwesender und Schlafender, sondern auch des Teufels selbst, in vielen seiner geheimen Wirkungen, in mancherlei Gestalten, Gewöhnungen und Namen von Männern und Weibern entdekken kann; und da ich viel gereiset und in Gesellschaft gewesen, und nur Wenige von dieser Gabe und Eigenschaft angetroffen, so kann ich mich Ihnen als den nützlichsten Correspondenten empfehlen. Meines Vaters Vaters Vater (denn Großväter hatten wir in unserer Familie nicht) war eben der John Bunyan, der das merkwürdige Buch „Wallers Fortschritt" schrieb, und einigermaaßen Hellseher war. Diese Gabe (wie sie an ihn gekommen, besagen unsere Familienurkunden nicht deutlich) genossen all seine Abstämmlinge, nur nicht in gleichen

Maaßen. In einigen meiner ersten Vettern war sie sehr dunkel, und wahrscheinlich wäre sie in unserem besondern Zweige beinahe ausgegangen, wäre mein Vater nicht auf Reisen gegangen. Er verlebte seine Jugend in Neuengland. Dort heirathete er, und dort auch zeugte er meinen älteren Bruder, der diese Gabe in solch einem Grade besaß, daß er Hexen in manchen ihrer geheimen Unternehmungen entdecken konnte. Nachdem sich meine Aeltern nach Großbritannien gewendet hatten, ward mein zweiter Bruder daselbst geboren. Er hatte nur wenig von dieser Kraft, und konnte nur Verhandlungen in der Zeit, wo sie vorfielen, meist aber nachdem sie vorgefallen, entdecken. Mein guter Vater, der sich an Wallers Fortschritt und Berggegenden freute, nahm ein Schiff, fuhr mit seinem Weibe nach Schottland und ließ sich im Hochlande nieder, wo ich geboren ward; und ob nun Boden, Himmelsstrich, oder Sterneinflüsse, wovon manche Vorboten aufbewahrt worden sind, dieß Hellsehen unserer Vorältern mir in größerem Glanze zuertheilten, als es in mehrern Geschlechtsreihen sich kundgegeben, will ich hier nicht untersuchen. Das aber ist richtig, daß ich es reichlich besitze und, wenn Sie mich unterstützen, damit Gutes zu wirken gedenke, was unstreitig viele Ihrer rechtschaffenen Leser mit Dank annehmen werden, sollte mir auch die Entdeckung meiner Herkunft bei Ihren großen Gelehrten und modernen Philosophen nicht gerade zur Empfehlung dienen. Dieß sah mein Vater lange voraus, und, damit der Name allein nicht seinen Kindern nachtheilig würde, so änderte er ihn weislich bei seinem Aufenthaltswechsel.

Ich habe Ihnen nur noch zu sagen, wie ich Ihnen nützlich werden will und warum ich der Welt nicht bekann-

ter werden möchte. Kraft dieser großen Naturgabe des Hellsehens nämlich sehe ich, während ich auf meinem Zimmer sitze, stets eine Menge Männer, Weiber und Kinder jedes Standes und was sie thun; dieß ist nun eine zu große Last für den Geist und ich denke, obgleich es gegen alle Vernunft ist, dieß ganze Gewimmel kann auch mich sehen und beobachten, weßhalb ich sehr zur Einsamkeit und unbemerktem Leben geneigt bin; andererseits ist es mir Erleichterung, meiner Gedanken und Beobachtungen mich zu entladen, als Ihren Freund und ergebenen Diener."

Des Correspondenten Namen verschweige ich, aus Sorge für sein Leben und seine Sicherheit, kann auch seine Klugheit, im Verborgenen zu bleiben, nicht anders als loben. Ich erinnere mich an das Schicksal meines armen Affen; er hatte den bösartigen Tick, Alles was er in Weiberrock sah, anzugrinsen und anzufletschen; da meinten denn meine unwissenden Landnachbarn, der drollige Kerl fletsche jedes Weib, das ihre Jungferschaft verloren, instinctmäßig an. Kaum glaubte man dieß hier und da, so war ihm der Tod geschworen; von wem konnte ich nie erfahren; aber er ward in der Nacht meuchlings überfallen, grausam umgebracht und tausendfach verstümmelt, an einer Thorpfoste aufgehenkt, wo ich ihn früh fand.

Da der Rügemeister beobachtet hat, daß der Schreibkitzel sich außerordentlich verbreitet, er aber für den Ruf seines Vaterlandes, hinsichtlich des Witzes und gesunden Menschenverstandes besorgt ist, so hat er beschlossen, Alles was Verse oder Prosa zu seyn vorgiebt, unmittelbar unter Aufsicht zu nehmen. Somit verbietet er, künftig der-

gleichen herauszugeben, bevor er es untersucht und sein Inprimatur ausgestellt hat, wofür er nur sechs Pence für den Bogen verlangt.

NB. Bei all' dem erlaubt er die Herausgabe aller satyrischen Bemerkungen über den Vielgeschäftigen, ungeachtet obigen Verbots, und ohne Untersuchung, oder auch besagten Ehrensold, welche Nachsicht die schwachen Köpfe in und um diese Stadt dankbar anzunehmen und anzuerkennen bedeutet werden.

Der Herr, der sich Sirronio nennt, wird hiermit bedeutet, nach Empfang dieses, sein großes Buch voll Eruditäten zu verbrennen.

N. S. Aus Mitleid mit dem jungen Manne, weil es ihm soviel Arbeit gekostet, in Erwägung dessen, was ich eben über ihn gehört, daß er im Grunde gutartig ist, und unter der Bedingung, daß er es keinem Auswärtigen, oder Fremden von Verstand zeige, will ich sein besagtes großes Buch voll Eruditäten bis auf Weiteres den Flammen entzogen wissen.

Noli me tangere.

Ich hatte im Anfang meines Unternehmens mich mit Niemand in einen öffentlichen Streit einzulassen beschlossen; denn ich glaubte, es würde mir und meinen Lesern gleich unangenehm seyn, dieß Blatt mit Gezänk, Antworten, Erwiederungen ꝛc. angefüllt zu sehen, was Alles kein Ende nimmt und dazu selten etwas Erbauliches, oder Unterhaltendes abwirft. Wenn aber ein so bedeutender Mann, als Hr. — sich es so angelegen

seyn läßt, mich anzuklagen und zu verdammen, wie er in Keimer's letztem Kundgeber gethan, so muß ich doch Etwas zu meiner Vertheidigung gegen die ärgste Schilderung meines Charakters, die ein Mann von Werth liefern konnte, sagen. Da ich aber dem Publicum viel wichtigere Dinge mitzutheilen habe, so erkläre ich hiemit, daß ich in der Folge nie wieder auf Beschuldigungen, die nicht wahrer und vernünftiger sind, Rücksicht nehmen will; noch weniger aber soll jeder winzige Schnellfinger, der mich angreift, eine Antwort des Vielgeschäftigen erwarten dürfen.

Der Inbegriff, der in besagtem Blatt gegen mich mittelbar oder unmittelbar erhobenen, Beschwerde ist Folgendes. Das erste gewichtige Urtel über Eitelkeit und Bösartigkeit, und die böswillige Andeutung nicht zu erwähnen, daß ich lieblos sey, mithin keinen Anspruch auf Religion machen könne, werde ich auch als Verläumder und Lästerer angegeben; was so gehässig ist, daß es jedem guten Menschen sogleich als Verstoß gegen alles Christenthum, Sittlichkeit und gemeinsame Gerechtigkeit, ja in manchen Fällen als Unmenschlichkeit einleuchten muß; ferner als Verderber guten Rufs; als suchte ich unter einem Vorwande mich vor der Zurechnung der Bosheit und des Vorurtheils zu schirmen; als brauchte ich eine Wehr, die von den Weiseren und Besseren verabscheut werde; als behandelte ich auf eine Art, welche die Weiseren und Besseren nach denselben Grundsätzen und Gründen, wie Meuchelüberfall ꝛc. nicht leiden mögen; und dieß Alles wird aus einer, in meiner dritten Nummer gelieferten Schilderung geschlossen.

Um die Wahrheit und Richtigkeit dieser schweren Beschuldigung zu prüfen, gehen wir doch auf jene Schil-

derung zurück. Und hier werden wir mit Verwunderung sehen, welche Kleinigkeit dieß mächtige Geschrei und Klaggeheul, diese schmerzliche Anklage veranlaßt! — Das Schlimmste, was in meiner sogenannten groben Beschreibung von der Person (sey nun der, auf welchen mein Ankläger die Schilderung Cretico's angewendet hat, wer er wolle) gesagt wird, ist, er sey ein finsterer Philosoph, listig, aber nicht weise. Man dürfte wohl wenig Menschencharaktere schildern, die nicht auf Einen, in einem so großen Lande, wie dem unsern, paßten; man sollte aber denken, wenn ich unter Cretico eine wirkliche Person meinte, ich hätte meine Unpartheisamkeit hinlänglich beurkundet, wenn ich in demselben Abschnitt sagte, Cretico sey nicht ohne Tugend, es liege manches Gute in ihm, man erzähle sich manche gute Handlung von ihm, welches denn doch in alle Wege jene ärgsten Worte „finster und verschmitzt" um gar Vieles überwiegt. Ja mein Feind und Ankläger selbst muß dieß gefühlt haben, wenn er frei bekennt, er habe ernstlich nachgedacht und könne noch nicht sagen, was er lieber seyn möchte, ob Cato, oder Cretico; und mein Cato ist ja doch einer der trefflichsten Charaktere. So viel zu meiner Rechtfertigung! Was die dort angegebenen Gründe, warum ich keine Schilderungen mehr liefern soll, anlangt, nämlich: Warum sollte von irgendwem ein Bild ausgestellt werden, wozu er nie saß? oder einem sein guter Name, wie Geld, oder Besitz, nach Willkühr eines Anderen abgenommen werden? so habe ich darauf nur folgende Antwort: Geld oder Besitz gehören, meines Ermessens, nicht hierher; denn Niemand kann ein Recht darauf, oder auf guten Namen haben, wenn er sie verwirkt hat. Und ist die Welt nicht allein Richter darüber, wieviel guten Namen sie Einem zugestehen zu dürfen glaubt? Gesetzt, ich

könnte, oder hätte Lust, alle gute und schlechte Menschen in America zu schildern, würde wohl ein guter Mann beleidigt werden, weil ich gute Menschen schildere? Schildere ich aber schlechte, können die Schildereien auf Andere passen, als die, so es verdienen? Und dürfen Andere, als solche, sich darum kümmern, daß sie ihren Lohn bekommen? Ich habe vor Verläumdung und Lästerung einen Abscheu, wie Einer, und möchte mir um Vieles nicht eine solche Niedrigkeit zu Schulden kommen lassen; dazu fühle ich ganz sicher, wenn ich dieß Blatt zu Lästerung Jemands brauchen wollte, so würde mein guter Name eher, als seiner, verloren gehen, und der Vielgeschäftige würde bald verabscheut werden; weil in diesem Falle, wie ganz richtig bemerkt wird, das Vergnügen an einer witzigen und neuen Erzählung in edlen und ehrlichen Gemüthern bald erlischt, und dann ein heimlicher Kummer über Verläumdung der Nachbarn erfolgt. Wäre ich aber wirklich der schlechteste Mensch in der Landschaft, und es entwürfe Einer von mir eine wahre Schilderung, wär' es nicht lächerlich von mir, zu sagen, er hätte mich beschimpft und gelästert, wofern er nichts Unwahres hinzugesetzt hätte? Hat die Frage: „warum soll eines Mannes Bild ausgestellt werden, wozu er nimmer saß?" einen Sinn, so muß es der seyn, man sollte Niemand ohne seine Einwilligung schildern. Wenn ich aber den Wolf in Schaafs-Kleidern entdecke, wie er meines Nachbars Schaafe verderben will, muß ich erst seine Erlaubniß haben, ehe ich ihn entdecke und abwehre? Wenn ich weiß, daß Einer ein vorsätzlicher Schurke ist, muß ich ihn erst um Erlaubniß bitten, meine Freunde vor ihm warnen zu dürfen? Ist dem so, ei so müßte ja, angenommen, der Vielgeschäftige hätte Alles verdient, wessen sein Feind ihn beschuldigt, nach demselben Grundsatz, seine Erlaubniß

auch erst eingehohlt worden seyn, bevor man eine so furchtbare Anklage gegen ihn erhob.

Ich schließe mit der Bemerkung, daß im vorletzten Abschnitt des benannten, eben geprüften Aufsatzes, viel Bösartigkeit und einiger gesunder Verstand Stubengenossen sind, wie er sich ausdrückt. Die Bösartigkeit zeigt sich in dem Streben, Satyre da zu finden, wo ich keine, sondern gerade das Umgekehrte, beabsichtigte; der gesunde Verstand ist: einen zu guten Charakter aufstellen, sey eine feinere Art von Satyre, die für ihn eben so beleidigend seyn könne, als das Gegentheil, weil damit eine Untersuchung angestellt werde, welche die Person entkleide und in der Eil ihr Manches ausgezogen werden könne, was sie wirklich besitzt und verdient. Als Rügemeister würde ich das Erstere bestrafen können, aber ich vergebe es. Das Letzte will ich jedoch nicht unbelohnt lassen, sondern meinem Gegner versichern, daß ich hinsichtlich dieser vier verdienstlichen Zeilen ihn auf keine Weise in jener feineren Art zu beleidigen entschlossen bin.

Meinem Nachbar P — W — l danke ich für seinen artigen Brief.

Die Löwen, worüber Klage eingelaufen ist, sollen einen Maulkorb bekommen.

53.

Quid non mortalia pectora cogis,
Auri sacra fames?

Virg.

Die größte Freude, die einem Schriftsteller werden kann, ist gewiß, seine Werke loben zu hören. Seinen Namen vor der Welt zu verbergen, während man seine Gedanken mittheilt, ist zu diesem Selbstgenuß so unerläßlich nothwendig, daß ich hoffe, alle Wohlwollende werden mir Glück wünschen, daß ich den vielen ämsigen, aber fruchtlosen Nachforschungen nach mir entgangen bin. Jedermann wird eingestehen, ein Schriftsteller sollte, als solcher, durch das Verdienst schon seiner Erzeugnisse verborgen bleiben; aber Stolz, Partheisucht uud Vorurtheil gehen in unserer Zeit so weit, daß die Erfahrung lehrt, wir machen uns einen Begriff von einem Aufsatz nach dem Charakter des Verfassers. Ja, es giebt einige gar demüthige Politiker in und um diese Stadt, welche fragen, auf welcher Seite der Verfasser steht, ehe sie über das Geschriebene ein Urtheil fällen. Solch kleinliches Verfahren sah ich wohl voraus, als ich mein erstes Blatt schrieb und darum verschwieg ich meinen Namen. Und ich berufe mich auf die Freisinnigern, ob ich, seit ich als Vielgeschäftiger auftrat, einen Beweis gegeben, daß ich in den unglücklichen Trennungen meines Vaterlands mehr auf eine, als die andere Seite mich geneigt. Ohnedieß habe ich den Trost in mir selbst, daß weder Neigung, noch Abneigung, noch Vortheil mich je partheiisch gegen irgendwen, oder irgend eine Classe gemacht; was ich aber unsinnig, lächerlich, oder unsittlich, unehrlich finde, werde

ich, nach wie vor, mit der Freiheit eines ehrlichen vaterländisch gesinnten Mannes angreifen.

Ich bekenne, ich kann mich kaum halten, oder den Ernst und die Würde, die dem Rügamte zukommen, behaupten, wenn ich die albernen und unverantwortlichen Auslegungen höre, welche boshafte Unwissenheit, oder Dünkel eines größern Scharfsinns, als Andere haben, von manchen meiner Aufsätze machen. Ein Beispiel davon ist Vielen meiner Leser bekannt. Ein gewisser Herr hat sich viel Mühe gegeben, einen Schlüssel zu dem Brief in Nr. 4. zu geben, worin er gar sinnreich eine artige Satyre auf lästige und unverschämte Besuche zu einer Schmähschrift auf Einige aus der Regierung umgedeutelt hat. Ich führe dieß bloß als Geschmacksprobe eines Herren an, dem ich führwahr dafür verbunden bin, daß ich ihm in meinen Betrachtungen gefalle; nicht als glaubte ich, meine Unpartheisamkeit in diesem Puncte könne jemals in Zweifel gezogen werden. Ungerechtigkeiten dieser Art könnte ich mehrere anführen; ich freue mich aber jetzt über den Empfang eines Briefs, den ich, wiewohl er bloß mich als Adepten angeht, doch zur Unterhaltung meiner Leser hier mitzutheilen wage.

An Censor Morum, Esq. Vielgeschäftigen in der Landschaft Pennsylvanien und den Grafschaften Newcastle, Kent und Sussex am Delaware.

Ehrsamer Herr!

Nach Ihren Arbeiten zu schließen, sind Sie nicht bloß ein Liebhaber der Wahrheit und Billigkeit, sondern auch ein Mann von Stande und Gelehrsamkeit, und ein

Meister des Wissens; als solchen ehre ich Sie. Wissen Sie also, mein tiefer Herr, daß ich von Jugend auf unermüdlich die göttliche Wissenschaft der Astrologie betrieben und bewundert habe. Ich habe Scotus, Albert den Großen, und Cornelius Agrippa über dreihundert Mal gelesen, und hoffte, durch Kenntniß und Fleiß soviel zu gewinnen, als mich für meinen Kosten- und Zeitaufwand in diesem Studio entschädigte. Es kann Ihnen nicht unbekannt seyn (denn Ihr vertrauter hellsehender Correspondent weiß Alles), daß an mehrern Stellen um diese Stadt und in vielen Theilen des Landes große Geldsummen unter der Erde verborgen liegen; aber ach, trotz dem, daß ich alle in obbesagten unsterblichen Schriftstellern, angegebenen Mittel und, als diese fehlschlugen, den geistreichen Hn. P — d — l mit seiner Wünschelruthe und Magnet angewendet, ist mir doch noch Nichts gelungen. Darum schreibe ich Ihnen, um mit Ihnen Bekanntschaft zu machen, und zweifle nicht, wir können, trotz meiner wiederhohlten unglücklichen Versuche, einander in unsern Entdeckungen außerordentlich nützlich werden, und, wenn wir unsere Bemühungen vereinen, wird die Zeit kommen, wo Vielgeschäftig, sein hellsehender Correspondent und Ihr ergebener Diener drei der reichsten Männer der Landschaft seyn werden; und was können wir dann nicht Alles thun? Für einen Weisen ist ein Wort genug. Ich schließe mit aller möglichen Achtung, Ihr und Uranias Eigenster

Titan Pleiades.

Abends nach Empfang dieses Briefs besuchte ich meinen hellsehenden Freund und theilte ihm den Antrag mit. Nachdem er gelesen, versicherte er mich, wie er ganz gewiß wisse, daß jetzo auch nicht ein Loth Silber oder Gold

in Hoffnung, doch endlich einen glücklichen Fund zu thun, der ihn mit einem Male für alle Zeit und Mühe entschädigt.

Diese alberne Geldgrabesucht hat seit einigen Jahren unter uns sehr um sich gegriffen, weil man glaubt, es hätten ehemals Seeräuber, die an dem Flusse verkehrt, viel dort vergraben; und so kann man nicht eine halbe Stunde weit vor der Stadt auf allen Seiten gehen, ohne einige, in dieser Absicht nur noch vor kurzem vielleicht gegrabene, Löcher zu sehen. Sonst recht vernünftige Leute haben sich dazu durch eine überschwängliche Lust, schnell reich zu werden und Leichtgläubigkeit, daß, was sie so sehnlich wünschen, wahr seyn möchte, verleiten lassen; die vernünftigen und fast sichern Mittel aber, durch Fleiß und Sparsamkeit reich zu werden, werden darüber vernachlässigt, oder vergessen. Die Vorstellung, Geld zu finden, scheint einen eigenen Reiz zu haben, und wenn der Schuylkiller Sand so stark mit kleinen Goldkörnern gemischt wäre, daß Einer in einem Tage mit Mühe und Fleiß einer halben Krone Werth zusammen brächte, ich bin überzeugt, man würde dort Mehrere arbeiten sehen, die bequem in ihrem Gewerbe täglich fünf Schilling verdienen könnten.

Mit allerlei Geschichtchen, wie es diesem, oder jenem geglückt sey, lassen sich nun auch Andere anfeuern, und die Sterndeuter, wovon jetzt das Land wimmelt, glauben entweder selbst an diese Dinge, oder finden ihren Vortheil darin, Andere davon zu überzeugen; denn sie werden oft über die schickliche Zeit zu graben, die Art, den Geist zu besprechen und ähnliche Possen befragt, was sie denn nöthig, und von den armen betrogenen Geldjägern sehr besucht macht.

In dem Suchen nach Gold-, Silber- und andern edlen Metallgängen ist etwas gar sonderlich Zauberisches und schon Viele sind dadurch zu Grunde gegangen. Ein mir bekannter Seekapitän pflegte die Engländer zu tadeln, daß sie Spanien um seine Silbergruben beneideten, die Vortheile aber ihrer Gewerbigkeit und Manufacturen zu sehr verachteten, oder übersähen. „Ich meines Theils," sprach er, „halte die Ufer von Newfoundland für einen köstlichern Besitz, als die Berge von Potosi; und als ich Fischens wegen dort war, habe ich jeden in das Schiff gezogenen Kabliau als eine Silberstufe von bestimmtem Werth angesehen, die bloß in den nächsten Spanischen Haven getragen zu werden brauchte, um dort zu Geld ausgeprägt zu werden"; des Vortheils, soviel Schiffe und Matrosen auszurüsten und zu brauchen, noch nicht einmal zu erwähnen. Das möge doch der ehrliche Peter Buckram, der lange erfolglos nach verborgenem Geld gegraben hat, bedenken und von der unverantwortlichen Thorheit ablassen! Er möge bedenken, daß jeder Fischzug, den er auf seinem Schiffe thut, ein Goldkorn ist, das in wenig Tagen eine Pistole beträgt; dasselbe möge Faber von jedem Nagel, den er einschlägt, von jedem Hobelzug, den er thut, denken. Solche Gedanken machen betriebsam und folglich mit der Zeit auch wohlhabend; wie thöricht ist es aber, einen sichern Gewinn, um solch einer lächerlichen Einbildung willen fahren zu lassen! Mit einem windigen Astrologen tagelang umherzuschweifen und Entwürfe zu machen, wie man ausgrabe, was nie verborgen ward, unbesorgt, wie nachlässig unterdessen daheim das Geschäft betrieben wird; um Mitternacht Weib und warmes Bett zu verlassen, gleichviel ob es regne, schneie, oder ein Orkan brause, wenn nur die entscheidende Stunde da ist, und nun sich mit Graben nach etwas, was nicht

vorhanden ist, abzumühen, vielleicht eine Erkältung zuzuziehen, die ihnen das Leben kostet, oder mindestens auf mehrere Tage sie zu andern Geschäften untauglich macht. Das ist doch gewiß die ausgesuchteste Thorheit und Tollheit.

Ich will mit den Worten meines klugen Freundes Agricola, aus der Grafschaft Chester schließen, als er seinem Sohn eine Pflanzung gab. „Mein Sohn" sprach er, „ich gebe dir ein kostbares Stück Landes; ich versichere dich, ich habe daselbst mit Graben eine bedeutende Menge Gold gefunden; mögest du es auch! Nur beobachte dabei dieß: grabe nie tiefer, als ein Pflugschaar geht!"

54.

Gespräche über Tugend und Lust.

(Aus der Pennsylvanischen Zeitung Nr. 84. 86. der Jun. und Juliusstücke. 1730.)

A.

Philokles. Freund Horatio, ich freue mich, dich zu sehen. Aber wie kommst du mir so allein, und so nachdenklich? Welches Mißgeschick in der Reihe deiner Freuden heißt dich bei der Philosophie Trost suchen?

Horatio. Du hast ganz recht gerathen, theurer Philokles; wir Lustjäger sind nie allein; und doch ist das

Wild so herrlich, daß wir die Jagd nicht lassen können! Wie ruhig und ungestört ist dein Leben! wie frei von gegenwärtigen Verlegenheiten und künftigen Sorgen! Ich weiß, du liebst und bedauerst mich. So zeige mir denn den Pfad, der zu dem dauerhaften, unwandelbaren Gute führt, das du so schön beschreiben sollst und in so vollem Maaße zu besitzen scheinst!

Ph. Ich schätze wenig Menschen in der Welt mehr, als dich, Horatio; denn bei all' deinen Schwächen und deinem peinlichen Ringen nach Vergnügen habe ich doch in dir ein ehrliches Herz und einen starken Hang zur Tugend gar oft beobachtet. Ich wünsche von Herzen dazu beitragen zu können, daß du immer wie ein vernünftiges Wesen handeln möchtest; denn, wenn du es nicht für einen befremdlichen Ausspruch halten willst, ich möchte sagen, ich liebe dich mehr, als du dich selbst.

Hor. Befremdlich klingt das freilich! Mehr, als ich mich selbst? Liebe ich doch mein theures Selbst so sehr, daß ich alles Andere nur um meinetwillen liebe.

Ph. Nur wer sich recht und verständig liebt, liebt sich sehr.

Hor. Was meinst du damit, Philokles? Ihr Vernünftigen und Tugendhaften verkehrt immer mit Geheimnissen, wiewohl ihr, wenn die Kirche sie macht, darüber lacht. Ich denke, der liebt sich recht und vernünftig, wie du es nennst, der sich erlaubt, was ihm gefällt.

Ph. Auch wenn es gerade das Selbst, das er so recht liebt, zerstört und zu Grunde richtet? Nur der liebt

sich recht, der sich sein Lebenlang das größtmögliche Gut verschafft, und so dem Vergnügen nicht mehr, als es verdient, nachstrebt.

Hor. Das kommt nun auf die Ansichten an. Wer will sagen, wieviel das Vergnügen werth ist? Nimm an, eine reizende Schöne zöge mich so an, daß ich nichts ohne den Genuß dieses einzigen Gegenstandes genießen könnte; oder nun Lust selbst sey so eine geliebte Gebieterin, daß ich sie nehmen müßte, wie man ein Weib nimmt, auf alle Gefahr, ohne die Folgen, oder was kommen mag, zu bedenken. Warum sollt' ich es nicht?

Ph. Nimm an, Horatio, ein Freund von dir träte im zwei und zwanzigsten Jahre in die Welt, mit einem gesunden, kräftigen Körper und einem Vermögen von fünf hundert Pfund jährlichen Einkommens, hätte aber, eh er die Dreißig erreicht, weil er der Lust gefolgt, und nicht, wie du, die Folgen gehörig überlegt, sein Vermögen verthan, und seinen Körper so herunter gebracht, daß er weder Lust noch Fähigkeit zu genießen hätte, und nichts Klügeres thun könnte, um zu Ruhe zu kommen, als sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen: was würdest du zu dem Leben eines so unglücklichen Mannes sagen? Ist das nur etwa nach einer Ansicht, oder Einbildung verkehrt? Oder ist da wirklich Recht und Unrecht vorhanden? Ist nicht eine Ansicht des Lebens und Handelns richtiger, als eine andere? oder ein Betragen vorzüglicher, als das andere? oder scheint dir etwa dieser armselige Sohn der Lust so vernünftig und liebenswürdig, als der Mann, der seine natürlichen Leidenschaften klug und gehörig behandelt, seinen Körper vollkommen gesund, sein Vermögen zusammengehalten, und bis in ein leidliches

Alter genossen hat und nun mit einem Herzen voll Dankes für das Gute, was er genossen, mit gänzlicher Hingebung an den Willen dessen, der ihn zuerst in's Daseyn rief, stirbt? Sag, Horatio, sind diese Männer Beide weise und glücklich? Muß Alles bloß nach Einbildung und Ansicht gemessen werden, ohne zu überlegen, ob diese Einbildung, diese Ansicht richtig sey?

Hor. Ich glaube, wohl schwerlich; indeß kann uns doch der weise und gute Urheber der Natur nicht zur Plage geschaffen haben. Er konnte uns ja doch nicht Leidenschaften geben, damit wir sie unterjochten und besiegten; mir, oder Andern nicht dieß unser Selbst geben, lediglich, damit wir es verläugneten, denn das hieße ja, die Werke des großen Schöpfers selbst verläugnen. Selbstverläugnung also, welche du mir unter deiner Klugheit zu meinen scheinst, scheint mir nicht nur abgeschmackt, sondern entehrend für die höchste Weisheit und Güte, die angeblich ein so lächerliches und widersprechendes Geschöpf machen konnte, das, um nur zu Ruhe zu kommen, immer gegen sich selbst kämpfen, und um glücklich zu seyn, freiwilligem Mühsal sich unterwerfen müßte; sind wir denn siech geschaffen, lediglich, damit uns befohlen werde, gesund zu seyn? Sind wir unter einem Gesetz, unsern Leidenschaften, geboren, und dennoch an ein anderes, die Vernunft gebunden? Antworte mir, Philokles; denn die Ehre der Natur, unser aller Mutter, liegt mir gar sehr am Herzen.

Ph. Ich sehe, meine beiden aufgestellten Schilderein haben dich erschreckt, dergestalt, daß du nun die vernünftige Untersuchung dessen, was gut ist, umgehest und lieber einen kühnen Angriff auf die Vorsehung thust;

ein gewöhnlicher Kunstgriff der heutigen Weltlinge, die, wenn sie gegen alle ewigen Regeln der Vernunft angekämpft und sich in tausend Schwierigkeiten verwickelt haben, sich's bequem machen und der Natur die Last aufbürden! Fürwahr, Horatio, du bist gar übel daran; denn du sagst, du kannst nicht glücklich seyn, wenn du über deine Leidenschaften wachst und fühlst dich doch elend, wenn du ihnen zwanglos nachhängst, so daß hier auf beiden Seiten Uebel, und zwar unheilbares Uebel ist.

Hor. Das ist sehr wahr, wenigstens scheint mir es so. Was kannst du aber zu Ehren der Natur, oder Vorsehung sagen, Philokles? Mir bangt um sie, wie rettest du sie, armer Junge?

Ph. Ich sage dieß, theurer Horatio! Was du für Fehler ansprichst und anfeindest als das schrecklichste Uebel von der Welt, Selbstverläugnung, ist gerade das größte Gut und die höchste Selbstbefriedigung. Wenn du freilich das Wort im Sinne mancher schwachen Sittenlehrer und noch schwächerer Theologen nimst, so hast du wohl Recht, darüber zu lachen; nimst du es aber, wie Philosophen und vernünftige Leute es verstehen, so wirst du sogleich ihre Reize sehen, und in ihre Arme fliehen, trotz ihrer ernsten Haltung, weil dieß gerade nöthig ist, um dein geliebtes Schooskind, die Freude, zu erzeugen. Denn Selbstverläugnung ist nie Pflicht, oder vernünftige Handlung, außer wenn sie ein natürliches Mittel ist, mehr Freude zu verschaffen, als man ohne sie genießen kann; so daß diese ernste heiligenartige Führerin zum Glück, wie roh und fürchterlich sie auch geschildert worden ist, in Wahrheit die mildeste und schönste Gebieterin von der Welt ist.

Hor. Ich bitte dich, Philokles, wirf nicht mit Allegorien und Metaphern um dich; wozu mich so quälen? Wissen will ich, was diese philosophische Selbstverläugnung ist, ihre Nothwendigkeit und Vernünftigkeit. Ich bin ungeduldig und ganz Feuer. Sag also an, auf deinem schönen gemächlichen Wege vernünftiger Folgerung, was ich mir unter diesem deinem ernsten Weibe mit so verbietenden gesenkten Blicken zu denken habe, das doch zu meinen Freuden so unumgänglich nöthig ist! Ich bin sie zu umarmen bereit; denn du weißt, Vergnügen suche ich auf unter allen Formen und Gestalten.

Ph. So merke denn auf und siehe das Vernünftige dieser philosophischen Selbstverläugnung! In keinem Geschöpfe kann absolute Vollkommenheit Statt finden; denn jedes Geschöpf ist von einem höhern Daseyn abgeleitet und in seinem Daseyn von dieser Quelle abhängig; kein erschaffenes Wesen kann allweise, allgütig und allmächtig seyn, weil seine Kräfte und Fähigkeiten endlich und begränzt sind; folglich muß alles Erschaffene, seiner Natur nach, dem Irrthum, der Unregelmäßigkeit, der Uebertretung und Unvollkommenheit unterworfen seyn. Alle vernünftig handelnde Wesen finden in sich eine Kraft zu urtheilen, welcher Art Wesen sie sind, welche Handlungen geeignet sind, sie zu schützen, welche Folgen damit natürlich verbunden sind, zu welchen Vergnügen sie geschaffen und wie weit ihre Natur deren fähig ist. Alles also, was wir zu thun haben, Horatio, ist, wenn wir von einem neuen Gegenstande überrascht werden und leidenschaftlich ihn zu genießen wünschen, daß wir erwägen, ob Befriedigung dieser Leidenschaft sich mit Befriedigung anderer gleicher, wenn nicht gar uns nöthigerer, Leidenschaften und Neigungen ver-

trägt, und ob sie sich mit unserem Glück morgen, in der nächsten Woche, oder im nächsten Jahre verträgt; denn, da wir Alle zu leben wünschen, so müssen wir vernünftigerweise für unser künftiges Glück eben so sehr, als das gegenwärtige sorgen und nicht das eine auf den Trümmern des andern erbauen. Haben wir aber, von der Macht eines gegenwärtigen Vergnügens übermeistert, und weil wir nicht auf die Folgen gemerkt, geirrt und die Gränzen, welche uns Natur und Vernunft setzen, überschritten, dann müssen wir, um unsers Beßten willen, uns zügeln und uns ein augenblickliches Vergnügen für ein künftiges dauerndes und beständiges versagen. Mithin ist diese philosophische Selbstverläugnung nur ein Unterlassen einer heftig gewünschten Handlung, weil sie mit Gesundheit, Schicklichkeit, oder Umständen in der Welt unverträglich ist, mit andern Worten, weil sie mehr kosten würde, als sie werth war. Als Mann des Vergnügens würdest du dabei verlieren. So siehst du also, Horatio, Selbstverläugnung ist nicht nur das Vernünftigste, sondern auch das Angenehmste von der Welt.

Hor. Wir sind eben an der Stadt angelangt und können für jetzt nicht weiter über die Sache sprechen. Du hast viel für Natur, Vorsehung und Vernunft gesagt. Wohl dem, der so göttlichen Führerinnen folgen kann!

Ph. Gute Nacht, Horatio! Ich wünsche dir Weisheit in deinem Vergnügen.

Hor. Ich wünschte, Philokles, ich könnte so weise in meinem Vergnügen seyn, als du anmuthig bist in deiner Weisheit. Deine Weisheit ist angenehm, deine

Tugend liebenswürdig, und deine Philosophie die höchste Ueppigkeit. Leb wohl, du zauberischer Vernünftler.

B.

Ph. Wo warst du denn diese drei bis vier Monate, mein theuerer Horatio? Was ist dir Neues begegnet, seitdem ich dich zuletzt in diesen anmuthigen, Begeisterung wehenden Gefilden traf, und mich wunderte, wie solch ein Lustjäger, wie du, es allein aushalten könnte?

Hor. Ach mein Philokles, mein beßter Freund, weil du ein Freund der Vernunft und Tugend bist, ich bin recht froh dich zu sehen. Weißt du wohl noch, ich sagte damals, einiges Mißgeschick in meinem Vergnügen hätte mich bei der Philosophie Trost suchen heißen? Jetzt aber versichere ich dich, kann ich ohne einen Seufzer, andere Vergnügungen um die Philosophie meiden; kann das Wort Vernunft nennen und Tugend preisen hören, ohne darüber zu lachen. Laß ich mich nicht gut zur Bekehrung an? Was meinst du?

Ph. Sehr gut; denn ich erinnere mich der Zeit noch gar wohl, wo Vernunft, Tugend und Lust dir eins waren, wo du nichts für gut hieltest, als was vergnügte, nichts für vernünftig, wobei du nicht gewannst, wo du mit dem Geiste und den Freuden des Denkens Spott triebst und dein ganzes Glück, wie die übrigen Thiere der Schöpfung, in Sinnenlust setztest.

Hor. Das that ich. Aber in unserem letzten Gespräch, als wir auf diesem Hügel wandelten, und hinab

in den breiten reißenden Strom, auf jene weit ausgebreitete, schöne mannichfaltig wechselnde Ebene sahen, lehrtest du mich etwas Anderes. Du zeigtest mir, daß Selbstverläugnung, die ich vor allen Dingen verabscheute, wirklich das größte Gut, der höchste Selbstgenuß, und unerläßlich nöthig sey, um mein Schooskind, die Freude selbst, zu erzeugen.

Ph. Ganz recht! Ich sagte, Selbstverläugnung sey nur Pflicht, wenn sie ein natürliches Mittel wäre, uns mehr Freude zu verschaffen, als wir ohne sie genießen könnten; da wir Alle ernstlich zu leben und zu genießen wünschten, so müßten wir eben so bedacht auf künftiges, als auf gegenwärtiges Glück seyn, und nicht eines auf den Trümmern des andern erbauen, wir müßten auf das Ende und die Folgen sehen u. s. w.

Hor. Du zeigtest, daß Selbstverläugnung wirklich das Ergötzlichste und Liebenswürdigste, Vernünftigste und Erfreulichste von der Welt sey! Kurz, wenn ich dich recht verstehe, Selbstverläugnung ist Selbstkenntniß. Jetzt aber, mein Freund, mußt du noch ein Versprechen erfüllen, und mir den Weg zu diesem dauerhaften Gute zeigen. Ist es auch nicht bloß eine Einbildung von dir? Kann etwas Beständiges seyn in einer ewig wechselnden Welt, welche nur durch immerwährenden Uebergang des einen in ein anderes zu bestehen scheint, und wo Alles in und außer uns in stäter Bewegung ist? Was ist denn nun dieß dein beständiges, dauerhaftes Gut? Zeige mir es auf! zeige mir die ewig blühende Göttin mit den nie welkenden Reizen und sieh, ob ich sie nicht eben so glühend und begeistert umarme, als du!

Ph. Du scheinst mir sehr aufgeregt, ich will warten, bis du kalt genug bist, die nüchterne, leidenschaftlose Stimme der Vernunft zu hören.

Hor. Du mißverstehst mich, lieber Philokles! Meine Wärme ist nicht so groß, daß sie mit meiner Vernunft davon liefe; sie ist eben groß genug, meine Vermögen (Fähigkeiten) zu erschließen und für die ewigen Wahrheiten, für das dauerhafte Gut, das du so sieghaft anpreisest, empfänglich zu machen. Fang' also nur an, ich bin vorbereitet.

Ph. Gut dann! Ich glaube, Horatio, mit all deinem Skepticismus wirst du mir zugeben, das sey ein beständiges Gut, was sich nie von dir entferne, und das dauerhaft, was nur mit deinem Daseyn ende.

Hor. Ja. Weiter!

Ph. Das kann nie ein Gut für ein Geschöpf seyn, was, wenn gegenwärtig, dieß Geschöpf elend machen kann, und wenn abwesend, gewiß elend macht.

Hor. Ich denke, nicht. Erkläre dich aber, wie du das meinst; denn ich bin an einen so abstracten Gang nicht gewöhnt.

Ph. Ich meine alle Sinnenlust. Das Gut eines Menschen kann nicht bloß in Sinnenlust bestehen; weil, wenn einer dieser Gegenstände, die du liebst, fehlt, oder unerreichbar ist, du sicherlich elend bist; und wenn dir auch das Vermögen nicht entzogen wäre, du ihn dennoch nicht genießen könntest, ob er gleich gegenwärtig wäre. Demnach hängt dieß sinnliche Gut von tausend Dingen in und außer dir ab, die alle außerhalb deiner Macht liegen.

Kann dieß nun wohl ein Gut für den Menschen seyn? Sag, Horatio, ist das nicht ein buntscheckiges, flimmerndes, eingebildetes Gut? Kann das in jedem möglichen Sinne ein Gut heißen, was, wenn genossen, elend machen kann, und, wenn nicht genossen, nothwendig elend macht? was uns so viel Mühe kostet zu erlangen, was nur, wenn wir es besitzen, übersättigt, wonach wir lüstern, ehe wir es wieder genießen können? Oder ist das nur ein Gut, was wir ohne Schwierigkeit erreichen können, was der Besitz erhöht, was nie mit Ermüdung und Täuschung endet, und, je mehr wir es genießen, desto genußfähiger uns macht?

Hor. Ich denke das Letztere. Aber was quälst du mich so? Zeige mir dieß Gut sofort!

Ph. Ich zeigte dir, was es nicht wäre, nämlich nicht sinnlich, sondern vernünftig, sittlich Gutes. Es besteht darin, Andern alles Gute, was wir können, zu thun durch Menschlichkeit, Freundschaft, Edelmuth und Wohlwollen. Dieß ist jenes beständige und dauerhafte Gut, welches stets gleiche Zufriedenheit gewährt, ohne Wechsel, ohne Verringerung. Jetzt spreche ich deine Erfahrung an. Sag, Horatio, fandest du dich je müde, den Elenden zu trösten, den Unglücklichen zu Leben und Glück aufzurichten? oder wächst deine Freude nicht mit jeder Wiederhohlung, und ist sie nicht in der Vorstellung größer noch, als in der Ausübung? Ist eine Freude auf Erden der Freude vergleichbar, Andere glücklich zu machen? Kann diese Freude je fehlen, je enden, als mit deinem Daseyn? Begleitet sie dich nicht allerwärts? Steht sie nicht mit dir auf, und legt sich nicht mit dir nieder, lebt, so lange du lebst, tröstet dich in der Stunde

des Todes, hält bei dir aus, wenn Alles dich, oder du Alles verlässest?

Hor. Wie glühend malst du, Philokles? Ich gemahne mir ein Schwärmer zu seyn; ich fühle Leidenschaft, ich bin entzückend überzeugt; aber ich weiß nicht wie, übermeistert von etwas, das stärker ist, als Vernunft. Gewiß spricht eine Gottheit in mir. Nun aber sage mir, warum dieß vernünftige, sittliche Gut das bloß natürliche oder sinnliche so unendlich übertrifft?

Ph. Ich denke, Horatio, ich habe dir deutlich den Unterschied zwischen beiden gezeigt. Das natürliche, oder sinnliche dauert nicht länger, als die Handlung selbst; aber das göttliche, oder sittliche dauert auch nach der Handlung fort, schwillt an und wächst durch Ueberlegung. Das eine ist unbeständig, unbefriedigend, von kurzer Dauer, mit unzähligen Uebeln verknüpft; das andere beständig, vollgewährend, dauerbar, ohne alle Uebel vorher, dabei, oder nachher. Forschest du aber dem Grunde dieses Unterschiedes weiter nach, und willst du wissen, warum das sittliche größer ist, als das sinnliche, so ist der Grund hier vielleicht derselbe, wie bei allen andern Geschöpfen, weil nämlich ihr Glück, oder Hauptgut darin besteht, daß sie nach ihrem Hauptvermögen handeln, oder nach dem, was sie von allen andern Geschöpfen auszeichnet. Im Menschen ist diese Kraft Vernunft, diese mithin sein Hauptgut; oder was mit Recht sein Gut heißen kann, besteht nicht bloß im Handeln, sondern im vernünftigen Handeln. Unter vernünftigen Handlungen aber verstehen wir diejenigen, welche das Menschengeschlecht erhalten und eine wirkliche ungemischte Glückseligkeit zum Zweck

haben. Solche Handlungen nennen wir zum Unterschied sittlich gut.

Hor. Du redest sehr klar. Damit aber mir nichts dunkel bleibe, so sag, wie sind natürlich Gut und Bös, und sittlich Gut und Bös unterschieden? Ich kenne Viele, die diese Ausdrücke, ohne allen Begriff davon, brauchen.

Ph. Das mag wohl seyn. Der Unterschied liegt bloß darin, natürlich Gut und Bös sind Freude und Schmerz; sittlich Gut und Bös sind mit Absicht und Zweck erzeugte Freude oder Schmerz. Die Absicht macht hier Alles aus.

Hor. Kann man aber nicht bei sehr guter Absicht doch Böses thun?

Ph. Ja; dann irrt man aber im Urtheil, wenn auch die Absicht gut war. Ist der Irrthum unvermeidlich, so daß er, Alles wohl erwogen, nicht anders konnte, dann ist er schuldlos; entstand er aber aus Mangel an richtigem Urtheil über die Natur der menschlichen Handlungen, so ist er unsittlich und schuldig.

Hor. So müssen wir denn, um uns gehörig zu freuen, oder Andern sittlich Gutes zu erweisen, unserer Ansichten gar sehr wahren.

Ph. Nichts nöthiger, als dieß. Denn da das Glück, oder wirkliche Gut des Menschen im recht Handeln besteht, recht handeln aber nicht ohne recht denken möglich ist, so ziemt uns vor Allem darauf bedacht zu seyn, daß unsere Ansichten der Dinge der Natur denselben gemäß seyen. Der Grund aller Tugend und Glückseeligkeit ist richtig

denken. Wer da sieht, daß eine Handlung recht ist, d. h. Gutes bezweckt, und sie thut, weil sie diesen Zweck hat, der allein ist ein sittlicher Mensch, und er allein ist des beständigen, dauerhaften und unwandelbaren Guten fähig, welches der Gegenstand unseres Gesprächs war.

Hor. Wie werde ich aber, mein theuerer philosophischer Wegweiser, erkennen und gewiß bestimmen können, was Recht und was Unrecht ist im Leben?

Ph. So leicht, als du einen Kreis von einem Viereck, das Licht vom Dunkel unterscheidest. Blicke in die heilige Schrift der Natur, lies in deiner eigenen Natur, betrachte das Verhältniß, worin Andere zu dir stehen und du zu ihnen, und du wirst sogleich sehen, was Menschenglück ausmacht und folglich recht ist.

Hor. Wir sind an der Stadt und können nicht weiter sprechen. Du bist mein guter Engel, Philokles; du hast mir gezeigt, was gut ist, hast mich von der Knechtschaft und dem Elend der Thorheit und des Lasters errettet und mich zum freien und glücklichen Wesen gemacht.

Ph. Dann bin ich der glücklichste Mensch von der Welt. Bleibe standhaft, Horatio, weiche nie von Vernunft und Tugend!

Hor. Eh will ich zu seyn aufhören. Gute Nacht, Philokles!

Ph. Schlafe wohl, lieber Horatio!

55.

Selbstverläugnung nicht das Wesen der Tugend.

(Pennsylv. Zeit. No. 324. Febr. 1735.)

Gewöhnlich behauptet man, ohne Selbstverläugnung gebe es keine Tugend; je größer die Selbstverläugnung, desto größer die Tugend.

Hieße dieß, wer sich nicht etwas, wozu er Hang hat, versagen kann, obwohl er weiß, daß es ihm nachtheilig ist, hat nicht die Tugend der Entschlossenheit, oder Tapferkeit, so wäre es verständlich. Wie es aber jetzt dasteht, ist es dunkel und irrig.

Betrachten wir einige Tugenden einzeln!

Wenn Einer keinen Hang hat, Andern in seinem Verkehr Unrecht zu thun, wenn er keine Versuchung dazu fühlt, und es also nie thut, kann man von dem sagen, er sey kein gerechter Mann? Ist er aber ein gerechter Mann, hat er die Tugend der Gerechtigkeit nicht?

Wenn eitle Zerstreuungen für einen Mann nichts Versuchendes haben, und er somit nie ihrentwegen sein Geschäft verabsäumt, ist er nicht ein betriebsamer Mann?

So könnte ich alle übrige Tugenden durchgehen; aber um es kurz zu machen, da es gewiß ist, daß, je mehr wir gegen die Versuchung eines Lasters kämpfen und die entgegengesetzte Tugend üben, desto schwächer die Versuchung, desto stärker die Fertigkeit wird, bis am Ende die Versuchung keine Macht mehr hat, oder ganz verschwin-

bet, folgt wohl daraus, daß wir in unserem Streben, das Laster zu besiegen, stets weniger und weniger tugendhaft werden, bis wir am Ende gar keine Tugend mehr haben?

Ist Selbstverläugnung das Wesen der Tugend, so folgt, daß ein Mann, der von Natur mäßig, gerecht ꝛc. ist, gar nicht tugendhaft ist; sondern daß er, um tugendhaft zu seyn, trotz seinem natürlichen Hang, seinem Nächsten Unrecht thun, und übermäßig essen, trinken ꝛc. muß.

Vielleicht aber versteht man unter Tugend in obiger Behauptung Verdienst, und so hieß der Satz: ohne Selbstverläugnung kein Verdienst; je größer die Selbstverläugnung, desto größer das Verdienst.

Selbstverläugnung muß hier dem Hange zum Laster gegenüber stehen, sonst hätte es keinen Sinn.

Verdienst ist Lob- oder Preiswürdigkeit.

Von Gott Etwas zu verdienen, machen wir keine Ansprüche; denn er ist über unsere Dienste erhaben und seine Wohlthaten, die er uns erzeigt, sind bloß Folgen seiner Güte.

All unser Verdienst geht mithin nur auf unsere gegenseitigen Beziehungen.

Der Satz stünde demnach so:

Wenn mir Einer aus natürlich wohlwollendem Hang einen Dienst erweiset, verdient er weniger, als der, welcher dasselbe gegen seine Neigung thut?

Wenn ich zwei Tagelöhner vor mir habe, einen von Natur fleißigen und einen trägen, beide aber thun ein Tagwerk gleich gut, muß ich darum dem letzten mehr Taglohn geben?

Es ist wirklich häufig der Fall, daß lässige Arbeiter mehr fordern, als fleißige; denn, wenn sie für ihre Arbeit nicht mehr bekommen, so können sie nicht so gut leben. Wiewohl aber das Sprichwort wahr seyn mag, faule Leute geben sich die meiste Mühe, folgt denn daraus, daß sie das meiste Geld verdienen?

Du brauchst in deinen Angelegenheiten einen Diener; wirst du einem, der von Natur ehrlich ist, nicht mehr geben, als einem der von Natur ein Schurke ist, aber jüngst ehrlich handelte? Ströme, deren natürlicher Lauf durch Dämme gehemmt wird, durchbrechen gern ihre Ufer, bis sie sich ein neues Bett tief genug gewühlt haben. Ist nun ein Diener schätzenswerther, als der andere, hat er nicht mehr Verdienst, als der andere? Und das hat er doch nicht wegen größerer Selbstverläugnung.

Ist ein Patriot nicht preiswürdig, wenn Gemeingeist ihm natürlich ist?

Ist ein Paßgänger minder schätzenswerth, weil er es von Natur ist?

Meines Erachtens hat auch Niemand darum weniger Verdienst, weil der Hang zur Tugend ihm natürlich ist.

Das Wahre ist also: Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Liebthätigkeit ꝛc. sind Tugenden, sie mögen nach, oder gegen

unsere Neigung geübt werden, und der Mann, der sie übt, verdient unsere Liebe und Achtung. Selbstverläugnung ist weder gut, noch bös, sondern nur nachdem sie angewendet wird. Wer eine lasterhafte Neigung verläugnit, ist verhältnißmäßig zu diesem Entschluß tugendhaft; nur die vollendetste Tugend ist über alle Versuchung erhaben, wie die der Heiligen im Himmel; und wer etwas Thörichtes, Unziemliches, oder Verkehrtes thut, bloß weil es gegen seine Neigung streitet, wie ich von einigen tollen Schwärmern gelesen, welche nackt umherliefen, um ihr Kreuz auf sich zu nehmen, der übt nicht die vernünftige Wissenschaft der Tugend, sondern ist mondsüchtig.

56.

Das wahre Glück.

(Pennsylvanische Zeitung. Nr. 363. Nov. 1735.)

Der Wunsch glücklich zu seyn, ist uns so natürlich, daß alle Welt nach Glück jagt; diesen einen Zweck haben Alle, wiewohl auf verschiedenen Wegen und mit eben so verschiedenen Begriffen.

Uebel, als solches, kann nie gewählt werden; ist es gleich oft Folge unserer Wahl, so wünschen wir es doch nur als scheinbares, eingebildetes Gut.

Manches, dem wir nachhängen, kann von uns als Uebel angesehen werden und doch wünschenswerth seyn;

dann aber wird es bloß als Uebel in seinen Wirkungen und Folgen, nicht als Uebel in der Gegenwart, das unmittelbar mit Elend verbunden ist, angesehen.

Die Vernunft stellt uns die Dinge vor, nicht bloß wie sie in der Gegenwart sind, sondern in ihrer ganzen Natur und Zweck; nur Leidenschaft sieht sie im erstern Lichte. Regiert sie uns, so achten wir nicht des Künftigen, sondern lassen uns nur von der Gegenwart ansprechen.

Wir können uns unmöglich recht genießen, wenn unser Leben nicht die Harmonie und Ordnung unserer Kräfte, den ursprünglichen Bau und Wuchs unseres Gemüths ausspricht und darstellt. Alles wahre Glück, alles wahrhaft Schöne kann nur aus Ordnung hervorgehen.

So lange ein Kampf zwischen den beiden Kräften in uns, Vernunft und Leidenschaft, obwaltet, müssen wir verhältnißmäßig elend seyn; ist der Sieg errungen und die Vernunft soweit unterjocht, daß sie uns selten mit ihren Einwendungen beunruhigt, so ist das Glück, das wir dann genießen, nicht das Glück unserer vernünftigen Natur, sondern nur unseres niedern, sinnlichen Theils, mithin ein sehr niederes und unvollkommenes Glück gegen das, was uns die andere gewährt hätte.

Denken wir über irgend eine Leidenschaft, einen Hang des Gemüths nach, von der Tugend abgesehen, so werden wir den Unzusammenhang zwischen diesem und dem wahren wesentlichen Glück bald sehen. So z. B. gehört es zum Wesen des Neids, unruhig und ungemächlich zu seyn. Stolz stößt fast immer auf Reizungen und

Störungen. Geiz ist immer mit Angst und Sorge verbunden. Ehrgeiz erfährt immer kränkende Täuschungen, ist aber nie so glücklich, uns zufrieden zu machen; je mehr wir ihm nachhängen, desto größer wird die Sucht und jede Befriedigung in der Gegenwart entzündet seine unersättlichen Wünsche nur immer mehr.

Leidenschaften können, weil sie sich allzusehr mit irdischen Gegenständen beschäftigen, nie die gehörige Fassung und Ruhe des Gemüths geben. Nur Gleichgültigkeit gegen die Dinge dieser Welt, völlige Unterwerfung unter den Willen der Vorsehung und wohlbegründete Hoffnung künftigen Glücks kann uns zu wahrhaftem Selbstgenuß verhelfen. Tugend ist der beßte Schutz gegen die vielen, uns treffenden unvermeidlichen Uebel; nichts erleichtert die Last des Kummers mehr, oder macht die Segnungen des menschlichen Lebens schmackhafter.

Was außer uns ist, hat nicht die mindeste Berührung mit unserm Glück, außer so weit unser Leben und Gesundheit dvvon abhängt. Gesundheit des Leibes ist zwar so nothwendig, daß wir ohne sie nicht glücklich seyn können; aber uns an sich glücklich zu machen vermag sie nicht. Glück entspringt unmittelbar aus der Seele; Gesundheit ist nur als Bewerber zu betrachten, oder als ein Umstand, ohne welchen dieß Glück nicht rein und unverkümmert genossen werden kann.

Tugend ist das beßte Verwahrungsmittel der Gesundheit, weil sie Mäßigkeit vorschreibt und eine solche Regelung unserer Leidenschaften ist dem Wohlseyn des thierischen Haushalts so zuträglich, daß sie zugleich das einzig wahre Glück des Geistes und das beßte Mittel ist, Gesundheit des Leibes zu bewahren.

Gehen unsere Wünsche auf weltliche Dinge, so können sie nie befriedigt werden; ist unser großes Augenmerk auf die des künftigen Lebens gerichtet, so ist diese Erwartung ein unendlich höherer Genuß, als der Genuß der gegenwärtigen.

Also: kein Glück, außer in einem tugendhaften, selbstwürdigen Verhalten! Halten unsere Handlungen nicht die Probe nüchternes Urtheils und Nachdenkens aus, so sind es keine Handlungen, mithin nicht das Glück eines vernünftigen Wesens.

57.

Ueber Entdeckungen.

Pennsylv. Zeit. N. 409. Oct. 1736.

Vor noch gar wenig Zeitaltern war die Welt hinsichtlich des Handels und der Schifffahrt in einer gar traurigen Lage; und wohl nicht viel besser auch in andern Dingen nützlichen Wissens. Es war eine Zeit der Unerfahrenheit; jede nützliche Verbesserung war ihr verborgen; sie hatte weder in den Himmel, noch in die Erde, weder in die See, noch in das Land geschaut, wie seitdem nun geschehen. Sie hatte Philosophie ohne Experimente, Mathematik ohne Instrumente, Geometrie ohne Maaßstab, Astronomie ohne Beweis.

Man führte Krieg ohne Pulver, Schuß, Kanonen und Mörser; ja die Menge machte ihre Lustfeuer ohne

Schwärmer und Racketen. Man gieng ohne Compaß zur See und segelte ohne Magnetnadel. Die Sterne beschaute man ohne Fernröhre, und Breiten maaß man ohne Beobachtung. Das Schriftwesen hatte keine Druckpressen, zum Schreiben gab es kein Papier, und zum Papier keine Tinte. Der Liebende mußte seiner Geliebten ein Stück Bret statt Liebesbrief senden und ein Liebesbrief war damals ungefähr so groß, als ein gewöhnliches Küchenbret. Man kleidete sich ohne Manufactur, und die reichste Tracht waren Felle von den furchtbarsten Ungeheuern; Handel führte man ohne Buch, Briefwechsel ohne Posten; Kaufleute hielten keine Rechnungen, Krämer keine Cassenbücher. Man hatte Chirurgie ohne Anatomie, Aerzte ohne materia medica; gab Brechmittel ohne Ypecacuanha, zog Blasen ohne Fliegenpflaster, und heilte Fieber ohne Fieberrinde.

Was erdkundliche Entdeckungen betrifft, so hatte man weder Nordcap, noch das südliche Vorgebirge der guten Hoffnung gesehen. Die ganze entdeckte bewohnte Welt, die man kannte und mit der man verkehrte, war in sehr enge Gränzen eingeschlossen, nämlich Frankreich, England, Spanien, Italien, Teutschland und Griechenland, Unterasien, der westliche Theil von Persien, Arabien, der nördliche Theil von Afrika, und die Inseln des Mittelländischen Meeres waren damals die ganze Welt; auch waren diese Länder nicht etwa völlig gekannt, vielmehr waren mehrere Theile derselben gar nicht untersucht. Teutschland war nicht viel weiter, als nach den Elbufern bekannt, Polen etwas jenseits der Weichsel, Ungarn etwas jenseits der Donau, Rußland gänzlich ungekannt, wie China jenseits desselben; Indien nur durch einen kleinen Handel an der Küste, um Surat und Malabar; Afrika war,

nach dem Untergange von Karthago, noch unbekannter; die ganze westliche Küste davon war wieder in Vergessenheit gesunken; die nördliche Küste von Afrika, im Mittelländischen Meere, blieb bekannt, und das war Alles; denn die Saracenen, die sich dort angesiedelt hatten, überschwemmten die Nationen und zerstörten so Handel, als Religion. Das Baltische Meer war unentdeckt, nicht einmal die Schifffahrt desselben bekannt; denn die Teutschen Ritter kamen bis zum 13 Jahrhundert nicht bis dahin.

Von America hörte man nichts, hatte selbst nicht einmal eine Ahnung, daß auf dieser Strecke ein Theil der Welt liegen könnte. Die Grönländischen Küsten, oder Spitzbergen und der Wallfischfang waren unbekannt; die beßten Schiffer der damaligen Zeit wären vor einem Wallfisch mit mehr Schreck und Schauder geflohen, als vor dem Teufel in der furchtbarsten Gestalt, die man ihm beigelegt hat.

Die Küsten von Angola, Congo, die Gold- und Goldkörnerküsten auf der westlichen Seite von Afrika, woher späterhin solch unermeßliche Reichthümer bezogen worden, waren weder entdeckt, noch die mindeste Nachforschung danach geschehen; der ganze Ostindische und Chinesische Handel nicht nur unentdeckt, sondern sogar über alle Erwartung! Von Kaffee und Thee — dieser neuen Wohlthat der Menschheit! — hatte man nie gehört; der ganze unbegränzte Ocean, den wir jetzt die Südsee nennen, war verborgen und ungekannt; der Atlantische jenseits der Mündung der Meerenge furchtbar und schrecklich in ferner Aussicht, noch traute sich Niemand hineinzublicken, außer wenn er längs der Küste von Afrika nach Salli oder Santa Cruz hinschlich. Die Nordsee war in

einen undurchdringlichen Schleier gehüllt; die weiße See, oder Archangel, war eine sehr neue Entdeckung, nicht eher gemacht, als bis Sir Hugh Willoughby das Nordcap umsegelt und das Abenteuer gar theuer bezahlt hatte, indem er mit seinem ganzen Schiffsvolk an der Küste von Lapland fast erfror; während seines Mitseglers Schiff mit dem berühmten Chancellor im Russischen Meerbusen, dem sogenannten weißen See ankam, wo vor ihm noch kein christlicher Fremder gewesen war.

So armselig sah es um die Welt und ihr Wissen im Anfange des 15. Jahrhunderts aus, als Männer von Geist umher und um sich schauten. War es nun wunderbar, eine Welt so mit Menschen angefüllt zu sehen und mit Menschen, die so bildungsfähig und doch so dumpf, so blind, so unwissend und so gar ungebildet waren, so war es gleich wunderbar, wie fast Alle in einem allgemeinen Aufstand ergriffen, auf einmal, von durchgängiger Begeisterung beseelt, Kenntnisse über die Erde verbreiteten und nach Allem forschten, was zu enthüllen unmöglich war.

Wie überraschend ist es, so ein wenig rücknärts zu blicken, und zu sehen, daß in weniger als zwei Jahrhunderten dieser ganze, jetzt so dunkelhafte Welttheil nicht einmal wußte, ob es nur ein Rußland, China, Guinea, Grönland oder Nordcap gebe? America anlangend, so hatte man nie vermuthet, daß da nur ein Ort läge; auch hatte die Welt, obschon sie auf den Schultern viertausendjähriger Erfahrung stand, nicht einen Gedanken daran, daß dorthin ein Land liege.

Wie der Orte, so war man der Dinge unkundig; unsere Fortschritte in der Wissenschaft sind so ungeheuer,

daß all' unsere mathematischen, physikalischen und glänzendsten Kenntnisse in diesen letzten zwei Jahrhunderten sich erschlossen.

Was war denn nun die Welt früher? Wozu wurden Köpfe und Hände gebraucht? Der Reiche hatte keinen Handel, der Arme keine Anstellung; Krieg und Schwert waren das große Feld der Ehre, die Bühne der Beförderung; und vor dieser Zeit ist in Nichts kaum ein vorzüglicher Mann in der Welt, als etwa einer, der wüthend über seine Mitgeschöpfe herfällt, wie Nimrod, und seine Nachkommen neuern Andenkens.

Jetzt wächst die Welt täglich an praktischer Kenntniß, und Niemand schmeichle doch dem Zeitalter damit, daß wir es in Entdeckungen biß zur Vollendung gebracht.

Bisher Entdecktes zeiget uns allein,
Wie viel noch möge zu erkennen seyn.

58.

Lebensverderb.

(Pennsl. Zeitung. Nro. 404. November 1736.

Anergus war ein vermögender Mann, zu keinem Geschäft erzogen, der nicht wußte, wie er sein Leben angenehm genug hinbringen sollte. An den eigentlichen gebührlichen Arbeiten des Lebens hatte er so wenig Ge-

schmack, als an Bildung des Geistes. Von vier und zwanzig Stunden brachte er gewöhnlich zehn im Bett zu; zwei oder drei dämmerte er noch auf seinem Lager hin, eben so viel lös'te er allabendlich in gutem Branntwein auf, wenn er mit Leuten seines Gelichters zusammen war; die fünf oder sechs übrigen verschlenderte er in fühlloser Trägheit. Sein Hauptgeschäft war, seine Gerichte zu bestellen und seine Einbildung im Voraus an der Hoffnung eines Mittags- oder Abendessens zu weiden; nicht gerade, weil er ein Fresser, oder vollendeter Gaumseliger gewesen wäre, sondern hauptsächlich, weil er an nichts Bessers zu denken wußte, und mithin auf seines Leibes Erhaltung bedacht war. So hatte er zehn Jahre verlebt, nachdem er in Besitz seines väterlichen Erbes gekommen war; gleichwohl hieß er, nach dem heutigen Mißbrauch des Worts, ein braver Mann, weil man ihn kaum einmal ganz trunken gesehen, und er auch zur Wollust keinen sonderlichen Hang hatte.

Eines Abends, als er allein seiner Muße pflegte, nahmen seine Gedanken eine ganz ungewohnte Wendung; denn sie warfen einen Blick rückwärts und auf seine Lebensweise. Er bedachte, wieviel lebendige Wesen geopfert worden waren, seinen Leichnam zu erhalten, und wie viel Getraide und Wein damit gemischt worden. Noch hatte er sein Rechnen, das er als Knabe gelernt, nicht ganz vergessen und so setzte er sich denn hin und berechnete, was er, seitdem er Mann geworden, verzehrt.

„Ein Dutzend Stück Federvieh, großes und kleines, haben eine Woche in die andere gerechnet", sagte er, „ihr Leben aufgegeben, um das meinige zu verlängern. Macht in zehn Jahren wenigstens sechs tausend.

„Funfzig Schaafe sind in einem Jahre geopfert worden, mit einer halben Hekatombe Hornvieh, damit ich wöchentlich die auserlesensten Stücke auf meiner Tafel hatte. So sind also in zehn Jahren, mich zu füttern, tausend Thiere von den Heerden weg erschlagen worden, außer denen, die mir der Forst geliefert. Viele hundert Fische aller Art sind zu meinem Unterhalt um ihr Leben gekommen, und von den kleinern viele Tausend.

„Ein Maaß Korn gäbe mir wohl für einen Monat nicht Kraftmehl genug und das beträgt hundert und zwanzig Scheffel; und so sind viele Oxthofe Ale und Wein und andere Getränke durch diesen meinen Leib, diesen unseligen Durchschlag von Speise und Trank, gegangen.

„Und was habe ich nun dagegen in dieser ganzen Zeit für Gott und Menschen Gutes gethan? Welch ungeheuere Verschwendung guter Dinge an ein unnützes Leben, und einen werthlosen Lebenden! Nicht eins der geringsten Geschöpfe ist unter allen, die ich verschlungen habe, das seinem Zweck, warum es geschaffen, nicht besser entsprochen hätte, als ich. Es war geschaffen, Menschen zu erhalten, und das leistete es. Jede Krabbe, jede Auster, die ich verzehrt, jedes Korn Waizen, das ich verbraucht, hat seine Stelle in der Reihe der Dinge gebührender und ehrenvoller behauptet, als ich. O des schmählichen Lebens- und Zeitverderbs!“

Kurz, er setzte seine moralischen Reflexionen so richtig und streng vernünftig fort, daß er sein ganzes Leben ändern, seinen Thorheiten mit einem Male entsagen und sich einige nützliche Kenntnisse zu erwerben suchen mußte, als er bereits über dreißig Jahr alt war. Er lebte nun viele

Jahre nachher als ein würdiger Mann und treflicher Christ, that seine Pflicht, als guter Nächster daheim, war ein guter Vaterlandsfreund im Rath, starb mit einem ruhigen Gewissen und die Thränen seines Vaterlandes fielen auf sein Grab.

Die Welt, die seinen ganzen Lebenslauf kannte, staunte über den gewaltigen Wechsel. Man betrachtete ihn als ein Wunder; er aber war demüthig und pries Gottes Macht und Gnade, die ihn aus einem Thier zum Menschen gemacht.

Dieß war nun aber ein Fall, über welchen wir freilich W u n d e r schreien möchten. Giebt es aber nicht unter beiden Geschlechtern in dieser entarteten Zeit gar Viele, deren Leben so ganz unnütz vergeudet wird?

Mir fallen, so oft ich dergleichen nichtsnützige Menschen sehe, immer mehrere Stellen aus Horaz ein, wo von solchen, die „die Zahl voll machen und Erdfrüchte zu verzehren erzeugt sind", von „Alcinous, dem Jüngling, dem es schön stand, bis in den Tag hinein zu schlafen" die Rede ist, oder wo gerathen wird, „vom Lebensmahle, wie ein satter Gast abzutreten; nachdem man genug gespielt, gegessen und getrunken, sey es nun Zeit, nach Hause zu gehen".

59.

Ein Morgen am Hofe.

Im ersten Capitel Hiobs wird eine Verhandlung am Hofe des Beßten aller Fürsten, oder Monarchen erzählt, nämlich Gottes.

Es waren da die Söhne Gottes versammelt und auch Satan erschien.

Unstreitig nahm der Verfasser dieses alten Buchs die Höfe der Morgenländischen Fürsten seiner Zeit dabei zum Vorbild.

Noch bis diesen Tag pflegen sich früh bei den Fürsten Personen zu versammeln, die einander Feind sind, und durch Anschwärzung und Verläumdung derer, die sich durch Tugend und Verdienst auszeichnen, sich in Gunst zu setzen suchen Die Könige thun da ein Paar vertraute Fragen an Jeden im Kreise, bloß um ihre Herablassung zu beweisen. So auch hier!

Findet zum Beispiel ein neuer König einen in der Versammlung, der das letzte Mal nicht da war, so fragt er ihn natürlich; wie er gelebt, seitdem er ihn nicht gesehen? Der Herr antwortet etwa, er sey auf seinen Gütern über Land gewesen, habe einige Freunde besucht. So antwortet auch Satan auf die Frage, wo er herkomme? „Von der Erde, wo er auf und ab, ab und zu gegangen". Und als er nun weiter befragt wird, ob er die Rechtschaffenheit und Treue Hiobs, des Dieners vom Für-

sten, bemerkt, da entwickelt er nun sogleich alle Bosheit des absichtsvollen Höflings in der Gegenfrage: „Dient denn Hiob Gott für nichts? Hast Du ihm nicht unmäßigen Reichthum gegeben und ihn dabei beschützt? Nimm ihm den und er wird Dir in's Angesicht fluchen". In moderner Sprache heißt das: „Nehmen Ew. Maj. ihm nur seine Stellen und Gehalt, und Sie werden ihn bald anders finden".

Das hatte die gewünschte Folge. Hiob ward seinem Gegner überlassen, der ihn seines Vermögens beraubte, seine Familie unglücklich machte und ihn ganz zu Grunde richtete.

Das Buch Hiob heißt bei den Theologen ein heiliges Gedicht und ist, wie die übrigen heiligen Schriften, zu unserer Unterweisung geschrieben.

Welche Lehre wäre nun wohl aus dieser Verhandlung zu ziehen?

Vertraue keinem Einzelnen die Regierung Deines Staats an! Denn wenn die Gottheit selbst, als Monarch, einmal der Verläumdung Gehör geben und ihren beßten Unterthan verderben lassen kann; welch Unglück muß eine solche Macht in den Händen eines bloßen, wenn auch des beßten, Menschen anrichten, welchem die Wahrheit oft geflissentlich verhehlt, und dagegen von listigen, boßhaften und eigennützigen Höflingen Unwahrheit gesagt wird.

Sieh Dich vor, auch wenn Du ihm nur beschränkte Macht anvertraueſt, daß er nicht früher, oder später diese Gränzen untergrabe und niederreiße und sich unabhängig mache

Denn dadurch, daß er Stellen vergiebt, knüpft er alle diese Leute mit ihrem Anhang, alle Bewerber und Hoffende an sich, die seine Zwecke nicht wenig fördern können. Durch mancherlei politische Verwilligungen zum Beßten von Nachbarstaaten oder Fürsten, schafft er sich Beistand zu Gründung seiner Macht. So fällt also durch Hoffnung auf Vortheil von ihm einerseits, und andrerseits durch Furcht vor seiner Rache aller Widerstand.

60.

Eine Fabel.

Der Löwe, König eines gewissen Forstes, hatte unter seinen Unterthanen einen Verein treuer Hunde, die seiner Person und Regierung aus Neigung und Grundsatz fest ergeben waren, durch deren Beistand er sein Gebiet erweitert hatte und Schrecken seiner Feinde geworden war.

Indeß, der Löwe faßte, von bösen Rathgebern verleitet, eine Abneigung gegen die Hunde, verdammte sie ungehört und befahl seinen Tigern, Panthern und Leoparden, sie anzugreifen und zu vernichten.

Die Hunde baten demüthigst, aber ihre Gesuche wurden stolz und hochmüthig verworfen; sie mußten sich vertheidigen und thaten es tapferlichst.

Nur einige unter ihnen, Bastarde aus Paarung mit Wölfen und Füchsen erzeugt, verließen, von Königlichen

Versprechungen großes Lohns bestochen, die ehrlichen Hunde und giengen zu den Feinden über.

Endlich siegten die Hunde. Es ward ein Friedensvertrag geschlossen, worin der Löwe sie für frei erkannte, und sich aller Macht über sie begab.

Da die Bastarde nicht wieder unter sie zurückkehren durften, so verlangten sie von den Königischen den ihnen verheißenen Lohn.

Es ward eine Versammlung der Thiere gehalten, ihr Gesuch zu erwägen.

Die Wölfe und Füchse sagten einmüthig, das Gesuch sey gerecht, Königliches Versprechen müsse gehalten werden und jeder rechtliche Unterthan müsse Se. Maj., freiwillig beitragend, darin unterstützen.

Nur das edle Roß war kühn und frei, wie es ihm gebührte, anderer Meinung.

„Der König", sagte es, „ist von schlechten Ministern verleitet worden, seine treuen Unterthanen unrechtmäßig zu bekriegen. Königliche Versprechungen, wenn sie für das Gemeinwohl zu handeln aufmuntern, müssen freilich ehrenvoll gehalten werden; muntern sie aber auf, uns unter einander zu verrathen und zu vernichten, dann sind sie verkehrt und eitel vom Anbeginn. Darum sollten die, welche zu solchen Versprechen gerathen, und die, welche demzufolge gemordet, statt belohnt, ernst bestraft werden. Seht nur, wie sehr unsere Gesamtkraft durch den Verlust der Hunde bereits geschwächt ist! Setzt ihr den König in Stand, diese Brudermörder zu belohnen, so thut ihr Etwas, das einen künftigen Tyrannen zu gleichen Versprechen

berechtigt und jedes Beispiel solcher, an unnatürliche, rohe Bestien verschwendeter Belohnung macht sie nur noch wichtiger. So werden Pferde und Ochsen, wie Hunde, unter sich selbst entzweit und Bürgerkriege nach Gefallen erregt, bis wir so geschwächt sind, daß weder Freiheit noch Sicherheit in dem Forst herrscht und nichts, als verächtliche Unterwerfung unter den Willen eines Gewaltherrschers übrig bleibt, der uns, wenn es ihm beliebt, auffrißt".

Die Versammlung war so vernünftig zu beschließen — das Gesuch sey abzuweisen.

61.

Der Platz im Himmel.

Eine Erzählung.

Ein würdiger Beamteter, Namens Montresor, war sehr krank. Der Pfarrer des Sprengels rieth ihm, weil er glaubte, er müsse doch sterben, sich mit Gott zu versöhnen, damit er in das Paradies aufgenommen würde. „Ach, darüber bin ich nicht in Sorgen", antwortete Montresor; „denn ich hatte vorige Nacht einen Traum, der mich darüber ganz beruhigt hat". — „Und was für einen Traum"? sprach der gute Pfarrer. „Ich war am Thor des Paradieses", antwortete Montresor, „mit einer Menge Volks, das hinein wollte, und St. Peter fragte Jeden, von welcher Religion er wäre. Einer antwortete:

ich bin römisch-katholisch. — Wohl, sagte Peter, so geh und nimm Deinen Platz unter den Katholischen! Ein Anderer sagte, er sey von der Englischen Kirche. Gut, sagte Peter, geh und setze Dich zu den Anglikanern! Ein Dritter sagte, ich bin Quäker — Geh hin zu den Quäkern! Endlich kam die Reihe auch an mich, und als er mich fragte, zu welcher Religion ich gehörte, sprach ich: ach der arme Jacob Montresor hat gar keine. „Schade, Schade, sagte der Heilige. Ich weiß nicht, wo ich Dich anbringe; doch geh nur immer hinein und sieh, wo Du ankommen kannst"!

62.

Ein Arabisches Mährchen.

Der gute Zauberer Albumazar zog sich in seinem Alter auf den hohen Berg Calabut zurück, mied allen menschlichen Umgang, wurde aber Nachts von Engeln und Geistern des ersten Rangs besucht, die ihn liebten, und lehrreicher Unterhaltung würdigten.

Eines Abends kam Belubel der Starke zu Albumazar. Er war sieben Wegstunden lang, und wenn er seine Flügel ausbreitete, überschattete er ein Königreich. Er legte sich sanft zwischen die langen Bergrücken von Elulem, die Baumwipfel im Thale waren sein Lager, sein Haupt ruhete auf Calabut, als einem Kissen und sein Gesicht leuchtete in Albumazars Zelt.

Der Zauberer sprach mit entzückter Frömmigkeit von der Weißheit und Güte des Allerhöchsten, äußerte aber seine Verwunderung über das Uebel in der Welt, welches er mit all seiner Vernunft nicht vertreten zu können meine.

Rühme Dich nicht so sehr, mein Freund, sprach Belubel, dieser Eigenschaft, die Du Vernunft nennest! Wüßtest Du ihren Ursprung und ihre Schwäche, Du würdest Dich eher gedemüthigt finden.

So sag mir, sprach Albumazar, was ich nicht weiß! Belehre meine Unwissenheit und erleuchte meinen Verstand! Betrachte, sagte Belubel, die Leiter von Wesen vom Elephanten bis zur Auster hinab! Du siehst Vermögen und Kräfte allmälich abnehmen und stufenweise so klein werden, daß der Unterschied kaum merklich wird. Da ist keine Lücke, der Stufengang ist vollständig. Die Menschen wissen gewöhnlich nicht, daß aufwärts vom Elephanten zu dem unendlich Großen, Guten, Weisen auch eine lange Stufenfolge von Wesen ist, die Kräfte und Vermögen besitzen, wovon Du noch keinen Begriff haben kannst.

63.

Gespräch zwischen Franklin und dem Podagra.

Mitternacht, 22ten Oct. 1780.

Fr. O weh! weh! weh! Womit hab ich diese grausamen Schmerzen verdient?

Pod. Mit vielerlei. Du hast zu rücksichtslos gegessen und getrunken, und Deinen Lenden, als sie schmerzensfrei waren, zuviel nachgegeben.

Fr. Wer verklagt mich deßhalb?

P. Ich eben, das Podagra.

Fr. Wie? mein Feind in Person?

P. Nicht Dein Feind.

Fr. Und ich sage nochmals, mein Feind; denn nicht nur meinen Körper möchtest Du todt quälen, auch meinen guten Namen willst Du zu Schanden machen. Du machst mich zu einem Schlemmer und Zecher, und wer mich kennt, wird mir doch eingestehen, daß ich keines von beiden bin.

P. Mag die Welt denken, wie sie will, sie ist immer gar höflich gegen sich und zuweilen auch gegen ihre Freunde; ich aber weiß recht gut, daß, was ein Mann bei vernünftiger Bewegung von Speise und Trank vertragen kann, für einen, der sich nie Bewegung macht, zuviel ist.

Fr. Ich mache mir — o weh! — so viel Bewegung — au — als ich kann. Du kennst meine sitzende Lebensart, und darum könntest Du mich wohl ein wenig schonen, da es ja nicht meine Schuld ist.

P. Nicht ein Tittelchen! Deine Redekunst und Höflichkeit ist umsonst. Deine Apologie dient zu nichts. Führst Du eine sitzende Lebensart, so sollten Deine Erhohlungen und Vergnügungen mindestens thätig seyn. Du solltest

gehen, oder reiten, oder bei schlechtem Wetter Billard spielen. Aber nun laß uns einmal Dein Leben durchgehen! Ein Morgen ist lang und Du hast Muße, auszugehen; was thust Du da? Statt die Eßlust zum Frühstück zu hohlen mit heilsamer Bewegung, ergötzest Du dich mit Büchern, Flugschriften, oder Zeitungen, die zu lesen gewöhnlich nicht der Mühe lohnt. Gleichwohl nimst Du ein tüchtiges Frühstück ein, vier Tassen Thee mit Rahm, ein Paar Butterschnitte, geräuchert Rindfleisch — alles Dinge, die doch wohl nicht so gar verdaulich sind! Darauf setzest Du Dich gleich wieder an den Schreibtisch, oder sprichst mit Leuten in Geschäften. So kommt Eins heran, ohne alle körperliche Bewegung. Doch das wollte ich noch vergeben, weil Du einmal eine sitzende Lebensart führst, wie Du sagst. Was aber thust Du nach Tische? In den schönen Gärten der Freunde, bei welchen Du gegessen, lustwandeln, das thät ein vernünftiger Mann; Du setzest Dich zwei, drei Stunden an das Schachbret. Das ist nun immer Deine Erhohlung, gerade die schlechteste für einen Mann, der viel sitzt, weil, statt den Säfteumlauf zu beschleunigen, die strenge Aufmerksamkeit, die es fordert, ihn gerade hemmt und innere Absonderungen hindert. In Nachdenken über dieß verdammte Spiel versunken, verderbst Du Deine ganze Digestion. Was kann nun aus solch einer Lebensweise anders herauskommen, als ein Körper voll stockender Säfte, der allerlei gefährlichen Krankheiten zur Beute dient, wenn nicht ich, das Podagra, diese Säfte gelegentlich aufregte, und so läuterte, oder zertheilte? Wenn Du in Paris in einer Ecke, oder in einem Gäßchen, wo keine Lustgänge waren, nach Tische Schach spieltest, das mochte hingehen; aber dasselbe thust Du in Passy, Auteuil, Montmartre oder Sanoy, wo die herrlichsten Gärten und Lustgänge sind, reine Luft, schöne

Frauen, angenehme und lehrreiche Unterhaltung, was Du alles genießen könntest. Aber Du verwirfst das Alles um des abscheulichen Schachspiels willen. Pfui also, mein H. Franklin! Doch beinahe hätte ich über meinen Unterweisungen meine heilsame Züchtigung vergessen; also nimm diesen Zwick — und den!

Fr. Au, au, auweh! So viel Unterweisung und Vorwürfe Du willst, nur Deine Züchtigungen spare!

P. Nicht doch, mein Herr — auch nicht im mindesten will ich unterlassen, was Dir so dienlich ist; also —

Fr. Au, au Weh! Es ist gar nicht einmal wahr, daß ich mich nicht bewege, da ich ja sehr oft zu Tische gehe und wieder heimfahre.

P. Das ist unter allen Bewegungen die geringste und unbedeutendste in einem Federwagen. Wenn wir den Wärmegrad, den verschiedene Arten von Bewegung hervorbringen, beobachten, so können wir danach den Grad der Bewegung beurtheilen. Wenn Du z. B. Winterszeit mit kalten Füßen ausgehst, so bist Du in einer Stunde über und über heiß; zu Pferde kaum in vier Stunden Trott; wenn Du aber in einem Wagen ruhest, wie Du sagst, so kannst Du den ganzen Tag reisen und froh seyn, wenn Du im letzten Wirthshause Deine Füße am Feuer erwärmst. Also glaube nur nicht, ein halbstündiges Fahren in Deinem Wagen verdiene den Namen Bewegung. Die Vorsehung hat nur Wenigen bestimmt, im Wagen zu fahren, Allen aber ein Paar Lenden gegeben, die weit bequemere und dienstlichere Werkzeuge sind. So sey also doch dankbar und brauche die Deinen! Willst Du wis-

sen, wie sie den Umlauf Deiner Flüßigkeiten fördern, indem Du Dich von Ort zu Ort begiebst, so gieb nur Acht, wenn Du gehst, wie immer Dein ganzes Gewicht abwechselnd von einem Fuß auf den andern kommt; das veranlaßt einen starken Druck auf die Gefäße des Fußes und treibt ihren Inhalt um; wird das Gewicht auf den anderen Fuß geworfen, und der eine erleichtert, dann füllen sich die Gefäße des ersten wieder, und mit wechselndem Gewicht werden sie wieder zurückgetrieben, und so der Blutumlauf beschleunigt. Die in jeder gegebenen Zeit erzeugte Wärme hängt von dem Grade dieser Beschleunigung ab; die Flüßigkeiten werden erschüttert, die Säfte verdünnt, die Absonderungen erleichtert, und Alles geht gut; die Wangen werden roth und die Gesundheit wird gegründet. Sieh Deine schöne Freundin *) in Auteuil an! Ein Weib, das von der gütigen Natur mehr nützliches Wissen erhalten hat, als ein halb Dutzend solcher Buchweisen, wie Du, aus allen ihren Büchern zusammen zu stoppeln im Stande sind. Beehrt sie Dich mit Ihrem Besuch, so geschieht's zu Fuß. Sie geht allstündlich des Tags, und überläßt Müßiggang und Krankheit ihren Pferden. Da siehst Du ihr Schutzmittel, wodurch sie gesund und reizend bleibt. Willst Du aber nach Auteuil, so muß es gefahren seyn, wenn es gleich von Passy nach Auteuil nicht weiter ist, als von Auteuil nach Passy.

Fr. Dein Gerede wird sehr langweilig.

P. Ich hab verthan, will also schweigen und thun, was meines Amts ist. So nimm denn dieß und dieß!

Fr. Au, au! Sprich weiter, ich bitte.

*) Madame Helvetius.

P. Nein, nein, ich habe noch manche Stiche auf diese Nacht für Dich und Morgen kannst Du Dich auf noch mehr gefaßt machen.

Fr. Was, bei dem Fieber? Ich muß zerrissen werden. Oh, oh! kann denn Niemand das für mich tragen?

P. Darum frage Deine Pferde; sie haben Dir treu gedient.

Fr. Wie kannst Du nur meiner Quaalen so grausam spotten?

P. Spotten? Ich bin ganz ernst. Hier hab ich ein Verzeichniß Deiner Vergehen gegen Deine Gesundheit; es ist ganz genau und rechtfertigt jeden Stich, den Du erhältst.

Fr. Lies mir es!

P. Es ist zu lang; nur Einiges will ich kurz erwähnen.

Fr. Nur zu! Ich bin ganz Ohr.

P. Weißt Du wohl noch, wie oft Du Dir auf den künftigen Morgen einen Gang im Hain von Boulogne, im Garten der Muette, oder Deinem eigenen gelobtest und immer nicht Wort hieltst unter dem Vorwand, es sey zu kalt, zu warm, zu windig, zu feucht, oder wie Dir's einfiel; da doch nichts vorhanden war, als Deine Bequemlichkeit.

Fr. Das, gesteh ich, ist wohl vorgefallen, wohl zehn Mal im Jahr.

P. Weit gefehlt; hundert und neun und neunzig Mal beträgt es im Ganzen.

Fr. Ist's möglich?

P. So möglich, daß es Thatsache ist. Du kannst Dich auf meine Angabe verlassen. Brillon's Gärten und seine schönen Lustgänge kennst Du, auch die schöne Flucht von hundert Stufen, die von dem Rasenaltan hinab auf die Ebene führen. Diese liebenswürdige Familie pflegtest Du wöchentlich zwei Mal nach Tische zu besuchen und, da Dein Grundsatz ist, wenn man eine Wegstunde Treppen auf und ab wandele, so sey das soviel, als zehen auf ebenem Boden, welche Gelegenheit bot sich hier, auf beiderlei Weise Dich zu bewegen! Thatst Du es aber, und wie oft?

Fr. Darauf kann ich nicht sogleich antworten.

P. So will ich es; nicht einmal.

Fr. Nicht einmal?

P. So ist es. Im Sommer giengst Du um sechs Uhr hin. Du fandest das reizende Weib mit ihren lieblichen Kindern und Freunden, bereit mit Dir zu wandeln und Dich angenehm zu unterhalten; und was wähltest Du? Ei nun, Du setztest Dich auf den Altan, freutest Dich der schönen Aussicht, blicktest über den schönen Garten hin, ohne nur eine Stufe hinabzusteigen und darin umherzuwandeln. Im Gegentheil um Thee und Schachbret batest Du, und da saßest Du nun bis neun Uhr und zwar nach zweistündigem Spiel nach Tische, und dann, statt nach Hause zu gehen, was Dich ein wenig bewegt hätte, stiegst Du in Deinen Wagen. Wie abgeschmackt wär' es zu glauben, derlei Sorglosigkeit vertrage sich mit Gesundheit, wenn ich nicht mich in's Mittel schlage!

Fr. Ich überzeuge mich nun, wie richtig der arme Richard bemerkte: „Unsere Schulden und Sünden sind immer größer, als wir meinen".

P. So ist's. Ihr Philosophen seyd Weise in euren Maximen, aber Thoren im Handeln.

Fr. Rechnest Du mir es denn aber auch zum Verbrechen, daß ich von Brillons zurückfuhr?

P. Allerdings; denn da Du die ganze Zeit über gesessen, so konntest Du nicht über Ermüdung klagen, brauchtest also der Erhohlung im Wagen nicht.

Fr. Was soll ich denn aber mit meinem Wagen anfangen?

P. Verbrenn' ihn lieber; mindestens würde Dir dabei einmal warm; oder, willst Du das nicht, hier ist noch etwas: beobachte die armen Bauern, die in den Weinbergen und Feldern um Passy, Auteuil, Chaillot ꝛc. arbeiten; Du kannst täglich unter diesen achtbaren Menschen vier bis fünf alte Männer und Weiber finden, welche von Last der Jahre und zu langer und großer Arbeit niedergebeugt und verkrüppelt sind. Nach einem sauern Arbeitstage haben diese Leute eine bis zwei Wegstunden nach ihren rauchigen Hütten zu wandern. Befiehl Deinem Kutscher, sie heim zu fahren! Dieß würde Deiner Seele zuträglich seyn, zugleich aber wäre es auch gut für Deinen Leib, wenn Du, nach Deinem Besuche bei Brillons, zu Fuße heim giengest.

Fr. O wie langweilig bist Du!

P. Gut dann, an mein Geschäft! nicht zu vergessen, daß ich Dein Arzt bin. Da!

Fr. Au weh, was für ein Teufel von Arzt!

P. Wie undankbar Du da nun sprichst! Habe nicht ich, als Dein Arzt, Dich von Schlag, Wassersucht und Lähmung gerettet? eins oder das andere hätte Dir doch lange gebührt.

Fr. Ich unterwerfe mich und danke für das Vergangene, verbitte mir aber Deine künftigen Besuche; denn meines Erachtens wäre besser sterben, als so schmerzlich geheilt werden. Erlaube mir auch anzuführen, daß ich gegen Dich nicht unfreundlich gewesen. Nie hab ich einen Arzt, oder sonstigen Quacksalber gemiethet, um gegen Dich sich aufzulehnen; läßest Du mich also nicht in Ruhe, so kann man auch Dich undankbar nennen.

P. Das kann ich kaum für einen Einwurf nehmen. Quacksalber veracht' ich; sie können Dich wohl morden, mich aber nicht beleidigen. Ordentliche Aerzte sind aber endlich überzeugt, daß Podagra in Personen Deines Gelichters nicht Krankheit, sondern Heilmittel ist; warum also gegen ein Heilmittel ankämpfen? Doch an unser Werk! Da.

Fr. Au, au, um Himmelswillen, verlaß mich, ich verspreche Dir heilig, nie wieder Schach zu spielen, sondern täglich zu lustwandeln und mäßig zu leben.

P. Ich kenne Dich zu gut; Du versprichst gar schön, aber einige Monate darauf, wenn Du Dich wohl befindest, kehrst Du zu Deiner alten Gewohnheit zurück und Deine schönen Versprechungen sind vergessen, wie die Wolkenbilder vom vorigen Jahr. Laß uns also die Rechnung schließen und ich gehe. Doch ich verlasse Dich mit der Versicherung, daß ich zu seiner Zeit und an seinem

Orte Dich wieder besuche; denn mein Zweck ist gut und Du siehst jetzt wohl ein, daß ich wirklich Dein Freund bin.

64

An Madame Helvetius zu Auteuil.

— — Ihre Freunde anlangend, erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, warum Sie, nach meiner Ansicht, so viele und so mancherlei haben. Ich sehe Staatsmänner, Philosophen, Geschichtschreiber, Dichter und Gelehrte aller Art um Sie versammelt und so bereit, Ihnen anzuhangen, wie Papierschnitzel an Bernstein. Nicht etwa, weil Sie Ansprüche auf eine der Wissenschaften dieser Herren machen; und, wenn Sie es thäten, so lieben darum sich nicht immer die, welche dieselben Wissenschaften treiben. Auch nicht, weil Sie sich bemühten, sie anzuziehen; kunstlose Einfalt ist ein Hauptzug Ihres Wesens. Mit der Geschichte jenes Alten, der, befragt, warum Philosophen Bekanntschaft mit Königen, nicht umgekehrt suchten, erwiederte, weil Philosophen wüßten, was ihnen fehlte, was bei Königen nicht immer der Fall sey, möchte ich es auch nicht erklären. So weit jedoch könnte die Vergleichung richtig seyn, daß wir in Ihrer süßen Gesellschaft jenes reizende Wohlwollen, jene liebende Aufmerksamkeit, jene Neigung zu erfreuen und erfreut zu werden, finden, die wir nicht immer in anderer Gesellschaft finden. Sie geht von Ihnen aus, ergießt sich in Alle und in Ihrer

Gesellschaft freut man sich nicht nur an Ihnen, sondern an Anderen und an sich selbst.

Mit Achtung ꝛc.

B. F.

65.

An Dieselbe.

Verdrüßlich über Ihren gestern Abend so bestimmt ausgesprochenen grausamen Entschluß, Ihrem theuern Gatten zu Liebe ledig zu bleiben, gieng ich nach Hause, warf mich auf's Bett, träumte, ich wär gestorben und in den Elysäischen Feldern.

Ich ward gefragt, ob ich diese oder jene Person besonders sehen wollte. „Führt mich zu den Philosophen"! — „Nahebei hier im Garten wohnen zwei; es sind recht gute Nachbarn und einander befreundet". — „Wer ist es"? — „Sokrates und Helvetius". — Ich schätze beide außerordentlich; laßt mich aber Helvetius erst sehen, denn Französisch versteh ich etwas, Griechisch aber keine Sylbe. — Er empfieng mich sehr höflich, weil er, wie er sagte, mich vor einiger Zeit dem Rufe nach kennen gelernt hatte. Er fragte tausenderlei über Krieg, über den gegenwärtigen Zustand der Religion, der Freiheit und der Regierung in Frankreich. — „Fragen Sie denn nicht nach Ihrer lieben Freundin, Helvetius? Sie liebt Sie ja doch so außerordentlich und ich war nur noch vor einer Stunde

bei ihr". — Ach, sprach er, Sie erinnern mich an mein ehemaliges Glück. Doch um hier glücklich zu seyn, muß man vergessen. In den meisten ersten Jahren dachte ich nur an sie. Endlich bin ich getröstet. Ich hab ein anderes Weib genommen, ihr so ähnlich, als ich es nur finden konnte. Zwar so schön ist sie nicht ganz, aber sie hat eben so viel Verstand und Geist und liebt mich unendlich. Ihr stetes Streben ist, mir zu gefallen, und heut Abend ist sie eben ausgegangen, den beßten Nektar und Ambrosia für mich aufzutreiben. Bleiben Sie bei mir, Sie sollen sie sehen". — Ich merke, Ihre ehemalige Freundin ist treuer, als Sie; denn sie hat mehrere gute Partien ausgeschlagen. Ich gestehe Ihnen, ich liebte sie zum Rasendwerden; aber sie war grausam und verwarf mich, lediglich aus Liebe zu Ihnen. „Ich bedauere Sie; denn wahrlich es ist ein gutes, schönes und recht liebenswürdiges Weib. Sind denn aber der Abbé de la R. und der Abbé M. nicht zuweilen noch bei ihr?? — Ei freilich; sie hat auch nicht einen von Ihren Freunden verloren. — Hätten Sie den Abbé M. mit gutem Rahmkaffee für sich gewonnen, so wären Sie vielleicht glücklich gewesen; denn er ist ein scharfsinniger Vernünftler, wie Duns Scotus und Thomas; er stellt seine Beweise in solcher Ordnung auf, daß man nicht widerstehen kann. Und wäre Abbé de la R. mit einer schönen Ausgabe eines alten Classikers gewonnen worden, gegen Sie zu sprechen, das wäre noch besser gewesen; denn ich habe immer bemerkt, wenn er ihr etwas rieth, so hatte sie eine starke Neigung, das Gegentheil zu thun. — Bei diesen Worten trat die neue Mad. Helvetius mit dem Nektar herein; ich erkannte in ihr gleich die Madame Franklin, meine ehemalige Americanische Freundin. Ich reclamirte sie, aber sie gab mir kalt zur Antwort: „Neun

und vierzig Jahr und vier Monate war ich Ihre gute Frau — beinahe ein halbes Jahrhundert. Das genüge Ihnen! Hier hab' ich eine neue Verbindung geschlossen, die ewig dauern wird".

Voll Unwillen über diesen Korb meiner Eurydice, beschloß ich sogleich, die undankbaren Schatten zu verlassen, in diese gute Welt zurückzukehren, die Sonne und Sie wieder zu schauen. — Da bin ich! Rächen wir uns!*).

66.

Unterthänige Bittschrift an Madame Helvetius, überreicht von ihren Katzen.

Erlauchte, treflichste Frau!

Eine schreckliche Neuigkeit hat unser Glück, das wir auf Ihrem Hühnerhofe und in Ihrem Holzstalle genossen, gestört. Wir erfahren, daß auf eine verläumderische Eingabe gegen uns, unsere Feinde, Ihre Abbés **) Sie zu einer Achterklärung gegen uns bestimmt haben; daß wir mittelst einer teuflischen Erfindung gefangen, in ein Faß gesteckt, nach dem Fluß gerollt und den Wellen preis gegeben werden sollen; und in dem Augenblick, wo wir un-

*) Beide waren damals zwischen 70 und 80 Jahr.

**) Morellet und La Roche.

sere unterthänige Bittschrift kritzeln, hören wir die Art- und Hammerschläge Ihres Kutschers, der das Strafwerkzeug zurichtet.

Aber, erlauchte Frau, sollen wir denn ungehört verdammt werden? sollen wir von allen, auf Ihre Unkosten lebenden, Geschöpfen allein Ihre gerechte und gefühlvolle Seele nicht finden? Täglich sehen wir, wie Ihre wohlthätigen Hände zwei bis drei hundert Hühner, eben soviel Canarienvögel, zahllose Tauben, alle Sperlinge des Weichbilds, alle Amseln des Boulogner Holzes, ja sogar Hunde füttern; und wir allein sollten Ihre Wohlthätigkeit nicht erfahren, sollten, was fürchterlich zu denken ist, mit einer Grausamkeit behandelt werden, die Ihrem Herzen fremd ist und die Sie nur an uns geübt hätten? Nein! Ihre natürliche Herzensgüte wird Ihnen gewiß Gesinnungen einflößen, die Ihrer Katzenhoheit würdiger sind.

Und was haben wir denn nun verbrochen? Man klagt uns an — sollen wir sagen, wie weit die Verläumdung geht? — daß wir Ihre Küchelchen verspeisen, von Zeit zu Zeit einige Tauben verzehren, Ihren Canarienvögeln unaufhörlich auflauern und einige aus dem Drahtgitter Ihres Vogelzwingers herauskrallen, die Mäuse aber in Ihrem Hause wüsten lassen.

Wird man denn aber Verbrecher, weil einem ein Verbrechen zugerechnet wird? Wir können diese schreckliche Anklage ablehnen. Zuvörderst sey uns zu bemerken erlaubt, daß man sie nicht mit Beweisen belegt. Brachte man auch einige Taubenfüßchen, oder Hühnerfedern zum Vorschein, können das Beweise vor irgend einem Gericht seyn? Große Verbrechen sind immer Folge des Elends

und der Noth; wir aber, achtzehn Katzen an der Zahl, bekommen täglich von Ihnen Unterhalt in Ueberfluß. Uns fehlt nichts. Würden wir denn die Hand, die uns nährt, zerkratzen? Mehr als einmal haben vor Ihren leiblichen Augen Ihre Küchlein mit uns aus derselben Schüssel gegessen, ohne daß Sie von unserer Seite auch nur die mindeste ungedultige Bewegung bemerkt haben; und, sagt man Ihnen, wir verzehrten Küchlein nie, wenn man uns beobachte, Nachts begiengen wir den Mord, so antworten wir, das sagen unsere Verläumder; sie hüllen sich in's Dunkel, um ihre feigen Verschwörungen gegen uns anzuzeddeln, weil sie uns nächtlicher Verbrechen zeihen müssen, die unser Tagleben unabläßig Lügen straft.

Aber, sagen unsere Feinde, der Hühnerhof kostet Madame jährlich 25 Louisdor, es werden da zwei bis drei hundert Küchlein gezogen, sie ißt davon kaum funfzig wegen ihrer großen Sparsamkeit, weil das Stück 12 Livres kostet; was wird nun aus den übrigen?

Wir wagen zu fragen, hat man uns die Hühner zur Aufsicht und Pflege übergeben und sind wir dafür verantwortlich? Unter so ungeheuer vielen verheerenden Wesen dürfen doch die Menschen, die überzeugt sind, daß Hühner nur, um von ihnen verzehrt zu werden, in der Welt sind, auf uns den ersten Verdacht nicht werfen. Am Eingange des Boulogner Holzes und in den Gasthäusern von Auteuil werden alle Sonntage hundert Fricassées bereitet; ist es nicht mehr, als wahrscheinlich, daß da auch manches Huhn von Ihnen mit unterläuft? Und von uns haben die Gastwirthe sie doch nicht. Kurz, ohne den Hühnerdieben eine Schutzrede halten zu wollen, erlauben Sie uns zu bemerken, woran auch die Verminderung der Hüh-

ner liegen möge, sie ist in der Ordnung, ja sie ist sogar heilsam, weil sie die Vervielfältigung dieser Gattung, die gar bald Ihr gesamtes Haus in einen Hühnerhof verwandeln und Sie so weit bringen würde, daß Sie, um Hühner zu halten, kein Hemd hätten, in den gehörigen Schranken hält.

Die Tauben anlangend, so sind freilich mehrere Kinder der Coco *) verschwunden; aber Ihre Zärtlichkeit für diese, die so weit geht, daß sie Ihr Porcellan zerbrechen darf, wenn sie nur so gut ist, Ihnen aus der Hand zu fressen, muß Sie nicht ungerecht gegen uns machen. Wo ist der Beweis, daß wir ihre Kinder gefressen haben? Sie und ihres gleichen kommen uns nie zu nahe. Beweisen sie uns nicht, immer auf den Dächern, oder in einer gewissen Entfernung, ein Mißtrauen, das uns wohl verdrießen könnte? Man sehe einmal künftigen Frühling im Holzstalle nach, und wenn man eine Spur von Mord entdeckt, so wollen wir die ersten seyn, die den Schuldigen aufsuchen und ausliefern. Aber die Tauben sind ja nicht, wie wir armen Katzen, an den Boden gebunden, wo sie geboren werden; sie können in Lüften sich ein anderes Vaterland suchen; die Ihnen fehlen, haben unstreitig aus Eifersucht wegen des Vorzugs, den Sie Einigen gaben, die Gleichheit lieber in Freistaatischen Taubenschlägen aufgesucht, als unter der übermüthigen Herrschaft Ihrer Lieblingstauben die Flügel gesenkt.

Daß wir einige von Ihren Canarienvögeln angehäkelt haben sollen, das ist ein grober Betrug. Die Maschen in Ihrem Vogelzwinger sind so eng, daß, wenn wir im

*) Ihre zahme Lieblingstaube.

Spiel unsere Pfötchen hineinbringen, wir viel Mühe haben, sie wieder herauszubringen. Zuweilen sehen wir allerdings ihre unschuldigen Spiele mit an; aber das Blut dieser artigen Thierchen haben wir uns nicht vorzuwerfen.

Ebenso wollen wir uns auch nicht dagegen vertheidigen, daß wir soviel Sperlinge, Amseln und Drosseln, als wir bekommen könnten, verzehren. Hier haben wir gerade Ihre Abbés, unsere grausamsten Feinde, für uns. Sie klagen beständig über den Schaden, den die Sperlinge an den Kirschbäumen anrichten. Der Herr Abbé M. hat einen glühenden Haß gegen die Amseln und Drosseln, die Ihre Weinlauben plündern, wie er selbst. Aber, erlauchte Frau, uns will bedünken, es sey ganz gleich, ob Ihre Weintrauben von Amseln, oder vom Abbé verzehrt werden, und wir werden umsonst auf diese geflügelten Freibeuter Jagd machen, wenn Sie andere zweibeinige ungefiederte Diebe um sich dulden, die noch mehr Schaden thun.

Wir wissen, daß man uns auch anklagt, wir fräßen Nachtigallen, die nicht stehlen und so schön singen. Möglich ist es, daß wir, bloß weil wir um Ihre Vorliebe für sie nicht wußten, einige verspeiset haben; aber ihr grau mattes Gefieder gleicht dem der Sperlinge sehr, und auf Musik verstehen wir uns nicht genug, um einen Waldgesang vom andern zu unterscheiden. Eine Katze Piccini's sagte uns, wenn man nur miauen könne, so könne man nicht über Gesang urtheilen. Das reicht zu unserer Rechtfertigung hin. Indeß wollen wir künftig die Glukkisten, die angeblich die Sperlinge sind, von den Piccinisten, den Nachtigallen, zu unterscheiden streben. Bloß darum bitten wir, daß Sie uns den möglichen Irr-

thum bei'm Ausnehmen eines Piccinistennestes verzeihen, weil man doch, so lange sie noch nicht flücke sind und nicht singen können, sie nicht immer anerkennen kann.

Der letzte Anklagepunct, den wir ablehnen wollen, erlauchte Frau, ist der, von der Menge Mäuse in Ihrem Hause, hergenommene. Die sollen, heißt es, in Ihrem Zucker und Eingemachten viel Schaden thun, die Bücher, ja sogar die Pantoffeln der Demoiselle Luillier *), selbst während sie geht, benagen. Man behauptet, da die Katzen von der Vorsehung, die doch mit gleicher Güte über Katzen und Mäuse wacht, nur um Mäuse zu fressen, geschaffen und in der Welt seyen, so könne man sie, wenn sie diese ihre Bestimmung nicht erfüllen, nicht anders als ersäufen.

Zuverläßig, erlauchte Dame, erkennen Sie leicht die Sprache des Eigennutzes im Munde unserer Ankläger. Herr Cabanis, der bei Ihnen ungeheuer viel Eingemachtes genießt und, wenn er sich unbemerkt glaubt, immer Stücken Zucker entwendet, hat seine Gründe, Ihnen die Naschhaftigkeit einiger Mäuse, die ein Brot benagen, oder eher, als er, einen Topf Johannisbeergallerte anbrechen, als ein Hauptverbrechen vorzuspiegeln; aber er beweiset eine noch grausamere, als eigennützige Seele, wenn er uns des Todes würdig achtet, weil wir diese Thierchen nicht hindern, den tausendsten Theil Schaden, wie er, anzurichten, der doch, wie groß er ist, ohne Rücksicht und ohne Vorwürfe angerichtet wird; und würde er seine Grausamkeit gegen uns weiter treiben, wenn wir, wie er und die Mäuse, selbst Zucker- und Eingemachtes fressende Thiere wären? Ist es nicht klar, daß ihm nur

*) Der Kammerfrau von Mad. Helvetius.

seine Naschhaftigkeit so grausame Gesinnungen einflößt, und könnten Sie dergleichen in sich Eingang gestatten?

Was die Bücher des Hrn. Abbée de la Roche und des anderen (Morellet) anbelangt, dessen Rede an die Akademie wir so eben als Umschlag um eine Kalbslunge, die Sie uns gütigst zukommen ließen, gelesen haben, was ist es denn nun eben für ein großes Unglück, wenn die Mäuse ein bischen von den alten Schwarten verzehren? wozu dient denn das Lesen derselben? Müssen sie nicht, seitdem sie um Sie leben, sich vollkommen von der Nutzlosigkeit des Wissens überzeugt haben? Sie sehen ja doch, daß Sie gut sind, ohne eine Abhandlung über die Sittenlehre, liebenswürdig, ohne die Kunst zu gefallen unseres Hrn. Geschichtschreibers Moncriff, und glücklich, ohne des unglücklichen Maupertuis Abhandlung vom Glück zu kennen; und noch dazu sind Sie täglich Zeugen ihrer tiefen Unwissenheit. Diese Herren wissen wohl viel, aber die Kunst, das Wissen zu entbehren, verstehen sie nicht so gut wie Sie. Ihre Rechtschreibung, erlauchte Frau, ist nicht viel besser, als unsere, und Ihre Schrift nicht viel mehr werth, als unser Gekritzel. Sie schreiben Glück statt Glück; die Sache haben Sie aber drum, ohne zu wissen, wie man das Wort schreibt. Kurz, das Glück, das sie aus allen ihren Büchern nicht schöpfen können, Sie allein verbreiten es über sie, aus der Höhe Ihrer Unwissenheit herab. Die Mäuse thun ihnen also nicht so erschrecklichen Schaden.

Was die Pantoffeln der Dem. Luillier betrifft, so würden die Mäuse ihren Füßen nichts anhaben, wenn sie nur ein bischen minder langsam gehen wollte; und sonderbar ist, daß man uns zum Tode verdammt, weil Ihre Kammerfrau sich nicht schneller als eine Schnecke bewegt.

Dieß sind aber noch nicht unsere stärksten Gründe, die uns wegen des Schadens der Mäuse bei Ihnen entschuldigen können.

Ach, erlauchte Frau, mit welchem Gewissen kann man sich wohl darüber beklagen, daß wir Ihre Mäuse nicht fangen, da Sie unaufhörlich zwei, auf unser Blut erpichte, Ungeheuer bei sich haben, die uns nicht gestatten, Ihrer theuern Person zu nahen, wie Dankbarkeit und Pflicht uns wohl antrieben? zwei Hunde, mit Einem Wort; Thiere, die im Katzenhaß aufgewachsen sind, deren stätes Gebell uns mit Schrecken erfüllt? Wie darf man uns vorwerfen, daß wir uns von den Orten entfernt halten, wo diese wilden Thiere herrschen, in welche die Natur Abscheu vor unserm Geschlecht, und Kraft, es zu vernichten, gelegt hat? Hätten wir es nur noch mit Französischen Hunden zu thun, ihr Haß wäre doch nicht so thätig, ihre Wildheit wäre geringer; aber immer begleitet Sie eine Englische Dogge, die Sie, des Hrn. Generalcontrolleurs weisen Verfügungen zum Trotz, haben kommen lassen und die uns doppelt haßt, erstlich als Katzen, und dann als Französische Katzen. Täglich sehen wir unter Ihren Augen die grausamsten Folgen ihrer Wuth an dem ausgerauften Schwanze unseres Bruders Le Noir. Unser Eifer für Ihren Dienst, ja selbst der Geschmack an Mäusen würde uns in Ihre Zimmer auf die Jagd locken, wenn wir nicht von den furchtbaren Feinden, die Sie zu Herren daselbst gemacht haben, daraus verbannt würden. So werfe man also uns nicht Unfug vor, den Ihre Mäuse treiben, weil man es uns unmöglich macht, sie zurückzuhalten!

Ach sie sind dahin, die glücklichen Zeiten, wo die berühmte Katze Pompon an denselben Oertern herrschte,

auf Ihrem Schooße schlief, auf Ihrem Lager ruhte; wo jene Zemire, die jetzt so hitzig uns von Ihnen verjagt, und bei dem bloßen Wort „Katze" in Wuth geräth, demüthig dem Günstling, dessen Platz sie jetzt hat, den Hof machte. Damals giengen wir mit bogigen Schwänzen im ganzen Hause umher. Die selige Pompon theilte zuweilen herablassend mit der letzten von uns die Kaninchen, die Se. Maj. ihr von der Jagd schickte und, vom Ansehn dieser berühmten Favorite überschattet, genossen wir einigermaaßen Ruhe und Glück. Diese glückliche Zeit ist nicht mehr. Wir leben unter einer Hunderegierung und beklagen unaufhörlich die Katze, unter deren Herrschaft wir so schöne Tage verlebten! Auch benetzen wir allnächtlich den Fuß der Cypresse über ihrem Grabe mit unsern Thränen.

Ach, erlauchte Frau, möge das Andenken an diese Katze, die Sie so sehr liebten, Ihnen wenigstens einiges Mitleid mit uns einflößen! Wir sind zwar nicht von ihrem Stamme, denn sie war von Jugend auf der Keuschheit geweihet, aber doch von ihrer Art. Ihre an diesen Dertern umgehenden Manen fordern Widerruf des Blutur-theils, das unser Leben bedroht; wir werden alle, die Sie erhalten, anstellen, Ihnen unsern lebhaften Dank zu miauen und ihn in die Herzen unserer Kinder und Kindeskinder überpflanzen.

67.

An Hrn. Abbé Morellet.

Passy.

Sie haben mich, liebster Freund, so oft mit Ihren treflichen Trinkliedern erheitert; ich wünsche Sie dafür mit einigen christlichen, moralischen und philosophischen Bemerkungen über diesen Gegenstand zu erbauen.

Im Wein ist Wahrheit, sagt ein weises Sprüchwort. Da nun vor Noah die Menschen nur Wasser tranken, so konnten sie die Wahrheit nicht finden. Mithin verirrten sie sich, wurden abscheulich bös und mit Recht vom Wasser, das sie so gern tranken, ausgerottet.

Da der gute Noah sah, wie seine Zeitgenossen alle durch dieß schlechte Getränk untergegangen waren, so verabscheute er es; und Gott schuf, seinen Durst zu stillen, den Weinstock und offenbarte ihm die Kunst, Wein zu bereiten. Mit Hülfe dieses Getränks entdeckte er manche Wahrheiten, und seitdem kam das Wort diviniren auf, welches ursprünglich heißt, mittelst Weins entdecken. So behauptete der Patriarch Joseph mittelst eines Bechers, oder Glases Wein, zu diviniren; ein Getränk, welches diesen Namen nur darum erhielt, daß es eine göttliche, keineswegs menschliche Erfindung bezeichnete. Daher auch seit jener Zeit alles Treffliche *divinum* oder göttlich hieß.

Von der Umwandelung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Kanaan spricht man wie von einem Wunder. Aber diese Umwandelung geschieht ja durch Gottes Güte noch täglich vor unsern Augen. Das Wasser fällt aus dem Himmel auf unsere Weinpflanzungen, und dringt in die

Wurzeln der Weinstöcke, um in Wein verwandelt zu werden. Ein fortdauernder Beweis, daß Gott uns liebt und gern glücklich sieht! Das besondere Wunder geschah nur, um in einem plötzlichen Nothfalle die Operation zu beschleunigen.

Zwar hat Gott die Menschen auch gelehrt, Wein in Wasser zu verwandeln. Aber was für Wasser? Lebenswasser, oder Branntwein. Und dieß, damit sie im Nothfall das Wunder von Kanaan thun und das gewöhnliche Wasser in die treffliche Weinart verwandeln könnten, die Punsch heißt.

Seyn Sie wohlwollend und wohlthätig, mein christlicher Bruder, wie er, und verhunzen Sie sein gutes Werk nicht! Er hat den Wein gegeben, uns zu erfreuen — sehen Sie Ihren Tischnachbar Wein einschenken, so gießen Sie ihm ja nicht schnell Wasser darunter. Warum wollen Sie die Wahrheit ertränken? Wahrscheinlich weiß Ihr Nachbar besser, als Sie, was ihm zusagt. Vielleicht liebt er das Wasser nicht; vielleicht will er aus Gefälligkeit gegen die Mode nur ein Paar Tropfen; vielleicht will er nicht bemerkt wissen, wie wenig er Wasser beimischt. Wasser also geben Sie nur Kindern; jenes ist eine falsche und lästige Höflichkeit. Ich sage Ihnen dieß als Weltmann, will aber, wie ich angefangen, als guter Christ endigen und Ihnen eine wichtige, aus der heiligen Schrift genommene, religiöse Bemerkung mittheilen, die nämlich, daß der Apostel Paulus dem Timotheus alles Ernstes rieth, Gesundheitshalben Wein in sein Wasser zu gießen; daß aber kein einziger von den Aposteln, und heiligen Vätern je Wasser in Wein zu gießen gerathen.

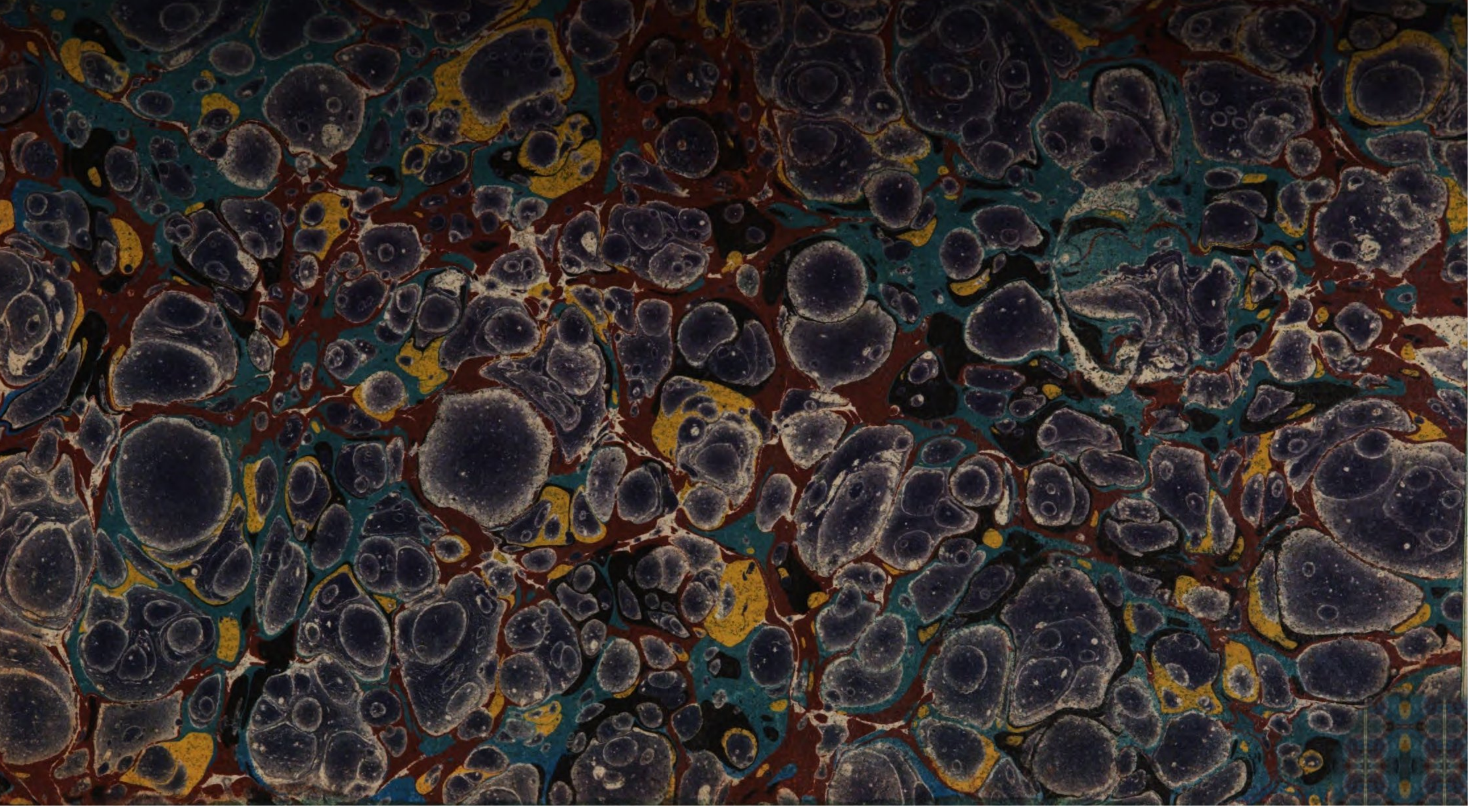
B. F.

N. S. Um noch fester in Ihrer Frömmigkeit und Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung zu werden, bedenken Sie noch die Einrichtung des Ellenbogens! Die Thiere, bemerken Sie, welche Wasser trinken sollen, das auf der Erde fließt, haben lange Beine und einen langen Hals, damit sie ihr Getränk erreichen, ohne niederknien zu dürfen. Der Mensch aber, der Wein zu trinken bestimmt war, muß das Glas zum Munde führen können. Wäre der Ellenbogen näher an der Hand, so wäre der Vordertheil zu kurz gewesen, um das Glas an den Mund zu bringen; wäre er näher an die Schulter gerückt, so wäre er so lang, daß er das Glas über den Kopf führen würde. So wären wir tantalisch gequält worden. Wie unser Ellenbogen jetzt steht, können wir gemächlich trinken; denn das Glas kommt gerade zum Munde. — Beten wir also, das Glas in der Hand, diese wohlwollende Weißheit an! Beten wir an und trinken!

B. F.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Franklin, Benjamin,

Dr. Benjamin Franklin's nachgelassene Schriften und Correspondenz nebst seinem Leben

Bd.: 5

Weimar 1819
Opp. 658 o-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10605602-4